P.o.rel. / Flygare-Carlén
7513 h
16
60

Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Hundertundachter bis Hundertundzwölfter Band.

Enthält:

Der Professor und seine Schützlinge.

Fünf Theile.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Arnold's Buchdruckerei.

Der Professor

und

seine Schützlinge.

Von

Frau Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Fünf Theile.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

1.
Das Fest.

Das Haus des Kommerzienraths Widen war hell erleuchtet. Vom zweiten Stocke herab tönte eine rauschende Tanzmusik, und die Zuschauer, welche sich auf der hohen Staffel des gegenüberliegenden Wirthshauses aufgestellt hatten, sahen deutlich die Gestalten in den leichten Schwingungen der Française vorüberschweben. Goldgeschmückte Herren und schwarz gekleidete elegante Damen in luftähnlichen Gewändern mit üppigen Rosen auf den Wangen und in den Haaren schimmerten keuchend und mit den gestickten Nastüchern wehend, wechselsweise vorüber. „Ich möchte gerne wissen," sagte eine gaffende Matrone zu ihrem Nachbar, „warum der Kommerzienrath gerade jetzt vor Weihnachten einen Ball hält. Die Vornehmen belustigen sich doch immer und ewig; hätten sie nicht bis auf die Feiertage warten können?"

„O, Ihr wißt auch nie etwas," antwortete ihr Nachbar. „Habt Ihr nicht gehört, daß der Kommerzienrath heute die Verlobung seiner Tochter mit dem Kapitän Ling feiert, dem jungen schönen Herrn dort, der mit dem Frauenzimmer im blauen Florkleid tanzt, das ist seine Cousine, Fräulein Hilda Borgensköld, von der die Leute sagten, daß er so entsetzlich in sie verliebt sey. Aber als ihr Vater, der einfältige Narr, sich durch den thörichten Brocker bereden ließ, für ihn zu bürgen, da erwachte wieder die frühere Feindschaft zwischen dem Lieutenant Borgensköld und seinem Halbbruder, dem reichen Professor, und damit nahm die Liebe des Kapitäns ein Ende. Das Fräulein war ja arm wie er selbst, und es

half nichts, gegen den Wind zu steuern, denn er war immer abhängig von dem Professor. Der Kummer dauerte inzwischen nicht lange. Noch an dem nämlichen Tage warb er um die Tochter des reichen Kommerzienraths, und Jawort und Verlobung folgten Schlag auf Schlag. Ja, ja, es geht wunderlich zu in der Welt! Aber betrachtet nur Fräulein Hilda, wie stolz und herrlich sie noch aussieht, obwohl der Jammer ihr im Herzen sitzt; denn es muß wohl nicht sehr erfreulich seyn, sich verschmäht zu sehen, weil man nichts weiter als ein schönes Gesicht und seine fleißigen Hände hat. Pfui, was wir wirklich für junge Herren haben! Geld! Geld! hat sie Geld? das ist immer die erste Frage, wenn sie heirathen sollen. Aber ach, Mutter Brita, seht nur, wie er sie so traurig anblickt! er muß eine Schlange seyn, der Kapitän, das bin ich fest überzeugt. Schaut jetzt dorthin, wie er gegen das andere Ende des Saals hinabschleicht und sich mit der Braut herumdreht, da zeigt er ein Gesicht so heiter wie ein Frühlingsmorgen. Sie ist wahrlich ein Engel Gottes, das Fräulein Rosa! Ich wollte, Ihr könntet sie sehen; versucht es, Mutter Nachbarin, Euch besser hier heraufzumachen."

Gerade als dies bewerkstelligt werden sollte, entstand eine Bewegung auf der Straße, die Volksmasse wogte auf beiden Seiten auseinander und ließ einen altmodischen Wagen durch, der langsam daher rollte und vor dem Hause des Kommerzienraths hielt. Ein Bedienter verfügte sich schleunigst von dem Kutschbocke herab, und öffnete die Wagenthüre, worauf er ehrerbietig einem alten hagern Herrn heraussteigen half. Beide, der Herr und der Bediente, schienen ein Exemplar zu seyn, das man aus einer längst vergangenen Zeit aufbewahrt hatte; wenigstens nach dem Aeußern zu urtheilen, denn dieses war nicht allein bei beiden höchst altmodisch, sondern auch sehr seltsam. Auf den Arm des alten Dieners gestützt, stieg der Herr die Treppe hinauf, und beim ersten Anblick seiner Gestalt flog eine kleine Kammerzofe, die an

einem der Parterrefenster Schildwache gestanden war, in den zweiten Stock hinauf. Die Art ihres Geschäfts schien deutlich daraus hervorzugehen, daß der späte und geachtete Gast schon im Oehrn von dem jungen Kapitän und seiner reizenden Braut, der schönen Rosa Widen, empfangen wurde.

„Herzlich willkommen, Herr Professor,“ sagte das junge Mädchen mit freundlicher, wohllautender Stimme. „Es ist ein wahres Vergnügen für uns, daß der Herr Professor, der sein Haus so selten verläßt, uns die Ehre seiner Gegenwart schenkt.“

„Ja, mein lieber Onkel,“ versicherte der Kapitän in leichtem und artigem Tone, indem er dem Professor den Arm bot, um ihn in ein Seitenzimmer zu geleiten, „auf meine Ehre, ich halte es für das größte Glück, das mir widerfahren konnte, daß der Herr Onkel meinem Ehrentag beiwohnt.“

„Hm!“ sagte der Professor, und ein spöttisches Lächeln spielte um die dünnen Lippen, „hm! es gefällt mir nicht sehr, Dich eine solche Sprache führen zu hören, Ferdinand! wenigstens gab es heute Morgen noch etwas, das Du höher geschätzt hättest.“ Der Kapitän wurde blutroth und ein dunkler Blitz flammte in seinen Augen. Er schwieg jedoch und wandte sich zur Seite, als ihn Rosa mit einem gewissen Ausdruck der Verwunderung betrachtete. — „Nun sprechen wir nicht mehr davon,“ fuhr der Professor in sanfterem Tone fort, indem er die Braut auf die Stirne küßte und seinem Neffen die Hand reichte. „Ich beglückwünsche euch Beide von ganzem Herzen, oder vielmehr ich wünsche euch Beiden Glück.“ Der Professor wollte eben noch etwas hinzusetzen, aber er schwieg; denn in demselben Augenblick trat der Kommerzienrath herein. Es war ein hoher, breitschulteriger Mann von höchst selbstgefälligem Wesen. Und wenn man sich auch die Mühe genommen hätte, jeden einzelnen Zug seines Gesichtes zu prüfen und seine stolze oder besser hochmüthige Haltung zu betrachten, so würde die Schluß-

folge doch dieselbe gewesen seyn, wie beim ersten Anblick. Sein ganzes Aussehen und Wesen stempelte ihn zu einem Manne, dessen Selbstsucht sich auf die Ueberzeugung gründete, daß sein Name der eines Halbgotts auf der Börse war, seine Hauptbücher in dem blühendsten Zustande wenigstens geglaubt wurden und sein Wort mindestens eben so viel galt, als die Münze in den neuen Privatbanken. Der Kommerzienrath trat ein.

„Gehorsamer Diener! Willkommen, herzlich willkommen, Herr Bruder! Auf meine Ehre, eine wahre Ueberraschung; denn um diese Zeit glaubte ich Keinen mehr von den Gästen zu Gesichte zu bekommen, die ausgeblieben waren und am wenigsten meinen Herrn Bruder.“ „Freut mich,“ entgegnete der Professor, und jetzt erschien auf's Neue jenes sarkastische Lächeln, das ein Bestandtheil seiner Natur zu seyn schien, „freut mich, daß ich dem Herrn Bruder dadurch eine Freude mache! ich mußte wohl her, um dem jungen Paar meinen Segen zu geben.“ — „Ja, junge Personen, die an's Heirathen denken wollen, bedürfen heut zu Tage einen reichen Segen,“ bemerkte der Kommerzienrath mit einer wichtigen Miene, welche bald in eine Art Grinsen überging. „Ein Mann, der wie ich eine große Familie auf sich hat,“ flüsterte er dem Professor in's Ohr, „kann hierin nicht ganz so frei handeln, als der alte kinderlose, so herzlich geliebte Oheim.“

„Aha! gehorsamer Diener,“ sprach der Professor sich verbeugend; „wenn es geschah, um mich in dieser Hinsicht zu erproben, daß man so sehr in mich drang, bei der Verlobung der jungen Leute gegenwärtig zu seyn, so ...“

„Um Alles in der Welt, mein bester Professor,“ unterbrach ihn der Kommerzienrath, „der Herr Brüder wird doch einen kleinen Scherz nicht mißverstehen; hier ist natürlich nicht der Ort, um derartige Dinge ernsthaft zu besprechen.“ Und damit nahm der Wirth seinen Gast unter den Arm und führte ihn in den Saal, wo die

Kommerzienräthin den hinzutretenden Freund mit dem holdesten Lächeln empfing und ihn verbindlich nöthigte in dem leeren Sopha neben ihrer eigenen Person Platz zu nehmen.

Inzwischen blieben die Verlobten einige Augenblicke allein in dem Kabinete zurück. Der Kapitän führte seine Braut an ein Fenster, und schien eben so herzlich mit ihr zu sprechen, als er leise redete. Diesen Augenblick müssen wir benützen, um die Portraits ihrer Personen zu entwerfen. Der Kapitän, Ferdinand Ling, war ein Mann von mittlerer Größe, kraftvoll, wohlgebaut und mit einer Art sich zu geben, welche seiner Person mehr Würde verlieh, als ihr die Natur geschenkt hatte. Sein Gesicht konnte nicht eigentlich schön genannt werden; aber es lag etwas Frisches und Angenehmes darin, das die glänzendere Eigenschaft ersetzte. Gewöhnlich schwebte ein Lächeln um seine wohlgebildeten Lippen; wenn man aber dem dunkeln, fast düstern Ausdruck trauen dürfte, der bisweilen aus den blitzenden schwarzen Augen leuchtete, so wären es nur die Lippen, die lächelten, während die Seele vielleicht mit heftigen Leidenschaften kämpfte. In solchen Augenblicken hielt er den festen Blick eines Andern nicht aus; die gesenkten Augendeckel verbargen das Spiel, das unter ihnen vorging. Kapitän Ling war übrigens ein Mann, der für ein Muster von gutem Ton in den gewähltesten Kreisen der Stadt galt, ein Mann von Bildung und feiner Lebensart, und gerade ein solcher, wie man ihn für das gesellschaftliche Leben als einen willkommenen Gewinn ansehen kann.

Seine Braut, Rosa Widen, war eine hohe, schlanke Blondine von sehr symetrischem Wuchse und allgemein wegen ihrer Schönheit gefeiert, welche sich in der That der Urform weiblicher Vollkommenheit näherte. Doch sie selbst kannte diesen Werth nicht, oder schien ihn wenigstens nicht zu kennen. Es war die unbeschreibliche Einfachheit, die entzückende und ungekünstelte Anmuth in

ihrem stillen und lieblichen Wesen, welche sie überall so gesucht und geliebt machte.

„Ich brauche diese Versicherungen nicht," sagte sie sanft, und legte die Hand auf die Lippen ihres Bräutigams, als dieser mit mehr als gewöhnlicher Beredtsamkeit den Umfang seiner Liebe und die Größe seines Glücks betheuerte. „Wozu dienen sie? ich weiß ja, daß Du mir herzlich gut bist, und warum sollte ich das heilige Versprechen erneuern, das ich Dir vor einigen Tagen in Gegenwart meiner Mutter gab? Ich habe hinreichend Achtung vor Dir, um mein zukünftiges Glück mit Ruhe und Zufriedenheit in Deine Hände zu legen; und wenn ich nicht im Stande bin, die Heftigkeit der Gefühle zu theilen, welche bei Dir eher einem verheerenden Sturme als dem Hauch einer ruhigeren und stillen Liebe gleichen, so schreibe dies meinem Temperamente, nicht meinem Herzen zu; denn dieses ist Dir gewiß gut."

Die Wangen des Kapitäns flammten immer stärker, immer fleißiger drehte er an dem geschmeidigen Schnurrbarte, und der heftige Druck der Zähne auf die Oberlippe bewies, daß er eine starke und nicht eben angenehme Gemüthsbewegung fühlte.

„Meine gute, geliebte Rosa," sagte er mit erzwungener Fassung, „verzeihe mir, wenn meine Gefühle sich nicht so äußern, wie Du es wünschest! Glaube mir inzwischen, daß es meine eifrigste Bemühung seyn soll, durch die strengste Zurückhaltung in Worten und Blicken mich dem Punkte zu nähern, wo Du stehst und um den Du eine Mauer von Eis aufgeführt hast, damit Dein Geliebter das Vergnügen hat, sich abzukühlen, wenn sein Herz gar zu warm wird."

Ueberrascht und mit einem Blick, der deutlich ihren Unwillen ausdrückte, sah Rosa die heftige Bewegung des Kapitäns. Seine Worte verletzten sie, nach dem Purpur zu urtheilen, der auf ihrer Wange glühte, und ihre Hand zitterte unmerklich, als Ferdinand sie faßte und mit einem leisen Druck das Unpassende seiner letzten Aeußerung ab-

bitten zu wollen schien. Sie schwieg jedoch, und er führte sie wieder in den Saal hinein in das brausende feurige Leben.

„Wollen wir einen Walzer machen?“ fragte er leise und freundlich und deutete auf die bunte Reihe, „liebe, gute Rosa!“ bat er schmeichelnd, als sie einen Augenblick schwieg, „sey mir nicht böse!“

„O nein, Ferdinand! das bin ich gewiß nicht; aber ...“

„Keine Aber,“ fiel der Kapitän lebhaft ein, und zog sie mit sich fort in den Strom der muntern Ballgäste.

In einer Ecke des Saales stand einsam und schweigend an einen kleinen Marmortisch gelehnt, ein bleicher, feiner Jüngling von hoher, aber schlanker Gestalt. Seine Züge waren edel und bildschön; auf der hohen weißen Stirne thronte Ernst und besonnene Ruhe; aber in dem dunkelblauen Auge flammte bisweilen eine verzehrende Gluth, wenn es auf einen gewissen entfernten Gegenstand im Saale traf; sonst schien es nur sanft, gut und grundehrlich. Jedesmal, daß jene Flamme empor glühte, legte er die Hand über die Augen, und schüttelte gedankenvoll die reichen, braunen Locken bei Seite, die sich um sein schönes Haupt kräuselten. Der Anzug des Jünglings war schwarz, und bewies durch sein abgetragenes Aussehen und die weißgewordenen Nähte, daß er einem jener armen Gelehrten zugehörte, welche sich durch die Prüfungsschule und die Vorhöfe der Armuth langsam in das Heiligthum der Wissenschaft hinein arbeiten. Es war ein junger Kandidat der Philosophie, Franz Mannerstedt. Als Lehrer der Musik und der Sprachen in dem reichen Bankierhause, war er mit einer Einladung zu dem großen Feste beehrt worden. Der arme Mannerstedt strebte nach einem Ziele, das zwar für gegenwärtig noch in weiter Ferne schien, es aber bei seinem Fleiß und seiner Beharrlichkeit nicht lange bleiben konnte; dieses schöne und lichte Ziel war — der Lorbeerkranz*) und hinter diesem

*) Des Bakkalaureus.

hervorschimmernd, entweder das einträgliche Rektoramt an einer höheren Schule, oder wer weiß, irgend eine Pfarrstelle in dem Schatten von hohen Linden. Ein wenig zu träumen muß ja immer erlaubt seyn; ohne dieses glückliche Vermögen, ohne eine freundliche Hoffnung für die Zukunft würde ja das Streben der Gegenwart stets gelähmt seyn.

Gerade als Mannerstedt aufs Neue von einem jener Sonnenstiche belästigt schien, die wir bereits erwähnt haben, und die ihn bewogen, seine Augen wieder zu bedecken, ging der Kommerzienrath vorbei. Er blieb stehen, klopfte dem Jüngling mit einer Gönnermiene auf die Schulter, und sagte lächelnd: „Nun, wie steht's, mein lieber Kandidat? wird Er keinen Tanz machen, solche Vergnügungen kommen nicht alle Tage. Auf, und schüttele Er den Bücherstaub von sich."

Mannerstedt entschuldigte sich damit, daß er in den letzten Jahren nicht mehr getanzt habe; aber die eigentliche Ursache war, daß er seinen Anzug und dadurch sich selbst zu einem herzlosen Gespötte der Zuschauer zu machen fürchtete; denn diese hätten wahrscheinlich einen unwiderstehlichen Reiz in den Lippen gefühlt, wenn sie ihn mit seinen kurzen Beinkleidern und dem engen Fracke erblickten. Aber einen andern Willen zu haben, als der Kommerzienrath, taugte nichts, um so mehr, wenn man jeden Samstag seine drei Thaler Banko' empfing, und überdies auf alle Sonntage Mittag eingeladen war.

„Er soll tanzen, mein Freund," fuhr der Großhändler in seinem sanftesten Tone, jedoch auch mit einem Nachdruck fort, der keine Einwendungen duldete; aber da er gewahrte, daß Mannerstedt die unerhörte Kühnheit hatte, mit einer zweiten höflichen Verbeugung und einem nicht unmerklichen Kopfschütteln eine neue Weigerung vorzubringen, rief der Kommerzienrath schnell seiner Tochter, welche eben den Walzer mit dem Kapitän endigte. Rosa kam freundlich und heiter zu ihrem Vater her, und dieser fragte sie: „Welche Tour hast Du zunächst frei?"

Rosa besann sich ein wenig. „Den fünften Walzer, Papa'chen," antwortete sie.

„Gut," sprach der Kommerzienrath; „Herr Mannerstedt engagirt Dich darauf" — und damit ging der übermüthige Mann weiter, ohne die erröthenden Wangen und die niedergeschlagenen Augen des Jünglings eines einzigen Blickes zu würdigen. Rosa stand vor ihm, und erwartete, daß er die Worte des Vaters bekräftigen sollte; aber die Gefühle, die in ihm stritten, waren so mannigfaltig, daß er keinen Laut über seine Lippen bringen konnte: beleidigter Stolz — die zarteste Saite bei einem armen, abhängigen Jüngling — über die unhöfliche Einmischung des Kommerzienraths; die Furcht, den zu erzürnen, der auf eine gewisse Art sein Gönner gewesen war; das peinigende Gefühl der Schaam, wenn er an die Blicke dachte, womit die Gesellschaft ihn betrachten würde, und endlich ein anderes Gefühl, das mächtigste von Allen, aber das gerade deshalb den drei übrigen das Gleichgewicht hielt, — die Lust, die Seligkeit mit Rosa zu tanzen, deren bloßer Anblick ihn bisher mit den vielen bittern und kränkenden Stunden versöhnt hatte, die er in dem Hause des Kommerzienraths erleben mußte.

Das gute, feinfühlende Mädchen begriff beinahe ganz das wahre Verhältniß der Sache. Sie kannte ihren Vater, und sah ein, daß er es gewesen war, der den armen Mannerstedt in diese Verlegenheit gebracht hatte. In dem süßesten Tone sprach sie: „Papa möchte so gerne heute Abend Jedermann heiter sehen, und gibt vielleicht deshalb nicht so Acht auf die Neigung und den Geschmack seiner Gäste. Dies geschieht jedoch blos aus wohlmeinendem Streben; und wenn es nicht ganz und gar gegen den Vorsatz des Herrn Mannerstedt streitet, zu tanzen, so können wir ihm ja das Vergnügen machen."

Der junge Mann warf ihr einen Blick zu, der nur dankbar seyn sollte; aber dieser Blick jagte Rosa das Blut in die Wangen. Da senkten sich seine Augen schnell, und in ziemlich ruhigem Tone sprach er: „wenn Fräulein Wi-

den mich mit dem Glück eines Tanzes beehren will, so weichen alle Bedenklichkeiten. Ich werde die Ehre haben, mein erhaltenes Recht in Anspruch zu nehmen, wenn es Zeit ist."

Er verbeugte sich tief. Rosa lächelte und ging nach der andern Seite des Zimmers. Mannerstedt nahm seine frühere Stellung wieder ein, und sein spähender Blick entdeckte, daß Rosa kaum sich gesetzt hatte als sie von einer Menge Schmetterlinge umringt wurde, die um ihre Aufmerksamkeit buhlten. Während dessen können wir als unpartheische Beschauer dieses bunten Gemäldes den Kapitän Ling beobachten, wie er nach verschiedenen, sehr unschuldigen Bewegungen hin und her endlich wie aus Zufall bis zu dem Ecke hinabkam, wo sich Hilda Borgensköld befand. Jemand, der neben ihr saß, hatte, ohne es zu wissen, den Edelmuth aufzustehen, und sogleich nahm Ferdinand seinen Platz ein. Das junge, etwas bleiche, aber dennoch anziehende Mädchen wich verlegen vor den Schlingen ihres Feindes zurück, und sah nach der entgegensetzten Seite des Zimmers, ob sie nicht eine passende Veranlassung zum Aufbruch entdecken konnte. Aber alle Plätze waren gefüllt, und an den Thüren hatten sich eine Menge Herren niedergelassen. Sie mußte sich also geduldig in ihr Schicksal ergeben, und sitzen bleiben, obwohl dies das Schlimmste von allem war.

„Theure, theure Hilda," sagte Kapitän Ling in flüsterndem Tone, „warum verweigertest Du mir die gewünschte Unterredung? warum schicktest Du, wenn Du diese auch nicht bewilligen wolltest, meinen Brief unerbrochen zurück? O Hilda, Hilda, Du warst doch hart! sonst hättest Du uns allen viel Schmerz ersparen können. Noch heute Morgen sprach ich mit meinem Onkel; aber ach! was sollt ich ihm sagen, da ich keine Hoffnung besaß."

„Ferdinand," unterbrach Fräulein Borgensköld ihren Vetter ganz kalt, „Du hast wenig Zartgefühl, da Du in Gegenwart einer ganzen Gesellschaft einen so erschöpften Stoff wieder aufnimmst; es verlohnt sich ja

nicht der Mühe, ein weiteres Wort darüber zu verlieren. Sey deßhalb so gut, und verlaß mich."

„Gott! wie bitter Du bist, Hilda!" seufzte Ferdinand, und seine Wangen glühten, sein Auge flammte. „Glaubst Du denn, daß ich die Rosen allein für mich behalten und nur Dir die Dornen gelassen habe? nein, weit entfernt davon! Die Stacheln haben sich fest in mein Herz gedrückt, und dort tiefe Wunden gerissen. Aber ich werde Dir nicht länger beschwerlich fallen. Doch, Hilda, schlage mir den nächsten Walzer nicht ab; es würde nur Verwunderung und Geschwätz erregen, wenn wir als so nahe Verwandte an einem ganzen Abend nur eine elende Française miteinander tanzten."

„Keinen Walzer," sagte Fräulein Borgensköld bestimmt.

„Nein, ich glaube gerne, daß Du mir diese Freude nicht gönnst," erwiederte der Kapitän düster; „aber eine Quadrille kannst Du mir doch wohl nicht verweigern?"

„Nein," versetzte sie gleichgültig, „auch das ist durchaus nicht nothwendig." — Ling stand auf, machte eine stumme Verbeugung und ging auf eine Weile in ein Spielzimmer.

Die Zeit verflog schnell für die muntern Ballgäste, und endlich war man an dem bewußten Walzer, den Mannerstedt mit Rosa tanzen sollte. Mit hochklopfendem Herzen und widerstrebenden Bewegungen nahte er sich ihr. Aber jetzt hätte man sehen sollen, wie die Elegants des Tages erstaunt um drei Schritte zurückfuhren und Platz machten, als Rosa vor dem jungen Kandidaten aufstand, von dem sie nie geträumt hatten, daß er die Absicht habe, ihr Nebenbuhler zu werden. Er erwiederte ihr artiges Lächeln mit einem stolzen Blick, und obwohl seine Hand etwas zitterte, als er sie leicht um Rosa's Leib legte — denn sein Arm kam gewiß kaum so nahe, daß er die äußerste Falte ihres Florkleids berührte — so gab doch seine freie und zierliche Haltung, und die Art, wie er seine Dame führte, seinem Tanzen

einen Ausdruck, der seine zarte Schüchternheit von Niemand bemerkt werden ließ, als von ihr, der einzigen, die ihn je zittern machen konnte. Bei einer Pause warf der Jüngling einen fast trotzigen Blick im Saal umher, um zu sehen, ob sich eine Lippe zu einem verächtlichen Lächeln kräuselte. Wie es sich damit verhielt, war jedoch nicht ganz ausgemacht; denn Mannerstedt war kurzsichtig, und konnte überdies die mitleidigen Bemerkungen von einer und der andern entlegenen Gruppe nicht hören.

„Ach! sehen Sie, meine Beste, der arme Kandidat hat sich auf die Beine gemacht, und tanzt, und das mit der Göttin des Tages selbst! Das ist gewiß, sie ist zu lieb, die Fräulein Widen, man kann ihrem schönen Gesicht nicht das geringste Zeichen von Unlust ansehen, obwohl man sich leicht denken kann, daß es ihr im höchsten Grad beschwerlich seyn muß, mit einem solchen Kavalier zu tanzen. Ich möchte wünschen, daß alle unsere jungen Damen daran ein Beispiel nähmen. Denn, meine liebe Madame T—, ist es nicht entsetzlich mit anzusehen, wie die Mädchen heutzutage den Mund verziehen, und auf die Garnirung ihrer Kleider niedersehen, wenn ein armer Ladendiener, mag er auch noch so hübsch seyn, oder irgend so ein armer Jüngling wie der dort, sie engagirt? Nein, da haben sie nie eine Tour frei! Aber kommt gleich darauf ein Offizier oder ein Hofgerichts-Notar, oder irgend ein Buchhalter, der die Aussicht hat, bald sein eigenes Komptoir zu eröffnen, so sind sie sogleich bereit, und werden kaum roth, wenn der Verschmähte ihnen einen unwilligen Blick über ihre Aufführung zuwirft.“

„Ach ja; aber ich meine doch,“ erwiederte ein anderes Frauenzimmer, „daß Herr Mannerstedt sein Tanzen wenigstens so lange hätte aufschieben können, bis er sich durch seine Lektionen einen neuen schwarzen Anzug erspart gehabt hätte.“

„Da hätte er gewiß zu lange warten müssen,“ fing

die erste wieder an; „aber er hält sich sehr stattlich, das muß man zugeben.“

„Gewiß,“ rief die dritte; „nur schade, daß das knappe Fräckchen bei den gewandten Drehungen so besessen herumwedelt.“

„Ja, meine Damen, ist es nicht zu unglücklich,“ sprach die vierte in dieser Gruppe, „daß Armuth und Stolz immer Hand in Hand gehen müssen? Was denken Sie wohl, der königliche Sekretär H. — bot ihm vor einiger Zeit einen schönen schwarzen Anzug, den er abgelegt hatte, für nicht den vierten Theil des Werthes an, aber anstatt das Anerbieten mit Dankbarkeit anzunehmen, was glauben die Herrschaften, daß er antwortete? Nun nichts weniger, der unverschämte Bursche, als: der königliche Sekretär würde ihn sehr verbinden, wenn er sich künftig weder in seine Garderobe noch in seine übrigen Angelegenheiten mischte.“

„Das ist abscheulich, auf Ehre ganz entsetzlich!“ versicherten die Uebrigen; und dann flüsterte man eine Menge Anekdoten hinter dem Rücken des armen und hochmüthigen Candidaten, der indessen in ein anderes Wesen verzaubert, gewandt und anmuthig seine Dame in den leichten Wirbeln des Walzers herumschwang, so daß sich mancher Fähnrich seine Geschicklichkeit wünschte. Nach beendigtem Tanz führte er Rosa an ihren Platz, und wagte es, noch einen Blick auf die schöne liebliche Gestalt zu werfen, worauf er sich wieder in seine einsame Ecke verfügte, wo der Rosenschleier der Illusion bald zerriß, und er sich in die kalte Wirklichkeit zurück versetzt sah.

Gleich darauf versammelten sich die Gäste um den reich servirten Tisch. Der Professor bekam seinen Platz neben der Wirthin und wurde hier durch manche leichte Anspielung auf das junge Paar und die schweren Zeiten, so wie das Glück für arme junge Männer, wenn sie gute Freunde besäßen, da man in gegenwärtiger Zeit

nur durch das verwünschte Geld Beförderungen erlangen könne, nebst vielem Anderem Schlechtem und Rechtem unglaublich geplagt. Denn er konnte jede Hindeutung auf sein Vermögen wenigstens, wenn es aus solcher Absicht geschah, für sein Leben nicht ausstehen. Er drehte und wandte seine magere Figur hin und her, und bot der Kommerzienräthin eine Prise ächten Norrköpingtabak, welchen sie mit vielem Widerwillen nahm, um sich bei dem Alten in Gunst zu setzen. Aber vergebens nießte sie drei bis viermal, und trocknete die durch ein zufällig dahin verwirrtes Körnchen gequälten Augen; vergebens versuchte sie Feinheit, Geduld und Entsagung: der Professor beharrte in seinem Schweigen, und war unzugänglich für alle ihre süßen und schmeichlerischen Bemerkungen in Betreff der häuslichen Niederlassung der jungen Leute. Sie vermochte seinen Lippen nur das einzige Wort auszupressen: „Prosit, meine gnädige Frau Kommerzienräthin!“ — Die Frau war in Verzweiflung, und gab endlich das Zeichen zum Aufbruch, worauf die Gesellschaft auseinander ging.

2.

Der Professor und sein Neffe.

Kapitain Ferdinand fuhr mit seinem Onkel nach Hause. — „Meine Nachtruhe ist jetzt schon gestört,“ sagte der Professor; „wir können also eben so gut aufbleiben, und eine Weile miteinander sprechen, als hin zu liegen und jeder für sich zu gähnen.“ — Die Miene des Kapitäns zeugte von keiner großen Neigung, diesen Vorschlag anzunehmen; in seiner Stimme verspürte man jedoch nichts davon, als er heiter antwortete: „Gerne, Onkel!“

Es war dunkel; der Professor konnte also nur hören und nicht sehen; man stieg jetzt aus dem Wagen, und trat in ein kleines Zimmer, wo alle Möbel und sonstigen Artikel so altmodisch waren, daß man sich in

das verflossene Jahrhundert zurück versetzt glaubte. Der alte Diener Larsson setzte das Licht hin, und eine betagte Frau, die vieljährige Haushälterin des Professors, ordnete im Nachtkleide und halb schlafend einen kleinen Tisch mit einer Bouteille Dünnbier, ein Paar Gläsern, dem Tabak und den Pfeifen; dann machte sie sich langsam hinaus; und kam wieder mit des Professors Pantoffeln und Schlafrock. Als das Festkleid und die höchst beschwerlichen Stiefeln ausgezogen waren, und das alte liebe wohlbekannte Gewand sich warm und angenehm um den Leib schmiegte, da meinte unser guter Professor erst wieder recht daheim zu seyn, und winkte der Frau abzutreten, während er in dem bequemen Lehnstuhl Platz nahm. Inzwischen stand der Kapitain am Fenster und blickte zwischen den Gardinen in die schöne mondhelle Nacht hinaus. Sein Blick verweilte lange und mit Rührung auf dem Eckhause am Ende der Straße, wo in früheren heiteren Tagen Hilda Borgensköld mit ihren Eltern gewohnt hatte. Ferdinand seufzte tief und legte die brennend heiße Stirne an die gefrorenen Scheiben.

„Was? wieder Seufzer?“ sagte der Professor, während er sich zurecht setzte. „Laß das Vergangene seyn, mein lieber Neffe; es taugt nichts, die Wunde zu reiben, wenn man will, daß sie heilen soll! komm her und setz' Dich, daß ich mit Dir über Deine Angelegenheiten reden kann.“ — Der Kapitän trat heran, und nahm an der andern Seite des Tischchens Platz; er blieb jedoch still, und schien mit Ungeduld zu erwarten, was sein Oheim zu sagen hatte.

Der Professor that einen tiefen Zug nach dem andern aus seiner Pfeife, nippte an dem Dünnbier und schlug die dürren Spindelbeine kreuzweise übereinander.

„Nun,“ sprach er endlich, „sie ist ja ein sehr liebes Ding, das Bräutchen!“

„Ja, lieb, aber — kalt — kalt — wie wenn ihr Herz der Gefrierpunkt selbst wäre.“

„Hm!" sagte der Professor, „warum gab sie Dir denn das Jawort, erkläre mir das?"

„Weil es mir geglückt ist, ihr Achtung und Wohlwollen für mich einzuflößen, und weil sie überzeugt ist, daß man nichts weiter nöthig hat, um glücklich zu seyn, nach den Begriffen wenigstens, die sie sich von der ehelichen Glückseligkeit gemacht hat."

„Dann," fing der Professor wieder an, „thut sie nicht mehr für Dich, als sie muß; und wie ich die Sachen ansehe, meine ich, sollte das eine Erleichterung für Dein Gewissen seyn; denn Deine Liebe ist nicht weit her; die ist offenbar bei Hilda Borgensköld geblieben. Deßhalb mußt Du auch als ehrlicher Kerl nicht mehr einen Haufen solches Zeug heraus schwatzen, wie Du heute Abend thatest, als ich in das Haus des Kommerzienraths kam; denn das beweist, daß Du im höchsten Grade doppelsinnig bist; eine sehr schlechte Eigenschaft, und um so mehr bei einer so vom Zaune gerissenen Gelegenheit, da Dich ja gar nichts zwang, mit Gefühlen Wind zu machen, die nur auf der Außenfläche Deiner Lippen liegen."

„Das thun Sie eben eigentlich auch nicht, mein bester Onkel," wandte der Kapitain ein; „sie ist für mich . . .

„O stille!" unterbrach ihn der Professor erzürnt; „sie ist nichts für Dich; für Dein Herz, meine ich. Wie kannst Du es probiren, mir Sand in die Augen zu streuen, da Du noch heute morgen wie ein lebenslänglicher Gefangener um meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit Hilda betteltest, wobei es sich ganz von selbst verstand, daß ich das Vergnügen haben sollte, die jungen Herrschaften auszustatten? Wäre ich schwach genug gewesen, Ja dazu zu sagen, so wärest Du mit Hintansetzung aller Ehre und alles Zartgefühls sogleich zum Kommerzienrath geflogen, um ihm sein Versprechen zurückzugeben. Pfui, Ferdinand! ein solches Benehmen ist unmännlich und schlecht. Du verheirathest Dich mit dem

Mädchen, weil Du dadurch die Aussicht bekommst, ein Vermögen durchbringen zu können, da das knappe Taschengeld des Oheims und die bisher eben so knappe Gage nicht hinreichen wollen, um Pferde und Hunde zu halten, und die Nacht an dem verdammten Spieltische zu durchschwärmen. Und während ich doch das Alles so gut weiß, als Du selbst, willst Du mir von Gefühlen für das herzliebe Mädchen vorschwatzen, die Du nicht besitzest. Ich bitte Dich, komme mir nicht mehr mit solchen Sachen, denn ich weiß Rosa richtig zu beurtheilen. Gott gebe, daß Du sie ebenso werth wärest, wie Du es nicht bist!"

„Aber, mein lieber Onkel," sagte der Kapitän, „ich betheure Ihnen, daß es von meiner Seite keine Heuchelei ist. Es gab Augenblicke, und sie waren nicht so selten, wo ich fühlte, daß Rosa meinem Herzen eben so theuer werden konnte, wie es Hilda war und leider noch ist; aber ihre unerschütterliche Kälte, oder wie ich es nennen soll, ihre freundliche Ruhe, kühlt das wärmere Gefühl ab, und dazu trägt auch die nagende Erinnerung und der Vorwurf bei, daß ich freiwillig die Hoffnung auf Hildas's Herz aufgab, weil Sie, mein Onkel — O verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit — Ihre Hand abzogen. Ich sah ein, und bewies mir selbst mit überzeugenden Gründen, daß Hilda und ich nicht von Luft leben konnten. Ich zog mich daher von der zurück, die ich liebte, und näherte mich Rosa mit dem Vorsatz, alles Mögliche zu thun, um ihr zu gefallen. Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß die Beweggründe meiner Handlungsweise eigennützig waren, aber was sollte ich thun? hatte ich eine andere Wahl, da der Oheim unbeweglich war. Denn Hilda durch die Verbindung mit einem Manne, der eben so arm gewesen wäre als sie selbst, in ein grenzenloses Elend zu stürzen, das vermochte ich nicht. Eben so wenig konnte ich ihr Bild aus meinem Herzen oder mein Wesen von ihrer Seite reißen, so lang ich frei war. Glauben Sie mir, On-

kel, es war ein schwerer Kampf zwischen meinen Gefühlen und meiner Vernunft; aber wir mußten uns trennen. Ich freite, bekam das Jawort, und ging träumend als ein verlobter Mann von Rosa, meiner Braut, zu Hilda. Sie wußte noch nichts; nur das Gerücht sprach da und dort von meinen häufigen Besuchen in dem Hause des reichen Großhändlers, und von meiner Bewerbung um die schöne Rosa. Hilda hatte nicht darauf gehört, sie konnte so was nicht glauben. Ach, Onkel, das war doch die bitterste Stunde meines Lebens! Ich sagte ihr Alles: daß wir uns trennen müßten, ohne Hoffnung je vereinigt zu werden; und — daß ich mit einer andern verlobt sey. Mein Herz schaudert noch bei der Erinnerung an den verächtlichen Blick, den sie mir zuwarf; aber sie sprach kein Wort, sie war bleich, bleich wie der Tod. Nach einer quälenden Pause von einigen Minuten stand sie auf, nahm stolz Abschied, indem sie mit einigen kalten Worten mir Glück wünschte, und entfernte sich. Damals, schon damals stellte sich die bittere Reue ein; ich hätte gerne wieder Alles rückgängig gemacht. Ich ließ sie um eine Unterredung bitten; sie schlug es ab. Ich schrieb ihr; sie schickte den Brief unerbrochen zurück. Ich flehte sie an, mein Onkel, ein versöhnendes Wort an die arme Tante Borgenskjöld zu richten. Alles war vergebens, es blieb mir nichts mehr übrig, als mich mit so viel Geduld als möglich in das Schicksal zu ergeben, das ich mir selbst geschaffen hatte. Wenn Rosa mich nur so liebte, wie ich weiß, daß Hilda es that, und wenn die Mitgift, die sie mir bringt, so glänzend wird, wie man es von dem reichen Kommerzienrath hoffen kann, — so — muß ich versuchen, meine Jugendträume zu vergessen. Sie taugen in Wahrheit durchaus nichts für einen so armen Teufel wie ich bin, der mit Händen und Füßen arbeiten muß, um sich oben erhalten und mit dem Strome gehen zu können."

Als Antwort auf diesen langen Erguß des Kapitäns

ließ der Professor nur sein gewöhnliches: „hm!“ hören, das von einem leichten Kopfschütteln begleitet war.

„Der Herr Onkel scheinen meine Ansichten nicht zu billigen?“ bemerkte Ferdinand.

„Nein, in Wahrheit, mein lieber Neffe, ich billige sie nicht sonderlich. Deine Ansichten und Grundsätze sind etwas elastisch, sie strecken sich, wie Du es eben haben willst. Ueberdies haben sie nur einen einzigen Stützpunkt, von wo sie ausgehen, und um den sie sich drehen, nämlich die Kunst, auf der Oberfläche des feinen Weltlebens zu schwimmen, und dies auf eine Art, die nicht im geringsten Verhältniß mit Deinen Einkünften steht. Wenn man sich nur durch die Menge Brandungen hindurchzuwinden versteht, an welchen die Leute sonst nicht so selten umzuschlagen pflegen, gleichviel dann, wie es geschieht. Aber wenn meine alten Augen ihre frühere Schärfe nicht ganz und gar verloren haben, so wirst Du wahrscheinlich, um irgend einem geahnten, baldigen Umschlagen zu entgehen, auf eine oder die andere Art zu Geld kommen müssen. Und da der Onkel nicht mehr als die Akkordssummen vorschießen wollte, so erforderte es die Noth, sich über Hals und Kopf in den Ehestand zu werfen. Wünsche jedoch von ganzem Herzen, daß Du nicht unterwegs den Hals brechen mögest. Es ist mir aber etwas sonderbar vorgekommen, daß der schwere, reiche Großhändler so schnell bereit war, die Hand seiner schönen Tochter einem armen Kapitän zu versprechen, auf dessen Patent die Tinte kaum trocken geworden ist. — Hm, hm! ich habe viele Dinge in der Welt erlebt, habe noch vermöglichere Häuser falliren sehen, und die Winke da wegen der Etablirung der jungen Leute und so weiter gefielen mir gar nicht; denn es ist gewiß, daß Du nicht einen Heller mehr von mir bekommst, als die ausgesetzte Akkordssumme. Diese war meiner Seel' recht hübsch, meine ich.“ Der Kapitän saß finster da und hörte die nicht sehr tröstlichen Bemerkungen an, die der Professor auftischte. Seine Wangen wurden bald roth, bald blaß; denn der Onkel hatte wirklich bei verschiedenen

Gelegenheiten den Nagel auf den Kopf getroffen. Das Schlimmste ward jedoch die hingeworfene Vermuthung oder vielmehr die Anmerkung wegen — er wagte es kaum, diese Möglichkeit in seinem Geiste auszusprechen — wegen eines Falliments beim Kommerzienrath. Das wäre zu entsetzlich.

„Hat der Herr Onkel . . .," stammelte er endlich.

„Nicht den geringsten wirklichen Argwohn," fiel der Professor ein, der wohl merkte, wohin Ferdinand zielte. „Es kommt mir nur vor, als ob irgend ein Sturm herannahe oder wenigstens nicht sehr entfernt sey. Vielleicht täusche ich mich; doch ich habe meiner Lebtage einen starken Geruch in dergleichen Dingen gehabt. Wäre ich im Hause gewesen, ehe Du, ohne mir die Ehre einer Befragung anzuthun, hinliefst und um das Mädchen freitest, so würde ich Dir bestimmt, ja ganz nachdrücklich abgerathen haben. Aber es ist unwürdig, den Muth zu verlieren, wenn man in die Falle gerathen ist. Vielleicht wird es ihm möglich, wenigstens die Mitgift seiner Tochter zu retten. Du mußt genau darauf Acht haben, wie sich die Sachen gestalten werden; Verlobung ist noch nicht Hochzeit! Sey nur vorsichtig und verhalte Dich so lange ruhig. Es ist ja möglich, daß das Uebel nur in meiner Einbildung liegt; ich habe immer die Schwachheit gehabt, die Dinge von der schlimmsten Seite anzusehen. Aber es wird spät, mein lieber Ferdinand; wir müssen uns für heute Nacht trennen."

Schweigend reichte der Kapitän seinem Onkel die Hand, und bot ihm eine kaum hörbare Gutenacht. Auf seinem Zimmer angekommen, warf er sich auf eine Art in den Sopha, die eben nicht von ruhigen Gemüthsbewegungen zeugte. Der Bediente trat ein, um ihm beim Auskleiden zu helfen. Sobald der Uniformsfrack ausgezogen, die Kravatte geöffnet und ein paar Gläser geleert waren, antwortete der Herr auf die Frage seines sonst vertrauten Dieners, ob der Herr Kapitän noch etwas befehle, in höchst verdrießlichem Ton: „Geh' zum Teufel, und laß mich in Frieden!" Der Bediente schloß

eilig die Thüre, und nachdem der Kapitän einige Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, legte ein Blatt Papier zusammen, ergriff die Feder und schrieb folgenden Brief an einen seiner vielen Freunde, einen gewissen Auditor T —

„Mein Bruder!

Ich grüble so sehr über die verwünschte Geschichte nach, daß ich närrisch werden könnte, und ich fürchte nicht ohne Grund, mich in einer bedeutenden Schlinge gefangen zu haben, als ich durch einen raschen und kühnen Schritt mich aus allen Schwierigkeiten herauszuziehen hoffte. Höre, mein lieber Kärl Gustav! im Fall Du mir Glück wünschen willst, so steht es Dir frei, obwohl ich glaube, es wäre besser, auf Beileidsbezeugungen zu denken; doch gleichviel, thue, wie Dir beliebt. Heute Abend ist meine Verlobung mit Rosa Widen bei einem glänzenden Balle veröffentlicht worden; und das Herz von Hilda's Bild, den Kopf aber von jener unglückseligen Nacht, der Schuldverpflichtung und jenem alten Fuchs, dem Judenhund erfüllt, der nicht vernünftig mit sich sprechen lassen will, spielte ich — kannst Du das Peinliche meiner Lage begreifen — spielte ich bei meiner schönen Braut den entzückten, glückseligen Liebhaber, und sie war so kalt, so eiskalt, daß ich meine Artigkeiten nie zweckloser verschwendet habe! Aber damit nicht genug, nicht genug, daß ich Hilda's Abscheu in jedem Blick, in jeder Bewegung las; zum Uebermaß alles dieses mußte ich eine Predigt von meinem alten, geizigen, langweiligen, hochgeehrten Herrn Onkel aushalten, wobei ich bald schwitzte, bald fror. Und endlich, um mich ganz toll zu machen, kommt er mit den besessensten Prophezeiungen daher, von — denke Dir nur — von dem möglichen Sturze des Kommerzienraths. Hier sitze ich nun, und schreibe, um mich abzukühlen; aber mein Kopf brennt und Alles geht darin um und um. Wohl sagen meine Vertrauten unter den Kameraden, — aber der

Trost ist klein — daß es mit mir nicht schlimmer stehe, als mit manchem andern armen Teufel, der eben so schlimm in der Klemme gewesen, und doch mit ganz heiler Haut davon gekommen sey. Bis jetzt hatte ich jedoch wenigstens äußerlich das Ansehen eines Mannes von unbefleckter Ehre. Dieses unschätzbare Kleinod aber außen zu lassen, wenn meine Person einen Umzug nach der Festung machen muß, ist doch ein ganz verflucht unbehaglicher Gedanke! Und die Schande! die Schande! Werde ich dann einmal wieder frei, so kann ich den Leuten nie wieder in's Gesicht sehen; und was wird mein Onkel, meine Braut, was werden meine künftigen Schwiegereltern und endlich Hilda davon denken und sagen? mich mit Einem Munde verdammen; das ist das Beste und Leichteste, damit ist man von Allem getrennt. Nein, nein, das darf nicht geschehen, das kann nicht geschehen! Auf irgend eine Art muß ich ihm zuvorkommen. Doch — welche Thorheiten habe ich hier niedergeschrieben! dachte ich denn nicht daran, daß ich meinen letzten Brief an Dich zerriß, anstatt ihn auf die Post zu schicken, und daß Du folglich nichts Anderes weißt, als was Du immer gewußt hast, daß ich ein verwegener Bursche, ein Roué bin, der unter der Maske des gebildeten und feinen Gesellschaftstones manchen Zug verbarg, der sich nur in dem vertraulichen Kreise von gleichgestimmten Brüdern zeigen durfte! Nun, so höre denn in Kürze, mein lieber Karl Gustav, eine Schilderung der Ursachen, die mich aus einem heitern und angenehmen Manne der Gesellschaft zu einem schwindsüchtigen, ängstlichen, grübelnden Menschen gemacht haben, dessen Fröhlichkeit nur eine Frucht seiner Verstellungskunst ist.

Vor ungefähr zwei Monaten empfing ich von meinem Onkel — beiläufig gesagt, Gott sey seiner Seele gnädig, und lasse sie bald mit den Engeln im Paradiese sich freuen! — die Akkordssumme für meine Beförderung zum Kapitän nebst einer zahllosen Menge gütiger und väterlicher Ermahnungen. Dabei gelobte ich ihm

ganz ernsthaft, so lang ich lebte, ihm nie wieder, weder im Kleinen noch im Großen, mit irgend einer Art Bitte beschwerlich fallen zu wollen; denn jetzt hätte ich einen Gehalt, der bei einem vernünftigen Haushalt hinreichend sey, um nach und nach die Schulden zu bezahlen, die ich während meines Fähnrichs- und Lieutenantslebens auf mich geladen habe, und sey noch dazu im Stande, alle meine Ausgaben zu bestreiten. Er solle mir glauben, ich würde jetzt ein gesetzter und ordentlicher Mann werden, so daß er an mir und seinem Geld eine Ehre erlebte. Das alles gelobte ich, und hatte diesmal auch im Sinne, mein Wort zu halten, denn mein Herz war von Hilda und dem Bilde der häuslichen Glückseligkeit mit ihr erfüllt; aber mit dem besten Willen ist man nicht im Stande, dieselben Gedanken beizubehalten, wenn die Umstände sich ändern und der Versucher erscheint. Ich reiste zur Stadt ab, um dort die Sache mit dem Vorgesetzten abzumachen. Nun mußt Du wissen, daß ich bei meiner Abreise keinen Schilling mehr besaß. als der Alte für unumgänglich nöthig zu meinem Reisegeld hin und her und dem knappen Unterhalt von ein paar Tagen an Ort und Stelle berechnet hatte. An demselben Abend, als ich ankam, hatten einige Offiziere, meine alten Bekannten, die Artigkeit, ein kleines Bacchusfest im Hickarischen Hôtel zu veranstalten. Nachdem wir zuerst gründlich getrunken und gelärmt hatten, und sehr heiter geworden waren, schlug man ein Spiel vor. Um des verdammten falschen Ehrgefühls willen glaubte ich meine Theilnahme daran nicht verweigern zu können, obwohl ich hörte, daß man hoch zu spielen beabsichtigte, und ich doch keinen halben Schilling aufzuopfern hatte. Aber wie hätte ich einen solchen Weigerungsgrund angeben können? Ich machte zwar einige Einwendungen, daß ich die Lust daran verloren habe, und so weiter, aber darauf hörte Niemand, und wollte Niemand hören, und der Böse bekam wie immer, so auch jetzt die Oberhand.

Das Spiel, das Spiel! Bruder, Du weißt, in wie

viele und große Nöthen mich mein Unglück gebracht hat, und ehrlich ließ ich diese Alle an meinem geistigen Auge vorübergehen, während sich die Hand mechanisch der Brusttasche näherte, wo die Akkordssumme lag. Das verdammte Geld brannte mich wie Feuer, und die Begierde am Spiel Theil zu nehmen, brachte noch etwas anderes als Blut in meine Adern. Ich war wie verhext, und unterhandelte so in größter Hast mit dem Advokaten meines Onkels, meinem elastischen Gewissen. Nun, und dann, mein Bruder! Du weißt zum Voraus, daß dieses kapitulirte; und ich kam mit ihm überein, wir sollten höchstens fünfzig Reichsthaler opfern. Es war ja noch lange bis den andern Tag um 12 Uhr, bis dorthin würde wohl noch Rath; und dabei wandte ich mich vorsichtig zur Seite, und holte meine fünfzig Reichsthaler heraus. Nun setzte man sich in Ordnung. Ich war in der besten Laune; denn jetzt wie immer hatte ich die Schwachheit, mir vorzustellen, das Glück würde mir einmal günstig seyn! Aber mein verdammtes altes Unheil leistete mir treulich Gesellschaft. Der eine Zehnthalerschein nach dem andern verschwand wie vom Winde entführt. Ich hielt den letzten in der Hand. „Halt ein! halt ein!" rief laut der Gesandte des Professors in mir. „Nein, nein!" entgegnete ich; „nicht eher als bis die bestimmte Summe beim Teufel ist, oder diese das Verlorene wieder hereingebracht hat." — Ich spielte, spielte, und verlor; es ward mir heiß und kalt. Endlich wurde der letzte Satz aufgelegt. Ich konnte kaum athmen. Endlich gewann ich doch einmal; der ganze Einsatz betrug 50 Reichsthaler. Mit der äußersten Mühe verbarg ich meine Freude unter einem anständigen Schein von gewöhnlicher Höflichkeit, als ich mein Geld einstrich. Hätte ich nur jetzt die Vernunft gehabt aufzuhören; aber weit entfernt davon. Das Glück machte mich kühn; ich wagte mich immer tiefer hinein, und mußte theuer für meine Thorheit büßen.

Aber, mein lieber Karl Gustav, wozu dient es, daß ich Dir, der Du in solchen Dingen so wohl bewandert bist,

all' die schrecklichen Gefühle und Kämpfe dieser Nacht aufzähle? Unter der Gesellschaft waren einige Spieler von Profession. Wir — denn ich glaube fast, daß ich wenigstens damals nicht besser war als sie — blieben allein am Tische zurück; die andern standen als stumme Zuschauer mit gespannten Blicken um uns her. Mein Kopf war von dem vorausgegangenen starken Trinken, von der Hitze, dem Tabakrauch, und dem Dunste des Punsches verwirrt. Ich war wie in einem Rausch, denn ich gewann ununterbrochen, aber schnell wandte sich das Glück, und ich verlor außer dem ganzen Gewinn noch zweihundert Reichsthaler Banko; mehrere meiner Bekannten suchten mich jetzt zu überreden, ich solle aufhören. Vergebens! Eine wahre Wuth hatte sich meiner Seele bemächtigt, ich schlug gerad' oder ungerade vor, hielt es und verlor einmal nach dem andern, bis man mich endlich mit Gewalt von dem Spieltische fort auf mein Zimmer schleppte; sonst wäre jeder Stüber zum Teufel gegangen, denn ich wußte nicht mehr, was ich that.

Die nächste Stunde, die darauf folgte, verbrachte ich in einer Art ohnmächtiger Betäubung, die nach der überreizten Seelenspannung, die ich ausgestanden hatte, so natürlich war. Doch nachher begann es in meinem Kopfe heller zu werden, und ich erwachte zu allen schauerlichen Qualen der Wirklichkeit. O welch' ein Erwachen! Du kannst Dir davon keinen deutlichen Begriff machen. Mein Verlust betrug gerade siebenhundert Reichsthaler Banko! Als ich eben mit der Berechnung des Restes der Summe fertig war, schlug es acht Uhr. Himmel und Hölle! um zwölf Uhr sollte ich mich bei den Vorgesetzten einfinden, um den Akkord abzuschließen. Mein armer Kopf schwindelte; es hämmerte fürchterlich darin; ich war nahe daran, ein Narr zu werden, sammelte jedoch endlich meine zerstreuten Sinne so weit, daß ich dem Rath einiger guten Freunde folgen konnte, auf deren Verschwiegenheit ich rechnen durfte und mit denen ich mich zu dem getauften Judenkaufmann S.— begab, und diesem in Kürze mein An-

liegen vortrug, diese Summe von ihm zu entlehnen. Nachdem der verfluchte Kerl eine ganze Stunde meiner kostbaren Zeit in Jeremiaden über die Unzuverlässigkeit der Bürgschaft so junger Herrn und die noch weit größere Bedenklichkeit, ihnen etwas zu leihen, hingebracht hatte, gedieh die Sache endlich so weit, daß ich die siebenhundert Reichsthaler Banko gegen eine gesetzliche Rente auf vier Monate erhielt; und nachdem jede erdenkliche Formalität vorgenommen, und der Abzug eines kleinen hübschen Profites bestimmt war, strich ich endlich das Geld in die Tasche. Als ich schon unter der Thüre war, gab er mir noch zum Abschied die freundliche Versicherung, daß wenn ich nur drei oder vier Tage über die bestimmte Zeit zögern sollte, er die Mittel ergreifen würde, die er für die dienlichsten halte, um sich seines Geldes oder meiner Person zu versichern; denn er hoffe, die jungen Herren, denen er aus reinem Wohlwollen diene, überzeugt zu haben, daß er keinen Spaß in ernsten Dingen verstehe. Endlich wurde ich den Satan los und reiste noch denselben Abend aus der Stadt, mein Kapitainspatent in der Tasche, aber den Kopf und das Herz voll Kummer.

Was war jetzt zu thun? Du weißt, daß ich Hilda, meine reizende Cousine, von ganzer Seele liebte; aber für die Unruhe, die mich quälte, gab es keine Hülfe, da der Professor sowohl auf seinen Halbbruder, den alten Narren, als auf dessen Frau so sehr erbittert ist, daß er mir schon vor mehreren Monaten bestimmt verbot, an eine Verbindung mit Hilda zu denken, wenn ich damit die Hoffnung verbände, daß er seine Nichte aussteuern werde, und wenn der Alte sagt, daß aus Etwas nichts werde, so kann man sich eben so fest darauf verlassen, daß er auch Wort hält, als wenn man eine schriftliche Versicherung in bester Form darüber erhalten hätte. Alles das war mir während der Hinreise nur als ein leichter Schatten vorgekommen, der den entfernteren schimmernden Himmel nur um so klarer heraushob; aber auf dem Heimweg hatte die Sache eine andere Färbung bekommen. Die

Schatten hatten sich merklich verlängert, alles war dunkel und kalt, und nicht ein einziger klarer Fleck zeigte sich am Himmel. Was half es also, gegen den Strom zu arbeiten? Ich ließ alle meine Luftschlösser einstürzen, und entwarf dafür einen Plan, den einzigen, der nach meinem Bedünken mir eine Rettung aus dieser tiefen Noth versprach, den Plan nämlich, um die schöne und liebenswürdige Rosa Widen anzuhalten; denn Du mußt wissen, mein Bruder, seit meine übrigen Gläubiger von der erwähnten Beförderung Wind bekommen haben, ist es, als ob ihnen allen der Teufel in den Leib gefahren wäre, und Anweisungen auf meine Gage ist das Einzige, womit sie sich beruhigen lassen. Aber wie soll diese ausreichen, da ich auf alle Fälle leben muß; der armselige Gehalt macht im Verhältniß zu all' denen, die einen Antheil daran bekommen sollen, nur einen Tropfen im Meer aus — nein, auf meine Ehre! rief ich, als ich dieses im Wagen überdachte, ich muß mich verheirathen, um Alles auf eine ehrenhafte Weise in Ordnung zu bringen. Rosa ist ein ausgezeichnet liebes und angenehmes Mädchen; will sie mich haben, so habe ich mich nicht lange zu bedenken, da ich dann gewiß bin, eine dem Vermögen des Kommerzienraths entsprechende Mitgift zu erhalten. — Als ich in Folge dieses Beschlusses ungefähr sechs Wochen lang meiner schönen künftigen Braut meine Aufwartung gemacht hatte, und beständig auf eine Art empfangen worden war, welche, wenn sie auch keine bestimmte Hoffnung gab, doch keineswegs das Gegentheil verrieth, erlaubte mir meine Zeit nicht, die Hauptsache länger aufzuschieben. Ich hielt es auf alle Fälle für das Beste, zuerst dem Kommerzienrath den Puls zu fühlen, oder wie man sagt, zu sondiren. Nachdem ich eines Nachmittags, als wir allein waren, hin und her manöverirt hatte und es mir schien, als ob er mich begriffen habe, rückte ich endlich mit meinem Antrag heraus. Nachdem der Kommerzienrath eine Zeitlang in tiefem Schweigen verharrt hatte, begann er seine Antwort mit der Hoffnung — was ich in aller Stille ohne

irgend einen Widerspruch geschehen ließ — daß mein werther Herr Onkel edelmüthig und gutdenkend seyn würde, um mir auf einen etwas festeren Grund zu helfen, was er übrigens schon aus der vorgestreckten Akkordssumme schließen könne. — Es sey gewiß nicht denkbar, daß ein Mann von so edler Denkungsart, wie der Professor Ling, etwas nur halb thun würde. Und da es ihm überdieß seit lange bekannt sey, wie tief und innig ich seine Tochter liebe, so wolle er mir ihre Hand nicht verweigern, sofern ich ihre Zustimmung erhalten könne, wovon ich mir, wann es mir nur immer beliebte, die Gewißheit verschaffen möge.

Am folgenden Tag machte ich Rosa meine Aufwartung. Der Himmel weiß, woher ich alle die schönen Worte nahm, die ich sprach; aber sie schien wirklich ein wenig gerührt und bat mich, am nächsten Abend wieder zu kommen, wo sie mir eine entscheidende Antwort geben wollte.

Weiter, mein lieber Karl Gustav, hab' ich Dir nichts von der Sache zu erzählen. Ich erhielt das Jawort in Gegenwart der Kommerzienräthin, und ging halb träumend hinweg. Was darauf folgte, will ich nicht beschreiben; denn so leichtsinnig ich auch bin, so liebe ich doch Hilda von ganzem Herzen, und nur die eiserne Hand der Nothwendigkeit vermochte mich, ihr zu entsagen. Schon vor acht Tagen schrieb ich an meinen Bären in ***, benachrichtigte ihn von meiner reichen Verbindung und bat ihn zugleich auf das Beweglichste gegen eine weitere kleine Vergütung noch zwei Monate zu denen hinzuzufügen, die noch bis zur Verfallzeit vorhanden waren, da es mir etwas schwer falle, Verlobung, Hochzeit und Mitgift so schnell in Ordnung zu bringen. Aber heute Abend, eine Stunde vorher, ehe ich mich zum Feste begab, lief eine Antwort ein, die das kälteste Blut zum Sieden bringen konnte. Auf den Tag hin, keine Stunde später, müsse das Geld wieder in seinen Händen seyn, oder — „Der Herr Kapitän würde entschuldigen, wenn ich ihm beschwerlich fallen müßte.“

Was ist jetzt zu thun, bei einer so verzweifelten Lage der Dinge und eine schauerliche Kälte läuft durch meine Adern, wenn ich bedenke, daß der Professor erfahren muß, ich habe 700 Reichsthaler Banko von der Accordssumme verspielt. Es wäre nicht unmöglich, daß ich durch diesen Streich des ganzen Erbes verlustig ginge; denn der Alte ist strenge in seinen Grundsätzen, und ich weiß, daß ihn mein Leichtsinn höchlich erzürnt. Die Verheirathung ist das einzige Strohhalm, wornach ich greifen kann, um mich aufrecht zu halten; aber was für eine Hoffnung habe ich, diesen Wunsch so bald verwirklicht zu sehen? Meinen Bitten und meiner warmen, heftigen Liebe gewährte man artig und freundlich, die Veröffentlichung der Verlobung; aber mit der Hochzeit könne man sich nicht so übereilen, das hat man mir schon gesagt. Ich dagegen, der bei beiden Theilen vor Allem auf die Liebe zu meinen Gläubigern gesehen habe, muß nothwendig ganz anders denken; denn was die Verlobung betrifft, so kann sie mit einem kleinen Stück Fleisch verglichen werden, das man zwischen einem Haufen bellender Hunde aufhängt; die Hochzeit dagegen wird ein ganzer Ochse werden, wobei ein Jeder seinen Hunger stillen kann. -- Das Gleichniß ist gerade nicht fein, aber ich bin, hol' mich der Teufel! nicht in der Laune, um unter Brüdern meine Worte in Marzipanformen zu gießen. Ich habe jetzt mein ganzes Herz erleichtert und glaube, daß ich nun etwas besser schlafen werde. Schreibe mir, so bald als möglich, mein lieber Carl Gustav, und gieb mir, wenn Du kannst, einen guten Rath, wie man sich benehmen muß, um einen Schwiegervater zur Hochzeit zu bewegen, ehe er selbst will. Ich bedarf wahrhaftig eines Raths, erprobe deßhalb jetzt deine Erfindungsgaben für deinen

getreuen Ferdinand Ling.

P. S.

Weißt Du Bruder, daß es so verteufelt mit mir steht, daß ich genöthigt war, in der größten Stille meine braune Stute zu versetzen, nur um meiner Braut heute ein kleines Präsent machen zu können? Und der Lohn für meine ganze Aufopferung war ein freundliches Schütteln des reizenden Köpfchens und eine Ermahnung solche Dinge künftig bleiben zu lassen, da sie deren genug habe. Es wird, bei meiner Seele! für die Zukunft kein Ueberfluß daran seyn, dachte ich.

Derselbe.

3.

Der Kommerzienrath und die Kommerzienräthin.

Der Großhändler saß in der einen Ecke eines bequemen Sophas und trocknete mit anmuthiger Nachläßigkeit die letzten Schweißtropfen nach dem mühevollen Geschäft des Tages von seiner Stirne, während er dazwischen mit dem großen seidenen Taschentuch zierlich über die rothen und vollen Rundungen seines Gesichtes fächelte. Seine Frau, in ein geschmackvolles Nachtgewand gekleidet, saß in der andern Ecke, und war damit beschäftigt eine Schaale Arznei zu verschlucken, was mit dem größten Widerwillen zu geschehen schien.

„Ich glaube, es schmeckt Dir nicht sehr?“ sagte der Herr.

„Pfui, es ist zu abscheulich!“ antwortete die Kommerzienräthin und setzte die Schaale hinweg.

„Was hältst Du vom Professor, mein Schatz?“ fuhr der Kommerzienrath mit einer Miene fort, die zehen Fragzeichen enthielt.

„Es ist ein alter, ungeschlachter Bär, der nicht die geringste Lebensart, nicht einmal gesunden Menschenverstand besitzt. Darf ich übrigens meine Gedanken hierüber frei aussprechen?“

„Warum nicht, warum nicht, mein Schatz! Du hast Talent, Du besitzest das Vermögen, die Dinge klar aufzufassen; was hast Du mir zu sagen? sprich frei heraus, liebe Brigitte Marie!" sagte der Großhändler in dem sanftesten Tone.

„Nun wohl, mein lieber Widen! ich fürchte, Du möchtest Dich dießmal bedeutend verrechnet haben; denn nach Allem, was ich heraus bringen konnte — und ich habe mir wirklich viel Mühe gegeben, ihn auszuforschen — wird er keine zwei Strohhalme für sie übers Kreuz legen. Ich sagte Dir gleich, daß Du die Sache mit allzuviel Eile, ja fast mit einem Wesen, als ob sie Dir sehr angelegen sey, betreibest. Du hättest zuerst die Ansichten des Professors hören und dann klar mit ihm ausmachen sollen, wie viel er seinem Neffen geben wolle, wenn die Verbindung zwischen ihm und unserer Tochter zu Stande kommen solle. Dann hätte man gewußt, woran man ist, ehe man zur Verlobung, wenigstens zur öffentlichen Verlobung geschritten wäre."

„Entschuldige, mein Schatz," versetzte der Großhändler mit nachdrücklichem Tone; „aber auf derlei Dinge versteht ihr euch Frauenzimmer nicht. Männer von Professor Lings Charakter muß man mit Offenheit behandeln; dadurch ruft man auch die ihrige hervor. Ich bin gewiß, daß er dieser Tage zu mir auf mein Comptoir kommt, und sich die Erlaubniß ausbittet, mir den Plan mittheilen zu dürfen, den er bis dorthin entworfen hat."

„Wir wollen sehen, mein Widenchen," sagte die Frau mit einem mißtrauischen Lächeln, „wer von uns in dieser Sache am richtigsten urtheilt. Ich bin zum voraus gewiß, daß er nicht kommt, und behaupte ferner, daß er wegen der ganzen Sache keinen Groschen ausgeben wird. Doch, mein Freund, mein lieber Widen, darein mußt Du Dich jetzt schon fügen, da Du Dich vorher nicht besser bedacht hast; und Gott sey Dank, Du

bist ja im Stande, Deiner Tochter eine Aussteuer zu geben, welche die Hülfe des Professors vor der Hand entbehrlich macht. Wenn der Alte stirbt, bekommen sie doch Alles miteinander; wir brauchen uns daher im Ganzen nicht so sehr darüber zu grämen."

„Das verstehst Du nicht, mein Schatz," erwiederte der Kommerzienrath, und dießmal lag seiner Aeußerung vermuthlich mehr Wahrheit zu Grunde als es sonst der Fall zu seyn pflegte, wenn er sich desselben bediente. — „Das verstehst Du nicht, liebe Brigitte Marie! gerade jetzt muß ich bei meinem künftigen Schwiegersohn auf Vermögen sehen; denn — denn kurzum — es ist nothwendig..."

„Und warum nothwendig, lieber Widen? können sie nicht im zweiten Stock unseres Hauses in der Südstraße wohnen? und dann meine ich auch, daß sie recht anständig von der Kapitänsgage und der Rente des Kapitals leben können, das Du unserer Tochter geben willst?"

„Von dem Kapital, das ich geben will," sprach der Kommerzienrath mit gesenkter Stimme, „könnten sie gewiß leben, aber nicht so von der unbedeutenden Summe, die ich in Wirklichkeit der Aussteuer meiner armen Rosa beilegen kann."

„Ach, liebes Widenchen, wie Du mich erschreckst! ich könnte ja einen Nervenschlag bekommen, wenn Du so unvorsichtig sprichst, was bringt Dich auf solche finstere Gedanken, mein Freund?"

„Die wahrscheinlichste Möglichkeit, daß die Lage der Dinge vielleicht schon in ein Paar Monaten eine solche seyn wird," sagte der Großhändler gedankenvoll, und lehnte sich gegen die Sophakissen zurück, während seine Hand langsam über die Stirne fuhr, die jetzt von einer unheilverkündenden Wolke bedeckt war. Die Frau saß stumm; sie verstand nicht recht, was er mit all' dem sagen wollte. Sie bebte davor, es zu verstehen.

„Kannst Du denn glauben, Brigitte Marie?" fuhr der Kommerzienrath fort, „daß ich, der so manche vor-

theilhafte Anträge, die unserer Tochter gemacht wurden, ausschlug, diesen weit weniger glänzenden angenommen haben würde, wenn ich nicht die Nothwendigkeit eingesehen hätte, sie zu versorgen, so lang ich noch etwas für sie thun könnte, wobei ich jedoch, ich gestehe es, ganz auf den Beistand des Professors gerechnet habe? Sollte dieß indessen fehlschlagen, wovon ich mich auf irgend eine Art überzeugen muß, so ist es besser, der Sache Einhalt zu thun, so lange es noch nicht zu spät ist; denn der Kapitän ist arm wie eine Kirchenmaus, und sitzt leider Gottes! bis über die Ohren in Schulden."

„Aber um Gotteswillen, mein lieber Widen, was soll das Alles heißen? könnte es denn möglich seyn, daß es so schlimm stünde, oder wolltest Du nur meine Standhaftigkeit prüfen."

„Beides," antwortete der Großhändler mit einem halb scherz-, halb ernsthaften Lächeln. „Wenn es gerade noch nicht so schlimm steht, wie ich eben ausgesprochen habe, so liegt es doch auch nicht im Reiche der Unmöglichkeit, daß es mir gehen könnte, wie schon manchem Andern. Dies Jahr ist ein schweres gewesen; ich habe große Verluste erlitten, keine Spekulation ist geglückt, und mein Kassenbestand war noch nie in einer so erbärmlichen Lage. Inzwischen steht das Unglück noch nicht in bestimmten Formen vor der Thüre; noch kann sich Alles anders gestalten; aber es mag nun gehen oder brechen, so ist es durchaus nothwendig, so lange noch ein innerer Zusammenhang da ist, nicht die geringste Veränderung in seinem Ton, in seinem Hause oder seiner Lebensweise vorzunehmen, sondern den Kopf aufrecht zu halten, und die Leute so lange als möglich an der Nase herumzuführen. Die Zeit kann bald genug eintreten, wo sie sich ihrerseits für berechtigt halten werden, uns über die Achsel anzusehen. Du wirst begreifen, mein lieber Schatz, daß das tiefste Stillschweigen, die äußerste Geheimhaltung dessen, was ich Dir nun anvertraut habe, von Nöthen ist. Alles hängt davon ab, daß keine Gerüchte

in Umlauf kommen; denn sollten gewisse Häuser, mit denen ich große Geschäfte habe, einen Wink darüber bekommen, wie die Actien stehen, so wäre alles Knall und Fall verloren. Deßhalb nie ein Wort von dem eben Besprochenen über Deine Lippen! vielleicht zerstreuen sich die gegenwärtigen Sorgen wie dunkle Wolken, und die Sonne lacht wieder freundlich und hell, und dann ist es eine doppelte Wohlthat, wenn die schwatzsüchtigen Zungen keine Ahnung davon hatten, wie nahe wir an der Brandung standen, keine Ahnung von dem Gegenstande einer Unterhaltung, die ich nur in einer vertrauten Stunde mit meinem Weibe führte, da ich wohl weiß, daß ihr Scharfsinn Mittel und Wege finden wird, um alle Spähœrblicke hinters Licht zu führen, und daß ihre Seelenstärke sich nicht wird beugen lassen, wenn sie einmal auf eine ernsthafte Probe gesetzt werden würde."

Jetzt hatte sich der würdige Großhändler der Sache auf eine gute Art entledigt, und was ist nicht die Schlauheit für ein köstliches Ding? hätte er sein Weib nicht so behandelt, ihre Eitelkeit so klug gekitzelt, und ihrer Eigenliebe so geschmeichelt, als er zu ihrem Gefühl auf eine Weise sprach, die eine Person von dem Charakter der Kommerzienräthin entzücken mußte — denn dieser bestand aus einer Mischung von Güte und Schwachheit — so würde diese Sache nicht ohne Ohnmachten, vielleicht nicht ohne Konvulsionen abgelaufen seyn. Aber jetzt war sie auf das Zärtlichste ergriffen, und weinte deshalb einige heiße und höchstrührende Thränen. Dies war ein Tribut der Bewunderung, den die Frau Kommerzienräthin sich selbst für die hohe Seelenstärke und die edle großartige Verläugnung darbrachte, womit sie diese Mittheilung anhörte.

„Ach!" flüsterte sie in dem zärtlichen, noch nicht ganz vergessenen Tone, womit sie vor zwanzig Jahren eine andere Erklärung des Kommerzienraths beantwortet hatte; „ach! Ehegatten müssen ja Freud und Leid theilen! Lieber Widen, mein theurer Alter, verlaß Dich

auf die Standhaftigkeit Deiner Brigitte Marie, wenn es gilt! Aber, lieber Widen," setzte sie gleich darauf hinzu, als der Druck dieser tiefen feierlichen Bewegung für sie gar zu quälend wurde und sie nöthigte, etwas Luft zu schöpfen, „wenn Du nur auch mehr nach Deinen Leuten sehen würdest! Du hältst ihnen den Daumen nicht recht auf's Auge. Gewiß haben Dir die Herren mehr und größere Streiche gespielt, als Du glaubst, denn, mein bester Freund, Du bist in der That in mancher Hinsicht zu nachläßig."

Der Kommerzienrath lächelte über den Eifer seiner Frau. Er wußte, daß dies ihr Steckenpferd war; aber er wußte auch, daß sie nicht so ganz unrecht hatte; er schwieg also, und die Frau fuhr fort: „Was aber das Schweigen betrifft, so sey versichert, daß ich die letzte bin, die eine Veränderung in unserer Lebensweise zugeben wird. Nicht einmal Rosa soll darum wissen; denn sie könnte dann leicht den unbesonnenen Entschluß fassen, mit dem Kapitän zu brechen, und daß das höchst thöricht wäre, sehe ich jetzt selbst ein, mein liebes Widenchen, seitdem ich das wahre Verhältniß kenne. Nein, Herr Gott! laß sie sobald als möglich, je früher, desto besser, einander heirathen, denn wenn es ganz schlecht geht, so wird doch wohl der Professor ihnen helfen."

„Nein, Brigitte Marie, hierin hast Du unrecht," entgegnete der Kommerzienrath bestimmt. „Wenn der Professor ihnen nicht zum Voraus etwas aussetzen will, so hilft es zu nichts, sie in den Ehestand zu verwickeln. Er und ich zusammen können sie aussteuern; allein vermag ich es nicht. Und ehe wir unser Kind all den Widrigkeiten und zahllosen Unannehmlichkeiten aussetzen, welche eine Verbindung mit einem armen Militär begleiten, der glänzen soll und muß, wenn er auch von der dichtesten Finsterniß umgeben ist, da lassen wir lieber Gott für die Zukunft sorgen und geben dem Kapitän seine Freiheit zurück. Rosa kann künftig wohl auch ohne Vermögen eine gute Pärthie machen. Inzwischen darf man

sich nicht übereilen. Wir wollen zusehen, wie sich die Sachen in der einen und andern Hinsicht gestalten werden."

„Ganz recht, mein Freund," versetzte die Frau und stand auf; „dies ist ein Gegenstand, dem wir ein tiefes und reifes Nachdenken schenken müssen. Parthien für arme Mädchen wachsen in unseren Tagen nicht auf den Bäumen. Man muß wissen, was man thut, ehe man sich zur Aenderung eines Schrittes versteht, den man bereits gethan hat. Das ist kein Spaß, und das Herz des Kapitäns muß wohl auch etwas in Betracht gezogen werden. Was Rosa betrifft, so begreife ich das Mädchen nicht. Ich glaube wahrhaftig, sie hat kein Herz — das heißt für die Liebe, — denn so lang ich mich erinnern kann, hat sie nie Einem von all denen, die ihr den Hof gemacht haben, das geringste Zeichen von Neigung erwiesen. Ich denke daher, daß, was sie betrifft, es nicht so schlimm seyn würde; aber um den armen Ferdinand thut es mir wahrhaft leid. Seine Liebe zu Rosa ist gar zu rührend; wahrhaftig das ist sie!"

„Ja, ja, wir müssen sehen, was wir thun können," fiel der Großhändler ein und verließ seinen bequemen Platz auf dem Sopha. „Nun, wir wollen über die Sache schlafen, liebe Brigitte Marie!"

4.

Ein Blick in die innere Welt unserer Heldin.

Mit Erlaubniß unseres Lesers steigen wir jetzt eine Treppe höher und treten in ein großes angenehmes Zimmer, wo Alles vorhanden ist, was Pracht und Geschmack vereinigt, zu Stande bringen können, um ein bezauberndes Ganzes zu bilden. In einem kleinen reizenden Alkove stand das mit weißen Mousselin-Gardinen umgebene Bett; an dessen Seite ein kleiner Tisch mit schön eingebundenen Büchern und einer hübschen Glaslampe, deren Licht seine matten aber schimmernden Strahlen auf

die zarte herrliche Gestalt der jungen, holden Rosa warf. Sie saß vor dem Tisch auf einem Tabouret. Das Ballkleid war ausgezogen, und nur das leichte weiße Untergewand bedeckte noch die schönen üppigen Formen. Um die Schultern hatte sie einen großen, rothen Shawl geworfen, und die reichen, blonden Locken, befreit aus dem Gefängnisse der Bänder, Kämme und Haarnadeln, hingen in nachlässiger Anmuth um Hals und Schultern. Es war ein außerordentlich liebliches und reizendes Bild. Den Kopf auf die Hand gestützt, lehnte sie sich über den Tisch, um in dem aufgeschlagenen Buche zu lesen; aber in dem gedankenvollen Ausdruck ihres Auges, als sie den Blick emporhob und ihn auf einen andern Gegenstand heftete, lag Etwas, das jeden, der sie in diesem Augenblicke gesehen haben würde, überzeugt hätte, daß ihre Seele nicht dabei war, als sie eine Seite nach der andern durchlief, und immer wieder auf's Neue vornahm, um sich zu besserer Aufmerksamkeit zu zwingen.

Ermüdet von diesem fruchtlosen Bemühen, legte sie endlich das Buch zusammen, ließ die Hand auf das Knie, den Kopf gegen eine Schulter niedersinken, und so in stille, tiefe Betrachtungen verloren, schlich eine ganze Stunde für Rosa unbemerkt dahin. Endlich fuhr sie heftig auf, als ob sie aus einem seligen Traume zur kalten, unpoetischen Wirklichkeit erwachte. Das Buch war von ihren Knieen auf den Fußteppich hinab gerutscht; sie beugte sich nieder, hob es auf, und berührte es leicht mit ihren Lippen, als wollte sie die Sünde abbitten, die sie an ihm begangen zu haben glaubte. Das Buch enthielt geistlichen Trost, und Rosas Herz war ein Tempel, wo die heiligen Engel alle Tage einkehrten; denn es war rein, rein wie ein Thautropfen. Langsam stand sie jetzt auf, legte das Buch auf den Tisch, putzte die erlöschende Lampe, und ging dann an einen Schreibtisch, woraus sie ein Portefeuille nahm, das sie mit tiefer Rührung betrachtete. Sie setzte sich wieder, hielt

das Portefeuille in der ausgestreckten Hand, und war sichtlich unentschlossen, ob sie es öffnen sollte oder nicht.

„Warum nicht?“ flüsterte sie halb laut. „Noch einmal will ich sie betrachten, und dann mag die Flamme ihre Farbenpracht zerstören, wie auch in dem Herzen der Zeichnerin das frische Leben bald vergehen wird. Mit ihnen zerreißt die erste, einzige und letzte Seite, die mein Wesen mit so heiligen, so unvergleichbaren und so wenig mit der Erde verwandten Gefühlen durchbebte.“ — Sie öffnete das Portefeuillchen und zog drei Gemälde daraus hervor, welche eben so viele Scenen aus der Vergangenheit vorstellten, die sie nach dem Gedächtnisse gezeichnet hatte. Jetzt rollte sie eines auseinander und hielt es gegen die Lampe. Wenn wir es nun wagen, über die Schulter unserer Heldin einen Blick auf die Malerei zu werfen, so dürften wir etwas von der Idee entdecken, welche die Hand bei der Arbeit geleitet hatte. Schade, daß die Lampe nicht heller brennt; alles erscheint dunkel und undeutlich; doch das Bild scheint ein Zimmer vorzustellen, in welchem zwei Figuren sich zeigen; die eine in der Mitte des Zimmers stützt sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf ein feines Rohr und betrachtet mit herablassender Freundlichkeit die andere, welche ihren Platz ein paar Schritte von der Thüre entfernt hat. Diese Figur in ihrem schwarzen Kleide mit den bildschönen Zügen, der edlen, stolzen Miene, welche sich auch in der demüthigen Stellung so deutlich ausspricht, erkennen wir gleich als unsern Bekannten vom Feste her. Man kann sich hier nicht täuschen, so getreu ist das lebende Bild Franz Mannerstedts wieder gegeben. — Die erstere Gestalt tritt nicht so deutlich hervor, oder hat Rosa vielleicht die Lampe mit Fleiß so gestellt, daß sie dunkel bleibt. Das wissen wir nicht mit Gewißheit; wir errathen deshalb blos aus dem Aeußern und dem vornehmen Blick, daß wir noch einmal dem Kommerzienrath gute Nacht sagen dürften. Im Hintergrunde des Zimmers erscheint, zur Hälfte von den gro-

ßen, herabgelassenen Vorhängen verborgen, eine jugendliche Gestalt, in deren freundlichen, holden Zügen das reinste Mitleid zu lesen ist. Dies ist offenbar die Zeichnerin selbst, die sittsame, liebliche Rosa.

„Ach!“ seufzte das holde Kind, „so, gerade so stand er dort an der Thüre, und mein Vater hatte das Herz, ihn so stehen zu lassen, während er in einem Tone, den ich nie vergessen werde, die Frage stellte, ob der Herr Kommerzienrath einen Sprach- oder Musiklehrer für seine Kinder bedürfe. O noch röthen sich meine Wangen vor Schaam, wenn ich daran denke, wie mein Vater sein Anerbieten auf eine Art annahm, die deutlich bewies, daß er es aus Barmherzigkeit thue, obwohl er einen geschickten Musiklehrer für die Knaben gesucht hatte, — und ihm dann acht Schilling Banko für die Stunde anbot. Aus jedem dieser seelenvollen und herrlichen Züge sprach damals tief verwundetes Gefühl; aber die Geißel der Noth trieb ihn zu einer stummen Verbeugung.“

Sie ließ die Malerei auf ihr Knie niedersinken, und legte die kleine weiße Hand über die Augen. Was die beiden andern Gemälde vorstellten, darüber bleiben wir im Dunkel; denn unsere Heldin nahm wieder ihre frühere, vorwärts gebeugte Stellung an, und beschattete dadurch die Schätze, die sie in so hohem Werthe hielt. Aber mit gutem Gewissen können wir aus Rosas Aeußerungen einen und den andern Schlußsatz ziehen. „Die kleinen Taschenkrebse!“ sagte sie, und ein herzliches Lächeln schwebte um die reizenden Lippen; „wie jämmerlich sehen sie aus, mit ihrer Violine an dem kleinen roth geschundenen Kinn. Ach!“ — und jetzt bekam das Lächeln einen andern Ausdruck, der eben so süß als wehmüthig war — „ach! so sah ich ihn mit der hohen weißen, von einer leichten Ungeduld gerunzelten Stirne, als die kleinen Bierfiedler seine Ohren unbarmherzig plagten, wie er den Fuß etwas erhob, um den Takt zu stampfen, und die Hand mit dem Geigenbogen ausstreckte und auf die Noten wies. Armer, armer Man-

nerstedt!" flüsterte sie weit leiser, als sie die vorhergehenden Worte ausgesprochen hatte; „es ist ein schweres, kümmerliches und undankbares Brod, das Du Dir erwirbst. O mein Gott, wenn ich etwas für ihn zu thun wagte! — aber — nein, nein! — ich wage es nicht. Entweder würde ich seine stolze Seele kränken oder — — würde er einen Blick in den tiefsten Winkel meines Herzens werfen. Beides ist unmöglich und darf nicht geschehen."

„Und an welche Stunde erinnert mich dieses!" begann Rosa auf's Neue nach einem kurzen Schweigen, während ihre Hände das letzte Gemälde aufrollten. Indem sie sich darüber beugte, strömten, ohne daß sie es merkte, die Thränen darauf nieder, und befleckten die Zeichnung, die ihrem Blick schon durch die Rührung undeutlich ward, welche in diesem Augenblick ihre Seele beherrschte. Rosas Lippen äußerten kein Wort über die Ursache des tiefen Gefühls, das sich in ihren Zügen wiederspiegelte; aber da wir es doch gerne wissen möchten, so wollen wir uns eben wo anders nach einer möglichen Aufklärung umsehen. In dem noch offenen Schreibtische liegt zu oberst ein kleines Buch in grünem Maroquinband. Vielleicht daß es, wenn wir es öffnen, das Geheimniß ausplaudert. Mit Erlaubniß des Lesers wollen wir versuchen, aus Rosas Tagebuch zu lesen:

„Den 29. September 1826, Abends.

„O welch ein Tag! wie viel Schmerz und Seligkeit kann nicht in einem Menschenherzen Platz finden! Doch dir, mein Gott, mein Vater, gehört das erste warme Dankopfer meiner gerührten Seele! Dein allsehendes Auge blickte mit Liebe herab, und sandte meinem jungen Leben in der schrecklichen, entscheidenden Minute einen Retter. Nächst dir, allmächtiger, hoher Lenker unserer Schicksale, gehört ihm die Dankbarkeit meines Herzens! ich muß diese ganze, an Leid und Freud' reiche Stunde noch einmal durchgehen. — Ich wollte heute früh nach unserem

kleinen Landsitze hinaus, um nach meinen Anlagen zu sehen, die unser neuer geschickter Gärtner in Ordnung bringen und bepflanzen sollte. Ich hatte diese kleine Tour so oft allein gemacht, da ich immer ein kindisches Vergnügen darin fand, den feurigen Klepper meines Vaters zu leiten. Es war also durchaus nicht die Rede von Gefahr. Innig froh packte ich meine kleinen Bedürfnisse für den Tag zusammen, stieg in meine Droschke und rollte fort, der Mamma vergnügt zunickend, die am Fenster stand und rief: „Nimm Dich in Acht, Rosa! halte die Zügel fester!" — Ein paar Straßen lang ging es prächtig; aber an der Ecke der dritten gewahrte ich Mannerstedt, der mit einigen Büchern unter dem Arm von einer Lektion heim kam. Ich weiß nicht, warum ich ihm nicht so unvermuthet begegnen konnte, ohne ein starkes Herzklopfen zu empfinden. Ich wollte ihn nur ganz leicht begrüßen, als er vorbeiging; aber sogar der Gedanke an eine solche Kleinigkeit, wie einen Gruß, nahm meine Sinne so sehr in Anspruch, daß ich die Aufmerksamkeit auf die Bewegung des Pferdes verlor. Kaum fühlte dieses die Zügel etwas loser werden, als es vor einem zufälligen Gegenstande scheute, und gegen eine Quergasse losrannte, an deren Ecke ich unrettbar zerschmettert wäre, wenn nicht Mannerstedt schneller als der Blitz sich hervorgestürzt und mit einer Stärke, die ihm nur Gott geben konnte, das Pferd so lange glücklich aufgehalten hätte, bis ich heraussprang. Aber nun war er nicht länger im Stande, das wilde Thier zu bemeistern; er bekam einen Stoß, daß er sinnlos gegen die andere Seite der Straße sank, das Pferd setzte seinen Lauf fort und hielt nicht eher, als bis es am untersten Eckhause der Straße die Droschke zertrümmerte und sich darin verwickelte. Leute strömten herbei und bald kam Alles wieder zur Ruhe, nur mein Herz nicht, das in Todesangst gesehen hatte, wie sie Mannerstedt leblos forttrugen. Wie ich selbst nach Hause kam, weiß ich kaum; aber tief erschüttert und aufgeregt — was, wie Mamma behauptete, nach meinem ausgestandenen Schrecken ganz

natürlich war — saß ich auf dem Sopha, und wagte es nicht, eine Frage nach dem zu thun, bei welchem meine Gedanken verweilten; als — o welche Freude durchströmte nicht mein ganzes Wesen! — Papa hereintrat und mit ihm Mannerstedt. Das beredteste Lächeln schwebte um seine Lippen, als er mich mit einer tiefen Verbeugung versicherte, daß er nicht im Geringsten beschädigt, sondern nur durch den starken Stoß betäubt worden sey. Ich sagte nichts, denn die Rührung benahm mir die Sprache; er erhielt jedoch einen Blick voll inniger Dankbarkeit, und schien damit zufrieden. Der Vater erzählte, als er in die Straße gekommen, wo das Unglück geschehen war, um nach den Trümmern seiner schönen Droschke zu sehen, habe er erfahren, daß seine Tochter durch die Entschlossenheit und glückliche Dazwischenkunft des Kandidaten Mannerstedt der Gefahr entgangen sey, ein Schicksal mit dem Fuhrwerk zu theilen. „Dankbar für die heldenmüthige That, die der junge Mann für uns gethan hatte," setzte mein Vater mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, „wollte ich selbst sehen, wie es mit ihm stand, und stieg also alle jene Teufelstreppen hinauf, worauf ich dann die Befriedigung hatte, Herrn Mannerstedt bei voller Besinnung und außer aller Gefahr zu finden. Ich vermuthete, daß Rosa, sofern sie in diesem Durcheinander noch eine Erinnerung an das Vorgefallene besaß, unruhig um ihren Retter seyn könnte, und nahm ihn deßhalb mit mir, um den Tag bei uns zuzubringen, damit meine Tochter, so wie meine Frau und ich ihm unsere Dankbarkeit beweisen könnten."

Mit dieser kleinen Rede glaubte Papa die Schuld für die Rettung seiner Tochter nach allen Theilen bezahlt zu haben, und ging so ruhig auf sein Komptoir, als ob nie von irgend einer Gefahr die Rede gewesen wäre.

Welch' einen stillen und schönen Tag haben wir nicht zusammen verlebt! Es wird wohl der einzige, so reine und unvermischt heitere seyn, den ich in meinem Leben genießen darf. Als Mannerstedt ging, sagte Papa: „Ich weiß, daß der Herr alle Sonntage frei hat. Wenn es

daher Herrn Mannerstedt Vergnügen macht, so steht ihm mein Haus und mein Tisch an allen Ruhetagen offen." — Der Jüngling verbeugte sich, stammelte etwas von Dankbarkeit hervor und nahm Abschied." — — — — — — —

Hier brechen wir unsere Lektüre ab und lauschen auf Rosa, die wieder zu sprechen anfängt. — „O Mannerstedt! Du so edel, so hochgesinnt, warum muß Dein Leben so arm und freudenleer seyn! warum müssen unsere Bahnen so getrennt von einander laufen? sie können sich nicht vereinigen; nein, sie können es nicht!" — Sie seufzte tief, drückte die Hände auf die thränenschweren Augen, und ließ den Gefühlen, die vor jedem menschlichen Auge in dem innersten Heiligthume ihres Herzens tief verborgen lagen, freien Lauf. Endlich legte sie die Gemälde zusammen, schürte das Feuer im Ofen auf und war eben im Begriff, einen kleinen Scheiterhaufen aus ihnen zu machen, als eine Bewegung, die mächtiger als die Pflicht war, ihre Hand zurückhielt.

„Warum soll ich mich dieser einzigen Freude berauben?" flüsterte leise eine rührende Stimme aus ihrem Innern, „warum! es ist ja keine Sünde, sie zu besitzen. Habe ich nicht schon mehrere Monate lang, ja noch länger, jeden Blick, jedes Wort und jede Bewegung zu beherrschen vermocht, habe ich nicht diese Augen mit einem Ausdruck der unbeschreiblichsten und innigsten Hingebung, wenn sie sich unbemerkt glaubten — auf mich geheftet gesehen, und habe ich mich nicht so weit bezwungen, daß ich stets nur freundlich, ruhig, ungezwungen und gleichgültig war, wenn es dessen so sehr bedurfte? und so soll es bleiben! Eine einzige dunkle Ahnung, daß seine Gefühle in meinem Herzen eine Antwort gefunden hätten, und der Streit zwischen Leidenschaft und Vernunft müßte bei ihm zu einem Riesenkampfe anwachsen, ohne daß er doch das Ziel erreichte. Aber er würde, hin- und hergeworfen von den wechselnden Mächten der Furcht und Hoffnung, sich am Ende aufzehren. Nein! ich will ihm diesen Kampf ersparen! Habe ich nicht, um uns Beiden die

in einer unbewachten Stunde möglicherweise drohende Versuchung zu benehmen, daß wir einander die Geheimnisse unserer Herzen verriethen und, um nicht dadurch den armen Jüngling der unbedeutenden Gelegenheit zu berauben, in dem Hause meines Vaters ein geringes Scherflein zu verdienen, — denn bei dem entferntesten Anschein eines solchen Argwohns würde ihn mein Vater auf ewig von sich entfernen — habe ich nicht das schwerste, aber auch einzige Opfer gebracht, das uns Beide vor dieser Verirrung retten konnte, als ich, dem Wunsche meiner Eltern folgend, mich mit Ferdinand verlobte? Ich bin nun seine Braut, bald sein Weib, und werde mit Gottes Hülfe in meiner eigenen Seele die Stütze, die Kraft finden, deren ich bedarf, um die Pflichten zu erfüllen, die ich damit übernehme. Ich glaube, daß Ferdinand ein redlicher und braver Mann ist; ein wenig flüchtig, vielleicht sogar leichtsinnig, aber das wird mit der Zeit schon besser werden; und wenn wir gerade nicht so glücklich mit einander werden, als eine auf gegenseitige Liebe gebaute Ehe die Verbundenen machen kann; so bietet die gemeinschaftliche Theilung von manchem Schmerz und mancher Freude im häuslichen Leben, zwar keinen Ersatz, aber doch ein ruhiges, freundschaftliches und wohlwollendes Verhältniß, woran ich mich ohne Widerwillen werde gewöhnen können, da die Hoffnung auf wahre Glückseligkeit noch nie, nicht einmal in diesem Augenblick, in meinem Herzen Wurzel schlagen konnte."

Der Leser sieht ein, daß unsere Heldin keine Romanheldin ist, denn dann würde sie gewiß anders gedacht und gehandelt haben. — Während die Gedanken und Gefühle, die wir hier auseinander gesetzt haben, sich in ihrem Kopfe und Herzen ordneten, hatte sie die Malereien zusammengerollt und in das Portefeuille gelegt. Ein süßer und stiller Friede spiegelte sich in ihrem Auge, als sie laut sprach: „Ich kann sie ohne Vorwurf getrost behalten. Es sind ja nur einige freundliche Sonnenblicke aus meinem vergangenen Leben, woran ich hie und da mein Auge erfreuen mag."

Als sie das Portefeuille geschlossen und an seinen Platz gelegt hatte, schlug sie ihr Buch wieder auf. Das heilige Wort war nun nicht länger ein todter Buchstabe für sie; jemehr sie las, desto mehr floß der Frieden in ihre Seele und der wahrhaftige Geist des Lichtes in ihr offenes Herz. Beruhigt und mit einem innigen Gebet für den auf den Lippen, dessen Namen sie nur leise flüsterte, legte sich das holde Kind in das weiße, jungfräuliche Bett und bald hatte der freundliche Gott des Schlafs Rosa's schöne Augen geschlossen.

Im Fall der Leser durch die vielen Abendbesuche noch nicht müde geworden ist, wollen wir noch einen machen, der vielleicht nicht ohne Interesse seyn dürfte.

5.

Das Dachstübchen.

Unser armer Kandidat, der während des Soupers seinen Platz an der Ecke eines Seitentisches erhalten hatte, schlich sich, als die Gäste wieder in den Saal zurückkehrten, unbemerkt in den Oehrn hinaus, suchte seinen kleinen blaugrauen, zum zweitenmale gewendeten und geschorenen Mantel, warf ihn um, drückte seine Mütze auf die braunen Locken und zog sie fast bis in die Augen herein; denn der Wind bließ scharf, und Mannerstedts Gesicht hatte durch anhaltende Nachtwachen bedeutend gelitten. Noch einen halben Blick warf er nach dem Saale zurück, und eilte dann schleunig die Treppe hinab auf die Straße. Die strenge Kälte der Decembernacht kühlte die Gluth auf seinen Wangen und die Hitze seines Blutes etwas ab; es wurde stiller, ruhiger in dem stürmischen Herzen; der brausende Aufruhr der Gefühle legte sich; er mäßigte seinen Gang und schritt langsam durch die engen Gassen. Endlich hielt er vor einem Hause von ziemlich gutem Aussehen, ging an dem ersten und zweiten

Stock vorbei und begann dann eine lange gekrümmte Treppe zum Giebel hinauf zu klimmen. Endlich war das Ziel erreicht. Nachdem er eine Weile im Finstern herumgetappt hatte, fand er die Thüre, steckte den Schlüssel hinein, und nach einigen eitlen Versuchen gelang es ihm endlich, sie aufzuschließen. Jetzt befand sich Mannerstedt in einem finstern kalten Kämmerlein, dessen wenige Gegenstände der Mond beleuchtete. Er legte Mütze und Mantel ab, und hing seine getreuen Diener an dem gewöhnlichen Nagel in der Thüre auf. Dann ging er vorsichtig zu einem alten wacklichten Nachttisch hin, der seinen Platz neben dem dürftigen Bette hatte. Bald hatte er Feuerzeug und Schwefelhölzer gefunden, er schlug Feuer und zündete ein dünnes Licht an, das in einem mangelhaften zinnernen Leuchter künstlich befestigt war. Der Anblick der einsamen Kammer Franz Mannerstedts war höchst düstern. Sie war nieder, mit gewölbter Decke wie in einer Kajüte, und nicht viel größer. Die Meubles bestanden neben dem Bette aus einem Arbeitstische, einem kleineren, mit Büchern, Malereien und Musikalien bedeckten Schranke, ferner aus einem großen Reisekoffer und drei Stühlen. Hätten sie reden können, diese schwarzgrauen Wände, sie hätten viel davon zu erzählen gewußt, wie der edle, aber arme Jüngling während langer Tage und Nächte voll ununterbrochener emsiger Arbeit in ihrem engen Umkreise sich fast betäubte, ohne sich oft mit mehr als einer Mahlzeit des Tages, höchstens zweier, erquicken zu können. Und doch war er immer ergeben in sein Schicksal und innig dankbar gegen Gott, wenn er von dem mit bitteren Kämpfen und Entsagungen gewonnenen Wochenlohne ein Scherflein für seine arme in tiefer Noth lebende Mutter zurücklegen konnte, und nach Bezahlung des wöchentlichen Kostgeldes jeden Samstag noch einen Stüber in die Sparbank tragen konnte, um so die kleine Kasse zu bilden, auf der seine Hoffnung für das nächste akademische Semester beruhte.

Und weiter hätten diese Wände auch von all den

bittern und schmerzhaften, tief in die Seele greifenden Kämpfen erzählen können, wo das menschliche Herz der Schwachheit seinen Tribut darbringen mußte; denn auch die stärkste Natur erliegt bisweilen in diesem ewigen Ringen mit Noth und Entsagung. Wenn nun dazu noch ein anderes Gefühl kommt, und in das unbewachte Herz schleicht, um es vollkommen fühlen zu lassen, wie viel Qualen in einer Menschenbrust wohnen können; dann ist das Maaß voll. Solche herbe, zerstörende Stunden wirken mächtig auf die Seele ein, und ihre Leiden kennt nur Gott und der Kämpfende selbst, der sich im Staube beugt, um die Hand dessen zu küssen, der ihm dies Kreuz auferlegte. Solcher Augenblicke gab es jedoch wenige in Franz Mannerstedts Leben; denn sein Wille für das Rechte und Gute war stark, sein Herz rein und sein Glaube groß. Ueberdies war seine Kraft in Ertragung der Leiden und Entsagungen noch durch einen Hochsinn verstärkt, der ihm da zu klagen verbot, wo ihm schon ein Murren als ein Wahnsinn vorgekommen wäre. Sein Gemüth war sowohl innerlich als äußerlich das Bild der vollkommensten Harmonie, ruhig, stark, und sich selbst beherrschend.

Aber hätten diese Wände nicht auch von andern Stunden plaudern können, wo Franz in der langen stillen Dämmerung vor der spärlichen Gluth saß, und mit der Hand vor den Augen helle, fröhliche, — herrliche Bilder vor seinem geistigen Auge erstehen ließ? Dann war er gemeiniglich schon Rector an der Schule von B. —, bewohnte das große, schöne und geräumige Schulhaus, und hatte ein liebliches Weib, deren Züge wundersam denen von Rosa Widen glichen, und ihn umschwärmten eine Menge kleiner Bienen, die sowohl innerhalb der Wohnung, als in den außen stehenden Körben hausten. Doch geschah es nicht selten, daß die ganze herrliche Phantasmagorie in Einem Augenblicke wie weggeblasen war, wenn die Magd, die der Herr=

schaft im zweiten Stocke gehörte, hereintrat, um zu betten, und ihn ganz einfach fragte, über was der Candidat wieder da gesessen und geträumt habe. Dann stand Mannerstedt mit erröthenden Wangen auf, und sah gerade wie ein armer Sünder aus, den man auf frischer That ertappt hat. Doch in der nächsten Dämmerung träumte er schon wieder, oder ließ er seine Seele auf den Schwingen der Musik in höheren Regionen umherschwärmen.

Doch wir kehren zu dem gegenwärtigen Augenblicke zurück. Er hatte das Licht angezündet, es im Leuchter zurecht gesetzt, und ging nun zu dem Tische am Fenster hin, wo sein Schreibzeug, seine Papiere und Bücher lagen. — „Schlafen kann ich nicht, und nachgrübeln mag ich nicht," sagte er, während er den schwarzen Frack auszog, ihn umkehrte und über die Stuhllehne hängte, worauf er einen alten braunen Rock mit großen, blanken Knöpfen und zwei Ellen breiten Schößen anzog, ein Erbe seines seligen Vaters und ein Kleinod, das nunmehr als Morgen-, Lese- und Schlafrock, gleich bequem für jeden Zweck, seine Dienste that, da die beträchtliche Länge und Weite den schmächtigen Jüngling vollständig umhüllen konnte. — „Nachgrübeln will ich nicht," sagte Mannerstedt und zog den alten braunen Diener fest um sich herum; „es taugt nichts, und meine Träume wären nur Irrlichter wie andere Träume auch. Freilich," setzte er hinzu, und sein Ton war weniger kalt, weniger fest, „freilich brennt und glüht es hier; aber schwach will ich nicht seyn, darf ich nicht seyn. Kampf und Entsagung waren so manches Jahr her mein Loos; aber die Klage reißt nicht das geringste Gelenk aus der Kette der Begebenheiten. Ich will stark seyn; Nie, bei Gott nie! soll sich mein Gefühl verrathen! Und sollte es je einmal dies gethan haben, — so — hat sie dem keine Aufmerksamkeit geschenkt. Es wäre auch wahrhaftig zu unbedeutend. Wie hätte sie, die zu erhaben ist, um nur an solche Kühnheit von Seiten des armen

Candidaten zu denken, einen Blick in sein Herz werfen können? Nein! und das ist gut; denn in diesem Punkte könnte ich nicht einmal ihr Mitleid ertragen. Aber was thue ich eigentlich jetzt anders, als nachgrübeln? Ich will meine Bücher und Aufsätze vornehmen, und über diesen grübeln."

Er setzte sich und begann in verschiedenen Werken zu blättern; aber es wollte nicht gehen. — „Nun wohl! so hab ich doch meinen letzten Freund," rief er, stand wieder auf, und schob die Gegenstände hinweg, die ihn nicht hatten zerstreuen können, „meinen treuen, einzigen wahren Freund, der mir in Glück und Unglück gefolgt ist. Wir verstehen einander auch unter allen Wechselfällen des Schicksals am besten." — Dabei nahm er die Violine herab und löschte das Licht als etwas Ueberflüssiges aus; um so mehr, da es das letzte war, und sich in der Kasse nur noch ein Achtzehn-Schillingstück fand. Sobald sein Bogen die Saiten berührt hatte, verkettete sich auch sein Wesen zur Harmonie mit den schönen kraftvollen Tönen, die er hervorrief, denn wenige waren so ganz und gar Seele für die göttliche Kunst, wie Franz Mannerstedt. In mancher bittern Stunde hatte sie ihn zur Ruhe, zu Licht und Frieden geführt. Auch jetzt, wo eine der bittersten um ihn war, verfehlte sie nicht, wie immer wohlthätig auf seinen Geist und sein Herz einzuwirken. Aber während nun die vollen herrlichen Töne durch die kleine Kammer hinrauschen, und sich einen Weg zu dem ringenden Herzen bahnen, wollen wir einen flüchtigen Blick auf Franz Mannerstedts frühere Schicksale werfen.

Sein Vater war ein ziemlich wohlhabender Beamter in L — gewesen, und Franz der einzige Sohn und nun auch das einzige Kind, denn die Schwestern waren todt. Er wurde, so lange er sich erinnern konnte, in der Hoffnung erzogen, ein würdiger Jünger der Wissenschaften zu werden. In dem Studium, das er wählte, entwickelte er schon als Knabe große Anlagen und eine

brennende Wißbegierde, welche seine Lehrer in Erstaunen setzte, und ihm ihr Wohlwollen und bisweilen passende Belohnungen für seinen Fleiß und seine Beharrlichkeit verschaffte. Dessen ungeachtet wurde er von seinen Kameraden nicht gehaßt, denn schon frühzeitig verstand er die Kunst, sich beliebt zu machen. In ihren kriegerischen Spielen oder andern Uebungen konnten sie ihn eben sowenig überwinden, als in den Wissenschaften, da seine Geschicklichkeit und Gewandtheit das ersetzte, was ihm an körperlicher Kraft abging; und im Uebrigen war er der dienstfertigste und freundlichste Knabe in der ganzen Schule, eine Art lebendiges Lexicon, an das sich ein großer Theil der andern wendete, um manche Aufklärung in ihren lateinischen Aufgaben, Stylübungen und Uebersetzungen zu erhalten. Nie prahlte er mit seinen Fortschritten, sondern ging seine Bahn ruhig und getrost, freundlich, sanft und von allen geliebt. Nach dem er mit der Schule fertig war, besuchte er das Gymnasium und nach einem dreijährigen Aufenthalte daselbst, reiste er in die Heimath, um dort die Christfeiertage zuzubringen. Der Frühling war zu der wichtigen Reise auf die Universität bestimmt. Er war damals 17 Jahre alt, und erfüllte als Jüngling alles, was er als Knabe versprochen hatte. Mit offenen Armen ward er von den geliebten Eltern empfangen, deren einzige Hoffnung er war. Mit tiefer, inniger Freude las der Vater die schönen Zeugnisse, die er vom Gymnasium heimbrachte; es war so befriedigend und beruhigend für das Vaterherz zu sehen, wie die Saat anfing zu reifen und eine reiche Erndte zu versprechen. Die alte Mutter, deren Abgott der Sohn war, konnte sich an dem schönen, lebhaften, artigen und dienstfertigen Jungen nicht satt sehen; und wie klopfte nicht ihr Herz von verzeihlichem Stolze und Wohlgefallen, wenn andere den stattlichen und hübschen Jüngling rühmten, der sich so schön hielt, seine Violine so geschickt spielte, und so wundervoll sang! Diese Talente, verbunden mit einem gesetzten und bescheidenen Wesen,

verschafften ihm eine Menge Einladungen, und in allen Kreisen, die er besuchte, war er gefeiert und beliebt. In ununterbrochenen Zerstreuungen verflossen die Christfeiertage wie ein einziger großer Freudentag, und die übrigen Wintermonate glitten eben so harmlos dahin. Bald ging das Eis auf, die Schüten (eine Art Postschiff) wurden geladen, und auf einer der vornehmsten schiffte sich unser junger Held ein, um nach Malmö, und von da weiter nach Lund zu reisen. Vorher aber hatte natürlicherweise die Mamma alle Hände voll zu thun, um mit der dazu erforderlichen Ausrüstung fertig zu werden. Weißzeug, Nachtkappen und Krägen in Masse wurden von zwei Nähjungfern verfertigt. Der Schneider war mit dem neuen blauen Anzuge beschäftigt, der die Uniform des Studenten geben sollte, sowie mit dem Mantel und einem Oberrock, wozu die zärtliche Mutter mit eigener Hand das Garn gesponnen hatte, und der deshalb so fein war, daß man ihn unmöglich für etwas anderes als von Tuch halten konnte. Aber alles das war nur ein Tropfen im Meer gegen die unendliche Menge von dünnem gedörrtem Zwieback, Methwurst, Spickschinken, Butterbüchsen, gewürzten Heringen und dicken Brodlaiben, die dem lieben Jungen eingepackt wurden, — „denn das Frühstück und Abendessen, Vater," sagte Frau Mannerstedt zu ihrem Manne, „muß er zu Hause essen."

Der Vater hatte nichts gegen diese klugen Vorschläge einzuwenden, da der Aufenthalt in Lund ohnedieß genug kostete. Aber hin mußte er, da war nicht zu helfen; denn nach Upsala war es doch viel zu weit. „Und zudem ist es dort nicht weniger theuer," seufzte Herr Mannerstedt, als er an die schweren Zeiten und den fühlbaren Geldmangel dachte.

Endlich kam der wichtige Tag und die schmerzliche, tief erschütternde Abschiedsstunde. Die Rührung des Vaters war groß; aber er vermochte es doch, die finstere Ahnung zu beherrschen, die ihm zuflüsterte, daß es zum letztenmal seyn werde, daß er den Sohn an sein Herz

drücke. Mit Ruhe und Fassung gab er Franz gütige Ermahnungen und freundliche nützliche Rathschläge für sein künftiges Leben und seine neuen Verhältnisse. Die Mutter schluchzte an der Brust ihres Lieblings: „Gott segne Dich, mein theurer, geliebter Junge! vergiß nicht die Lehren Deines Vaters, und denk an Deine Mutter, an ihre Bitten und Thränen, wenn Du in Versuchungen gerathen solltest, woran es leider Gottes! in der bösen Welt nicht fehlt! Aber stehe dann fest, mein guter braver Franz! und erinnere Dich beständig, daß wir nicht allein für diese kurze und unruhige Zeit leben, sondern daß wir in der, die nachher kommt, Rechenschaft ablegen müssen. Und," setzte die umsichtige gute Frau etwas leiser hinzu, „wenn Du gar zu arg in Geldnoth kommst, so suche unten in der Kiste nach; zwischen der dritten Methwurst und dem großen Käse liegt ein kleiner Sparpfennig, den ich für Dich aufgehoben habe. Aber nur für den Fall der Noth; Franz, denke wohl daran! und jetzt lebewohl! Gott nehme Dich in seinen Schutz und seine heiligen Engel begleiten Dich auf dem Wege! Vergiß nicht Deine Mutter, vergiß nicht ihren Rath!"

„Nie!" stammelte Franz, „nie theuerste Mutter!" Er drückte die geliebte Hand an seine Lippen, an seine nassen Augen. „Nie werde ich mich, das gelobe ich heilig, der Liebe und unendlichen Güte meiner theuren Aeltern unwürdig machen. Dieser Augenblick wird sich in lebendigen hellen Zügen in meine Seele einprägen, und mein Schutzengel werden!"

„Wohlan! der Friede Gottes sey mit Dir!" sprach Herr Mannerstedt und wischte eine Thräne ab, die sich über seine männliche Wange niederstahl. „Jetzt müssen wir endigen. Der Wind bläst gut und alles ist bereit." — Er schob den Jüngling voraus. — „So geh Du voran, mein Junge und schließe selbst die Thüre."

Das war etwas, was der alte Mann für eine Sache von der höchsten Wichtigkeit für das Glück des Reisen-

den ansah, daß dieser selbst die Thüre hinter sich zuschloß. Die Aeltern folgten und am Strande nahm man noch einmal einen rührenden Abschied. Der junge Mannerstedt sprang auf das Verdeck; nach ihm brachte man die zahllose Menge von Gegenständen, welche die Mamma für ihn zusammengepackt hatte, und — es wurden die Segel aufgezogen. Der Wind blies frisch und gut, die kleine Schiffsmannschaft war mit dem Tauwerk beschäftigt, lärmte und schrie, die Passagiere ordneten ihre Sachen und die Schüte fuhr an der Landspitze vorbei. Franz stand am Vordersteven und winkte mit dem weißen Sacktuche noch das letzte Lebewohl. Die Aeltern erwiederten das Zeichen vom Strande aus; aber bald verloren sie einander aus den Augen, und ein gemeinsames Gebet zum Allvater schwebte in dieser feierlichen Minute über ihre Lippen. Wer hat nicht die Bitterkeit der Abschiedsminute gefühlt, auch wenn Glaube und Hoffnung auf Wiedersehen wie freundliche Schutzengel neben uns standen?

Manche Seiten könnten wir füllen von den angenehmen und interessanten, obwohl unbedeutenden Begebenheiten, die sich während der Reise ereigneten, sodann von der Ankunft in Malmö, dem ersten Auftreten in Lund, den Besuchen mit Recommandationsbriefen, den Aufwartungen bei den Professoren, dem Eintritt in das edle Studentenchor, dem Brief von der lieben Mamma, mit so manchen willkommenen Thalerscheinen, den vom lieben Papa mit eben so viel Ermahnungen und größeren Zusendungen; und endlich könnte ich auch erzählen, wie die herzguten, neuerworbenen Freunde unserem Helden bei seinen Methwürsten, Schinken, Käsen und Broden artig und dienstfertig halfen. Es war so süß für manche hungrige Seele, nicht nur einen Antheil zu bekommen, sondern sogar brüderlich zu theilen! Aber da all dies wahrscheinlich wenig Thellnahme bei solchen Lesern erwecken würde, die unbekannt mit dem Universitätsleben sind, so wollen wir dies übergehen und nur das Wichtigste mittheilen. Mannerstedt war ungefähr ein Jahr in Lund,

als sein Vater starb. Und anstatt, wie man allgemein glaubte, ein schönes Vermögen zu hinterlassen, fand man, nachdem Alles von guten Freunden und Gläubigern gesichtet und gesiebt worden war, kaum den Nagel in der Wand, wie das Sprichwort sagt. Es wurde sogar noch weit schlimmer, als das Sprichwort meldet, denn nicht einmal die Wände blieben übrig. Das alte liebe und angenehme Haus, wo das fromme Ehepaar so manches ruhige und glückliche Jahr verlebt hatte, wurde mit dem Uebrigen verkauft, und ein kleiner unbedeutender Hof, der ein paar Zimmer enthielt, welche Herr Mannerstedt während seiner Beamtenzeit als Comptoir benützt hatte, ein geringer Hausrath und einige hundert Reichsthaler waren Alles, was man der Wittwe ließ. Es war ein harter und schwerer Schlag für ihre alten Tage, die Wohnung verlassen zu müssen, die ihr so reiche und theure Erinnerungen bot; aber das Bitterste war für die gute Frau, die Ueberzeugung, daß dieses Unglück den Fortgang ihres Lieblings auf der akademischen Bahn hindern würde. Und es war nicht zu verwundern, wenn ihr Alles dunkel und neblig vorkam, wie ihre eigene Seele, als sie aus dem schönen beinahe prachtvollen Hause in die kleine graue Hütte zog, wo die noch übrigen Tage ihres traurigen Lebens verfließen sollten. Der erste Sonnenstrahl, welcher schimmernd durch das Dunkel dieser Nacht brach, war ein Brief von Franz, welcher den tiefsten Schmerz um die geliebte Mutter empfand. Jeder Buchstabe sprach den lebendigen Ausdruck seiner warmen kindlichen Liebe, seine innige Zärtlichkeit aus. Er bat seine Mutter auf das Eindringlichste, das Wenige, was für seine eigene Bequemlichkeit und seine geringen Bedürfnisse übrig war, für sich zu gebrauchen. Er wollte streben und arbeiten, es würde wohl gehen. Mit dem Segen der besten und frommsten Mutter hoffte er, würde der Herr seinen Bemühungen einen glücklichen Erfolg schenken; und doppelt süß würde dann der Lohn seyn, wenn er durch Noth und Entsagung erkauft wäre.

So schrieb Franz; und nicht genug, daß er so schrieb, er dachte auch so. Sein edler und reiner Sinn, seine lebendige, Alles aufopfernde Hingebung erweckte die betäubten Seelenkräfte der guten Frau Mannerstedt zu neuem Leben. Sie begann auf allerhand Auswege zu denken, theils um sich selbst einen Unterhalt zu verschaffen, theils um ihrem Lieblinge hie und da mit einer Kleinigkeit beistehen zu können. Mehrere Versuche wurden gemacht, aber sie waren von keinem Erfolge gekrönt. Da erinnerte sich Frau Mannerstedt, daß in den früheren Tagen, wo ihr Haus und Tisch unter die besten in der Stadt B— gerechnet wurden, die Gäste ihr ausgezeichnet gutes Bier sehr gerühmt und gepriesen hatten.

„Ich will Bier brauen und es verkaufen," rief die gute Frau mit einer Freude, die nur der begreifen kann, der selbst unter der Geißel der Noth gefühlt hat, welches Uebermaaß von Seligkeit schon der Gedanke, mit Etwas sein Glück zu machen, demjenigen schenkt, der der Hoffnung und Freude Lebewohl gesagt hat. Frau Mannerstedt begann mit freudigem Muthe ihre Bierbrauerei, und siehe da, es glückte ihr vortrefflich! Sie legte selbst Hand an Alles, denn immer war sie eine thätige Hausmutter gewesen. Und wenn sie nun warm gekleidet an den späten Winterabenden auf einem Schemel vor ihrem reinen saubern Fäßchen saß, ihre Bouteillen verzapfte und das Wachslicht in der vor Kälte starren und zitternden Hand hinleuchtete, ob jede genug bekommen habe, und ob es klar und frisch aussah, dann konnte es wohl geschehen, daß sich bei der Erinnerung an den seligen Vater und an ihre besseren Tage eine Thräne über die gefurchte Wange herabschlich; aber schnell ward sie hinweggetrocknet, wenn sie bedachte, daß ihre Bemühungen die Noth des geliebten Sohnes einigermaßen erleichtern könnten. Sie hatte nämlich unter der Hand Nachrichten eingezogen, die zwar von seinem ununterbrochenen Fleiß, ja sogar seiner bis zum Uebermaß gehenden Arbeitsamkeit sprachen, aber auch erwähnten, daß seine Bedürfnisse

immer drückender würden, und daß er während des letzten Halbjahres sich genöthigt gesehen habe, seine Uhr und mehrere andere Sachen von Werth zu verkaufen. Wenn die gute Frau Mannerstedt alles das bedachte und sah, wie das Bier schäumte und brauste, dann brauste es auch freudig durch ihre Seele, denn sie hoffte, Franz helfen zu können; und mit leichten Schritten und leichtem Herzen sprang sie dann freundlich hin, und gab für ein Achtschilling-Stück eine Bouteille ihres guten Bieres ab; und konnte so, wenn es gut ging, das ganze Dutzend an einem Tage verkaufen. Wer war glücklicher, als Frau Mannerstedt — nur eine Mutter kann das begreifen — als sie die bedeutende Summe von zwanzig Reichsthalern Banko zusammengespart hatte? Das war ein Fest ohne Gleichen, und sie sandte nach ihrem alten Freund und Rathgeber, dem Rathsherren Sifver, der es mit vielem Vergnügen über sich nahm, das Geld an einen alten Bekannten in Lund zu senden, denn es wäre eine verlorene Mühe gewesen, wenn sie es an Franz selbst geschickt hätte. Er würde das Geld nie angenommen haben, das seine theure Mutter mit Aufopferung ihrer Nachtruhe und mancher andern Entsagung zusammengespart hatte; lieber hätte er gehungert und gefroren. Aber der Geschäftsmann des Rathsherren Sifver wußte die Sache zurecht zu legen; durch dessen Vorsorge wurde eine von Mannerstedts drückendsten Rechnungen bezahlt, und dann folgten noch mehrere; denn die mütterliche Quelle gab so lange Nahrung, als sie selbst etwas hatte, um sich davon zu nähren.

So vergingen zwei Jahre. Der gewöhnliche Geschäftsmann in Lund hatte Franz einen Wink gegeben, daß jene bedeutende Unterstützung, welche oft sein Erstaunen und immer seine Bewunderung erregte, von einem alten Freunde seines Vaters herfließe, der in guten Umständen lebe, aber unerkannt zu bleiben wünsche, um allen Dankbezeugungen zu entgehen. Der junge Mannerstedt, selbst mit einem so feinen Gefühle begabt, begriff

den ganzen Edelmuth und die Zartheit in der Handlungsweise seines unbekannten Wohlthäters, und dankte deßhalb jenem Freunde, der die Last seines Kummers zu erleichtern suchte, nur in dem stillen Heiligthume seines Herzens und in seinen heißen Gebeten. Es war jetzt zu Anfang des Sommers, und Frau Mannerstedt hatte Franz inständig gebeten, während der Ferien hereinzukommen. Sie versicherte ihn heilig, daß es ihr durchaus nicht ungelegen seyn würde; im Gegentheil es würde ihr eine außerordentliche Freude machen, und sie habe schon alles für ihn hergerichtet. — Und so war es auch wirklich; denn sie hatte ihr letztes Kleinod, ihre goldene Tabacksdose verkauft, um ihre kleine Haushaltung auf die Heimkehr des unaussprechlich geliebten Sohnes vorzusehen. Franz konnte den herzlichen, beweglichen Bitten nicht widerstehen; er packte seine Bücher, seine Papiere, seine Noten und die Violine nebst der bedeutend zusammengeschmolzenen Garderobe zusammen, reiste nach Malmö, und kam zufälligerweise auf derselben Schüte heim, mit welcher er abgereist war — aber ach! unter welch' verschiedenen Aussichten! doch so ist der gewöhnliche Gang des Lebens, heute Freude und Ruhe, morgen Kummer und Sturm — ein ewiger Wechsel!

Wie sollen wir das Entzücken der Frau Mannerstedt schildern, als der hohe, wohlgewachsene zwanzigjährige Jüngling die Treppe herauf und in die mütterlichen Arme sprang, deren heftiges Zittern ihr kaum erlaubte, sie um den Zurückgekehrten zu schließen! Ach! das war ein Fest, wo die Engel hätten Zeuge seyn können! Sie hatte das eine kleine Zimmer, das zugleich das größte und beste war, herausgeputzt, um Franz zu empfangen; das Vornehmste, was ihr noch übrig blieb, war dort versammelt und alles sah so nett, so geordnet und sauber aus. Stumm drückte Franz die mütterliche Hand an seine Lippen, und der Himmel wohnte in seiner Seele, denn es lag eine Seligkeit darin, sich so geliebt zu sehen. Franz wußte nur zu wohl, daß die vie-

len Aufmerksamkeiten, welche die kleine Stube vereinigte, seiner guten Mutter große Aufopferungen gekostet hatten; deßhalb war ihm auch Alles so heilig und theuer.

Drei süße und glückliche Monate verflossen unter den bescheidenen Genüssen eines stillen Familienlebens. Franz arbeitete fleißig wie gewöhnlich; aber die Zeit verging ihm doch angenehm unter Lustwanderungen in der freundlichen wohlbekannten Gegend, und mit Besuchen bei seinen alten und lieben Freunden, welche — dies müssen wir zu ihrer Ehre besonders erwähnen, da sie sich darin vor den Freunden im Allgemeinen auszeichnen — keinen Unterschied zwischen dem Ehemals und dem Jetzt kannten, sondern den jungen Mannerstedt mit Einladungen überhäuften. Franz nahm jedoch die meisten derselben nicht an; denn theils war, wie wir schon erwähnt haben, sein Anzug abgenützt, und er daraus hinausgewachsen, er eignete sich also nicht, um sich in solchen Kreisen sehen zu lassen, theils wollte er auch seine freien Stunden lieber seiner Mutter und den näheren Jugendfreunden schenken. Zu Anfang des Semesters sollte Franz zurückkehren. Ein paar Tage vor dem großen Trauer= oder Abschiedstag hatte Frau Mannerstedt, die mit den Zubereitungen für den Speisesack beschäftigt war, gar viel in ihrer kleinen Küche zu thun, und Franz sammelte und ordnete seine Sachen. Während dieses Geschäfts fiel ihm ein, daß er etwas vergessen hatte, was seine Mutter für ihn aufbewahrte. Er ging also hinein, um es zu holen; aber da Frau Mannerstedt in der Küche zu thun hatte, und er die Schublade offen stehen sah, wo seine Mutter, wie er sich erinnerte, den fraglichen Artikel verwahrte, zog er die Schublade heraus, und begann ihren Inhalt zu durchsuchen. Zufällig traf er dabei auf einen Bündel Papiere, deren Handschrift den Rechnungen gleichsah, welche er früher von der Person in Lund empfangen hatte, bei der er seine dürftige Mittagskost holte. Er konnte der Begierde nicht widerstehen, das Bündel aufzumachen;

aber wie sollen wir die Menge zugleich süßer, aber auch bitterer und niederschlagender Gefühle schildern, die das weiche und gefühlvolle Herz des Jünglings bestürmten, als er sah, daß es seine alte Mutter gewesen war, die während eines Zeitraums von mehr als zwei Jahren mit der größten Aufopferung und Selbstentsagung seine monatliche Kostrechnungen bezahlt hatte? Zwei große Thränen, es waren die ersten, welche ihm seine Armuth auspreßte, stahlen sich hervor und hingen zitternd in den langen dunkeln Augenwimpern. Düster weilten seine Blicke auf den um ihn her gebreiteten Rechnungen und die Gluth seiner Lippen war erbleicht, während ein merkliches Zittern ihre Oberfläche kräuselte. In diesem Augenblicke trat Frau Mannerstedt herein, und wie die Wolken vor dem Glanz der Sonne sinken, so verschwand der finstere Ausdruck in Franzens Gesicht, als er sie sah, die keinen schöneren Namen kannte, als den der Mutter.

„O Mutterherz! Du herrlichstes Werk des Schöpfers!“ das waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte, als er in die Arme stürzte, die sich ausbreiteten, um ihn zu empfangen. Einige Augenblicke, die Alles in sich faßten, was das Leben zu bieten hat, vergingen wie ein Vorschmack der himmlischen Seligkeit in heiligem Schweigen. Dann erhob sich Franz wieder. Männlicher Ernst spiegelte sich in seinen Zügen und gab seiner Stimme Kraft, als er langsam, aber fest sprach: „Und jetzt, meine Mutter, meine zärtlich, unaussprechlich geliebte Mutter, gelobe mir, so fern Du willst, daß Frieden und Ruhe in meiner Seele wohnen sollen, dies nicht mehr zu thun! O ich empfinde nur zu wohl, was es Dich gekostet hat, was diese theuren Hände gearbeitet haben, damit Franz nicht hungern sollte! O Mutter, Mutter! mein Herz möchte brechen vor Schmerz und Seligkeit beim Anblick dieser Papiere! Nein, dies Geld wird mir zu schwer! Beruhige mich mit dem heiligen Versprechen, mich für mich selbst sorgen zu lassen!“

Frau Mannerstedt war genöthigt nachzugeben, sie

befand sich auch jetzt in einer so entblößten Lage, daß nur die erfindungsreichste Liebe, verbunden mit der ausgedehntesten Umsicht und der größten obwohl schweigenden Aufopferung ihrer eigenen Sachen im Laufe der letzten vierzehn Tage die kleine Haushaltung zusammenhalten konnte. Mit Freude wollte sie dafür büßen, wenn Franz abgereist war, wenn es ihr nur glückte, während seiner Anwesenheit das wahre Verhalten zu verbergen. Und es glückte! Die letzten noch übrigen Stunden wurden in schönen liebevollen Gesprächen hingebracht, und Franz ließ sich wie ein gutes Kind von der mütterlichen Zärtlichkeit einschläfern. Er reiste ab, nicht zur Hälfte ahnend, wie theuer sie nachher diese drei so süßen und glückseligen Monate bezahlen mußte.

Um alle weitere Hülfe entbehrlich zu machen, nahm Franz am Schlusse des nächsten Semesters eine Stelle als Informator auf ein Jahr an. Aber das wurde ihm ein bitteres Jahr; denn sein Patron wie seine Frau waren dumme aufgeblasene Leute, die sich einbildeten, es sey nobel und zeuge von besonders gutem Tone, einen Informator wie eine Art höheren Bedienten zu behandeln.

Nach diesem Fegfeuer nahm Mannerstedt mit leichterem und elastischem Sinne seine alten Beschäftigungen und Mühen wieder auf, und schritt fest und beharrlich auf der Bahn fort, die er gewählt hatte. Als die Zeiten drückender wurden, ward er wieder genöthigt, eine Stelle anzunehmen, und unter diesen wechselnden Herbst- und Wintertagen — denn ein eigentlicher Frühlingsschimmer oder Sommer wollte sich nie einstellen — vergingen allmählig vier Jahre. Da er jetzt das Lehreramt ganz satt war, und mit so geringen Einkünften sich unmöglich länger an der Akademie halten konnte, beschloß er auf Zureden des Rathsherrn Sifver, dessen Freundschaft und Rath er immer werth gehalten hatte, auf ein halbes oder auch vielleicht ein ganzes Jahr in dieselbe Stadt zu ziehen, wo er jetzt weilte, und wo der Rathsherr mehrere Bekannte besaß, die versichert hatten, daß ein

Sprach- und Musiklehrer ein sehr willkommener Gast seyn würde. — „Wenigstens," sagte Franz bei sich selbst, indem er die Vor- und Nachtheile dieses Vorschlags überdachte, „wenigstens verdiene ich wohl so viel, daß ich auf das nächste Frühjahrsemester wieder hinunterreisen kann, und dann werde ich mit Gotteshülfe dort bleiben, bis ich meinen Cours beendigt habe." Er reiste ab. Der Rathsherr Sifver hatte schon schriftlich einige Verbindungen für ihn abgeschlossen, so daß er sogleich Beschäftigung fand. Da er Alles mit der strengsten Sparsamkeit einrichten mußte, miethete er sich das kleine Dachstübchen, wo er jetzt wohnte, holte sich jeden Mittag eine Zwölfschillingportion, die oft bis zum Abend reichen mußte und studirte nebenher die löbliche Haushaltungswissenschaft in so vielen Zweigen, als ob er mit der Zeit Professor der Oeconomie werden wollte.

Sowohl die Empfehlungen des Rathsherrn Sifver, als sein eigenes angenehmes Wesen, verbunden mit seiner hohen, schönen Figur, die etwas Imponirendes hatte, verschafften ihm Zutritt in viele Häuser, wo er als Lehrer in den Sprachen, der Musik, oder im Zeichnen angestellt wurde. Aber da diese Stunden doch nicht die Anzahl ausfüllten, die er bedurfte, um einigen Gewinn aus seinem Versuche ziehen zu können, so sah er sich genöthigt, mit seinem Stolze zu unterhandeln, der sich gerne empört hätte. Er bewog ihn daher, sich still zu verhalten, wenn er den schwarzen, knappen Frack anzog, um in der Stadt bei den Vornehmsten herum zu gehen, und — seine Dienste anzubieten. Dies war übrigens, Mannerstedt fühlte es tief, die schwerste Wanderung, die er je unternommen hatte.

Er begann bei dem Lenker der Stadt, dem Bürgermeister B. — dieser hatte unglücklicherweise an diesem Abend große Gesellschaft. Als unser Kandidat ganz bescheiden die große Treppe hinaufging, und ein Kammermädchen, das ihm dort begegnete, nach dem Bürgermei-

ster fragte, glaubte diese entweder, er gehöre zu der eingeladenen Gesellschaft oder sie war schlecht genug, den armen, fremden Musikanten, wie er hie und da spottweise genannt wurde, in große Verlegenheit setzen zu wollen; denn sie erwiederte nur: „dort!" und deutete auf die Saalthüre. Da die Gäste in dem, hinter dem Saale befindlichen großen Festzimmer versammelt waren, hörte Niemand Mannerstedts Klopfen. Er wagte es also nach einigem Bedenken einzutreten. Hier zeigte sich keine lebendige Seele außer ein paar kleinen Mädchen von fünf bis sechs Jahren, die da standen und einige künstliche Früchte betrachteten, und dabei innig wünschten, sie möchten eßbar seyn. Bei dem Geräusche, das Franz verursachte, wandten sich die blondlockigen Engel um, und durchaus damit unbekannt, was sich schickte oder nicht, sprangen sie ihm freundlich entgegen, wie sie Mamma gelehrt hatte, alle Gäste zu empfangen, zu begrüßen und dann zu der Gesellschaft zu führen.

„Kommen Sie, kommen Sie mit uns!" baten die schelmischen Kleinen. Mannerstedt, der Stimmen im nächsten Zimmer hörte, wollte sich zurückziehen; aber die kleinen Töchter Evas baten so schmeichelnd, er möchte mit ihnen zu Papa und Mamma gehen, die könnten ja sonst böse werden und glauben, Bertha und Hilda seyen unartig gewesen, weil der fremde Herr fortgegangen sey. Er konnte den unschuldigen Wesen, die ihm Trost und Hoffnung zu bringen schienen, nicht widerstehen. Einige Augenblicke lang bildete er sich ein, daß er in diesem Hause eine freundliche Aufnahme finden könnte und folgte den Kindern. Diese faßten ihn bei den Händen und schwebten wie zwei Feen an seiner Seite durch den Saal. Sie drückten die leicht zugeschlossenen Doppelthüren in das Festzimmer auf, und jetzt stand er mitten in einer ansehnlichen Versammlung von Herren und Damen. Die Kleinen wollten ihn noch weiter mit sich ziehen; aber er machte sich schnell los, und verbeugte sich tief und mit einer flammenden Röthe auf den Wangen. Die Bür-

germeisterin winkte schnell die Kinder zu sich, und flüsterte ihnen etwas in's Ohr, worauf das eine Mädchen erwiederte: „Aber Du hast ja gesagt, wir sollen es mit Allen so machen!" — Die Mama schüttelte mit einer sehr verdrießlichen Miene den Kopf, und flüsterte ihrer Nachbarin zu: „Ach! wie einfältig doch die Kinder sind! es braucht eine übermenschliche Geduld, um sich nicht krank über sie zu ärgern. Meine liebe kleine Madam M — wer um Himmelswillen ist denn der Mensch?"

Inzwischen hatte sich der Bürgermeister, ein kleiner dicker Mann mit einem reputirlichen Bauche und einer eben so reputirlichen Perrücke unserem Helden genähert, der mit dem Hute in der Hand einige Schritte von der Thüre entfernt stand, und den Lenker der Stadt erwartete, der langsam, die Brille zusammengelegt und vor ein Auge gehalten herankam.

„Wer ist Er, mein Freund?" fragte der Bürgermeister, der sehr wohl wußte, wer er war, „und was ist Sein Geschäft?"

Mannerstedts Herz klopfte von der heftigen Gemüthsbewegung so stark, daß es ihm war, als müsse es ihm die Brust zersprengen, und Wangen und Stirne flammten wie Feuer, als er antwortete: „Mein Name ist Franz Mannerstedt, wie der Paß ausweist, den ich bei meiner Ankunft abzuliefern die Ehre hatte. Mein Geschäft ist, nachzufragen, ob der Herr Bürgermeister für eines seiner Kinder einen Lehrer in den Sprachen, der Musik, oder im Zeichnen bedürfe."

„Ja so, ja so! es ist der Herr Mannerstedt? Ich erinnere mich jetzt," sagte der Bürgermeister, und winkte einem Bedienten, dem Fremden einen Stuhl hinzusetzen, was sich dieser jedoch höflich verbat. An der Thüre als Supplikant zu stehen, möchte wohl angehen; mancher war ja vor ihm so da gestanden, und Millionen Wesen sollten nach ihm dieselbe Demüthigung empfinden; aber dort zu sitzen, das war zu viel. Mit einer kurzen, stol-

zen Verbeugung schob Mannerstedt den angebotenen Stuhl zurück.

„Ach ja!" fuhr der Bürgermeister fort und setzte sich nachläßig an's Fenster„ das ist also das Geschäft des Herrn? Die Zeit ist nicht gerade geeignet, um so etwas abzumachen; aber Er kann Morgen präcis halb zwei Uhr wieder kommen, dann habe ich eine Stunde frei vor Tische."

Mannerstedt verbeugte sich schweigend und verließ das Zimmer. Welches waren wohl die Gefühle, die auf dem Heimweg zu seinem engen Dachstübchen in seinem Innern stürmten? Wer wagt es, das Menschenherz zu untersuchen, dieses wunderliche Ding, das auf einmal so groß und so klein, so mäßig und so unermeßlich ungenügsam ist? Mannerstedt hatte eigentlich nur einen, obwohl in seiner Lage verzeihlichen Fehler: er war äußerst stolz. Er stritt dagegen, so viel als er vermochte, aber es ließ sich nicht besiegen und an diesem Abend besonders, als er allein, so ganz und gar allein da saß, die Arme über die Brust gekreuzt und das Auge gedankenvoll und düster an den Boden geheftet, im tiefen Gefühl seiner verlassenen Lage, da sprach dieser Stolz laut zu ihm, und stellte die Scene bei dem Bürgermeister und die Urtheile, die man darüber fällen würde, unaufhörlich vor sein geistiges Auge.

„Ich gehe morgen nicht hin; nein, ich gehe nie mehr hin," sprach der Stolz, der bei solchen Fragen immer das Wort führte. „Aber," wandte die Vernunft ein, „wenn du dich auf diese Art von jeder kleinen Widerwärtigkeit, von jedem Wespenstich verletzen läßt, so wirst du deinen Endzweck nie erreichen. Der, welcher arm ist und sein Unterkommen bei Andern suchen muß, soll und muß auch alle Anzeichen jener Gefühle verbannen, die dich jetzt überwältigen; der muß die erste und schwerste aller Künste lernen, die, sich selbst zu beherrschen. Der Weg ist dornenvoll und rauh, und sollte deine Bemühung auch erst in jenem Lande über den Sternen mit dem gewünschten

Erfolge gekrönt werden, so wird sich doch das reine Herz über jede ausgerissene Distel freuen, die nicht mehr die schönere Saat erstickt, wenn auch das Auge beim Anblick derer, die noch da stehen, weint. Der hat es weit gebracht, der die nützlichen Pflanzen von den unnützen zu trennen versteht und nicht mehr von der Mühe abgeschreckt wird, die ihn die Ausrodung der letzteren kostet. Wäre der Weg zum Tempel der Vollkommenheit mit Rosen besäet, welchen Preis verdienten dann die, welche nach dem Kranze streben, der an seine Zinnen befestigt ist? Erstaunt und muthlos gafft die Menge ihn an; nur der edlere Geist faßt muthig das Vergrößerungsglas der Hoffnung, das den Gegenstand unserm Auge näher bringt, und Seelenkraft bezeichnet jeden Schritt, wodurch er dem schönen Ziele sich nähert. Und sollte er auch nie jene Höhe erreichen, so bleibt doch sein Streben immer achtungswerth, während das Zurückbleiben des Feigen auf der niedersten Stufe unsere Verachtung erweckt.„

So argumentirte Mannerstedt unter häufigen Pausen; er wollte sich selbst besiegen, und — er siegte. Am folgenden Vormittag wurde der Vertrag mit dem Bürgermeister abgeschlossen. Er erreichte dadurch zwei Dinge: erstens eine nicht unbedeutende Vermehrung seiner geringen Kasse, und zweitens eine tägliche Gelegenheit, sich in der Selbstbeherrschung zu üben.

Mannerstedts zweiter Besuch war bei dem Kommerzienrath Widen; wie dieser ablief, haben wir schon gezeigt. Auch in diesem Hause wäre manche Stunde bitter genug gewesen, wenn nicht Rosa's holdes Lächeln und freundliches Wesen, in dem etwas so Passendes und Zartes lag, sie versüßt und zu den seligsten seines Lebens gemacht hätte, besonders seit jener Begebenheit, die wir in Rosa's Tagebuch gelesen haben. Jedoch war Mannerstedt weit entfernt, zu ahnen, daß er selbst die Veranlassung jenes Unglücks gewesen war; dazu war er zu bescheiden; er würde so etwas als die größte Ungereimtheit von sich gewiesen haben. Inzwischen konnte er nicht umhin, sich

zu gestehen, daß, wenn es nur erlaubt gewesen wäre, das Unmögliche zu wünschen, er mit seiner ganzen Seele nach dem theuersten Preis gestrebt hätte, den er kannte, nach Rosa's Herz. Aber er lächelte mitleidig über seine eigenen Schwärmereien, und es gelang ihm sie zu besiegen. Nur in den langen Dämmerungsstunden stellte sich der Versucher immer wieder ein. Inzwischen durfte er doch jeden Tag mit der sprechen, die er im Stillen anbetete; denn oft, ja fast immer saß sie mit ihrer Arbeit in dem Zimmer, wo die Lektionen gegeben wurden, entweder bei den Knaben und der Violine, oder den kleinen Schwestern und dem Französischen. Mannerstedt blieb gewöhnlich noch eine Weile nach der Stunde und wagte es dann, bald ihr gegenüber sitzend, bald am Kamin stehend und leicht an dieses gelehnt, die reichen poetischen Bilder fest in eine anschauliche Form zu kleiden, die in seinem Herzen lebten, und deren Gegenstände entweder in dem Umkreise der Natur oder der Kunst lagen. Nach solchen Augenblicken, die wie Sternschnuppen seinen dunkeln Himmel erhellten, gab es Stunden, wo er sich in seinem einsamen Dachstübchen sogar recht glücklich fühlte. Der Schmerz, der ihn am tiefsten drückte, war die Kränklichkeit seiner Mutter und ihre mit jedem Jahre sich erschwerenden Umstände; denn nunmehr vermochte sie wenig oder nichts zu arbeiten, und ward manchmal genöthigt, das Scherflein anzunehmen, das ihr Franz zuschickte, indem er in den beweglichsten Ausdrücken betheuerte, daß er es wohl entbehren könne. Wie wohl er es konnte, weiß der Leser schon, und dies war die vornehmste Ursache, warum er sich nicht die Mittel zu einem neuen schwarzen Anzuge zusammen sparen konnte. Doch hatte er sich einen Frack angeschafft, der ihm bei seinen Geschäften in den vornehmen Häusern ganz unentbehrlich war, und mit diesem und seiner schönen, modernen Mütze, die ihm so wohl stand, war er in der That so einnehmend, daß kein Frauenzimmer, dem er auf der Straße begegnete, oder an einem Fenster grüßte, umhin konnte, ihm freundlich zuzulächeln. Jeden Samstag,

wenn er sein Unterrichtsgeld erhalten hatte, legte er eine gewisse kleine Summe in die Sparbank, was, wie wir schon erwähnt haben, die Reisekasse für das Frühjahrsemester bilden sollte; das Uebrige mußte zum Unterhalt und andern kleinen Ausgaben hinreichen und die Kümmernisse der geliebten Mutter lindern.

So standen die Dinge, als wir Mannerstedt bei dem großen Feste des Kommerzienraths trafen. Schon am Morgen hatte er dessen Bedeutung erfahren, und tief in seiner Seele fühlte er, daß jetzt der Vorhang vor dem letzten schimmernden Lichtpunkte niedergefallen war, der seinem armen, düstern Leben Freude und Trost nach den Widerwärtigkeiten des Tages verlieh, und ihn in rosenfarbenen, lächelnden Träumen ahnen ließ, daß die Zukunft ihm eine reiche Erndte für das gegenwärtige Streben gewähren würde. Aber diese Seligkeit konnte nicht lange Bestand haben; sie mußte auf alle mögliche Fälle hin unabwendbar ein Ende nehmen. Mannerstedt sah ungeachtet aller seiner Träumereien — denn er hatte sich oft damit vertraut gemacht — wohl ein, daß ihn dieser Schlag früher oder später treffen würde; und jetzt, da es geschehen war, trug er's auch mit all' der Stärke, die er schon oft bewiesen hatte. Um diese noch mehr zu erproben und allen Fragen auszuweichen, nahm er auch die Einladung zum Feste an, und kehrte, den Pfeil noch tiefer in das blutende Herz gedrückt, nach Hause zurück, wo er seine Qualen in harmonischen Akkorden aushauchte, die er seiner getreuen und einzig übrig gebliebenen Freundin, der Violine, entlockte.

7.

Morgenbesuch des Kapitäns. — Die Lektion. — Berathung im Kabinet der Mamma.

Einige Tage nach dem Verlobungsfeste saß Rosa eines Vormittags am Fenster im Wohnzimmer und stickte

an einem Kragen. Kapitän Ling stand in einer anmuthig nachlässigen Stellung neben ihr, und unterhielt sich damit, aus einem dabei stehenden Nähkorbe etwas seidenes Garn zu nehmen, es um den Finger zu wickeln und wieder aufzuwinden, wobei er seine stille fleißige Braut betrachtete, deren Auge die Arbeit nur verließ, um alle fünf Minuten einen flüchtigen Blick nach der Uhr zu werfen. Der Kapitän war nicht ganz sicher, ob dieß ein Wink für ihn seyn sollte, daß er den Besuch endige; aber da es noch nicht zwölf Uhr geschlagen hatte, und noch einige Stunden vor dem Mittagessen, das er in Gesellschaft einiger munterer Kameraden außerhalb der Stadt einnehmen sollte, zu tödten waren, so setzte er sich wieder ganz ruhig nieder, mit der Bemerkung, daß es heute ein schönes und gesundes Wetter sey.

„Dafür, daß es December ist, ist es sehr hell und damit ist mir am meisten geholfen," versetzte Rosa, indem sie auf ihre feine Arbeit wies, die zu einem Weihnachtsgeschenk für die Mamma bestimmt war.

„Nun, wenn Dir das Wetter so gefällt," fuhr der Kapitän fort, „so könnten wir ja eine Promenade machen, zu Fuß oder im Schlitten, wie es Dir am liebsten ist."

„Nein, ich danke, bester Ferdinand! ich habe so Kopfweh. Ich will heute nicht ausgehen; überdies habe ich keine Zeit."

„Die Blumen da wachsen dann nachher nur desto schneller," meinte der Kapitän, „und wenn Du Dich zudem unwohl befindest, so ist es um so nothwendiger frische Luft zu schöpfen. Laß Dich bereden, liebe Rosa! Es würde mir ein so unendliches Vergnügen machen, wenn ich mich zum erstenmale öffentlich mit meiner schönen Braut zeigen dürfte."

„Dies Vergnügen," versetzte Rosa lächelnd, „wird Dir wohl in Zukunft so oft zu Theil werden, daß es sich gewiß nicht der Mühe verlohnt, so viel Aufhebens davon zu machen. Aber verzeihe mir, lieber Ferdinand, daß

ich Dir heute Deinen Wunsch abschlage; ich bin durchaus nicht zum Spazierengehen aufgelegt."

„Das höre ich," bemerkte der Kapitän aufstehend und in einem Tone, der bewies, daß er sich ein wenig für beleidigt fühlte. Dann ging er gedankenvoll einigemal im Zimmer auf und ab. Rosa saß stille da, und ihre weißen Finger flogen verzweifelt emsig über die Arbeit, während ihre Blicke ununterbrochen dem Uhrzeiger folgten, und der Purpur ihrer Wangen stieg, jemehr sich jener zwölf Uhr näherte. Der Kapitän bemerkte eine gewisse Unruhe in Rosa's Bewegungen, und überzeugt, daß sie ihn loswerden möchte, beschloß er, ihr zum Trotze da zu bleiben und warf sich deshalb ganz gemächlich und mit einer Miene in ein Sophaeck, als wollte er sich zur Ruhe begeben.

Bald darauf kamen die Söhne des Kommerzienraths, ein paar muntere Jungen hereingestürmt; der eine von ihnen trug einen Notenständer, der andere einen Bund Noten und die Violinen. — „Aha ihr Taschenkrebse!" sagte Ferdinand lächelnd, „ihr wollt wohl unsere Gehörorgane auf die Folterbank spannen? das ist wohl eure Absicht, so viel ich merken kann?"

„Wenn sich der Kapitän nicht darauf spannen lassen will, so steht es ihm ja frei, seiner Wege zu gehen," entgegnete naseweis der älteste der jungen Herrn, ein Sprößling in seinen besten Flegeljahren.

„Ei du bist mir ein artiger Junker," meinte der Kapitän, „ich hätte wohl auch Lust dir täglich gewisse Lektionen zu geben, wobei ich jedoch statt des Geigenbogens dies Instrument da anwenden würde."

Er warf dabei sein Spazierstöckchen gewandt in die Höh' und fing es wieder. Der Knabe erröthete stark und war auf dem Wege dem Kapitän eine nicht minder freimüthige Antwort zu geben, als die erste gewesen war, doch ein strenger ernster Blick von Rosa, welche von den jüngern Geschwistern mehr geliebt wurde, als Mamma selbst, hielt seine Zunge im Zaume. Schweigend legte

er seine Noten in Ordnung, und Kapitän Ferdinand fuhr fort: „Wenn Du, Rosa, im Stande bist, ihr Conzert anzuhören, so muß wohl auch ich es aushalten können."

„Was mich betrifft," fiel Rosa lächelnd ein, „so halte ich es mit vielem Vergnügen aus. Ich bin den Fortschritten der Knaben von Anfang gefolgt; und da sie Beide Neigung zur Musik, ein gutes Gehör und einen geschickten Lehrer haben, so ist die Zeit schon längst vorüber, wo sie eigentlich ein feineres musikalisches Ohr quälen konnten."

Rosa sprach ohne alle Zeichen der Verlegenheit. Sie hätte freilich gewünscht, und recht von Herzen gewünscht, daß sich der Kapitän vor Mannerstedts Ankunft entfernt hätte; manche Beweggründe vereinigten sich für einen solchen Wunsch, und machten ihn natürlich; aber da sie merkte, daß Ling keineswegs geneigt schien, sie zu theilen, sondern im Gegentheil sich veranlaßt fand, so lange über die gewöhnliche Zeit dazubleiben, so glückte es ihr, keine Spur ihres kleinen Mißvergnügens zu offenbaren, als sie jene Hoffnung stranden sah.

„Nicht wahr, der junge Gelehrte, der an unserem Verlobungsabend den Walzer mit Dir tanzte, ist der Apollo der Knaben?" fragte Kapitän Ferdinand.

„Ja, es ist der Kandidat Mannerstedt," antwortete sie mit dem gleichgültigsten Tone von der Welt.

„Ein recht hübscher junger Mann," bemerkte Ling, „ein vortheilhaftes Aeußeres, ein Wuchs und eine Haltung, die einem Marssohn Ehre machen würde; kurz ein wahrer Adonis. Aber wahrscheinlich ein armer Teufel nach seiner bescheidenen Toilette zu urtheilen. Es that mir wahrhaft leid um den armen Burschen. Es war verdammt schade um eine so hübsche Figur, daß er keinen bes..."

„Still Ferdinand, still," unterbrach ihn Rosa schnell flüsternd und fuhr mit dem Tuche über das glühende Gesicht. Die Thüre am untern Ende des Zimmers öffnete sich und Franz Mannerstedt in seinem schönen mo-

dernen Oberrocke und die Mütze in der Hand, trat mit einer Verbeugung herein. Rosa stand auf und verneigte sich artig; der Kapitän machte halb liegend ein nachlässiges, obwohl freundliches Kompliment, und die Jungens scharrten und richteten sich gerade. Als Mannerstedt die Mütze abgelegt, und mit einem Zusammenziehen der Augenbraunen die Begrüßung des Kapitäns Ling bemerkt hatte, drehte er ein wenig am Notenständer und wandte sich so auf die Seite der jungen Herren, daß er dem Kapitän den Rücken kehrte. Seine Stellung hinderte jedoch Rosa nicht, den finstern Ausdruck in seinen schönen männlichen Zügen und zugleich seine heute etwas blässere Gesichtsfarbe zu beobachten, denn diese schien — nachdem der Purpurschimmer verschwunden war, den Zorn oder irgend ein anderes Gefühl auf seine Wangen geworfen hatte — noch blässer als gewöhnlich.

Die Lektion hatte ihren Anfang genommen. Der Kapitän, gewöhnt, sich nur im Nothfalle einen Zwang anzuthun, fuhr fort, mit seiner Braut über allerhand Kleinigkeiten zu plaudern; aber Rosa antwortete so kurz, und war so sehr von dem kleinen Stücke in Anspruch genommen, welches ihre Brüder ausführten, daß es Ferdinand bald müde wurde, und nicht begreifen konnte, wie Rosa, deren Talente und Geschmack so ausgebildet waren, an einem so langweiligen Dinge Vergnügen finden mochte. — Da es inzwischen einmal so war, so wollte der Kapitän sie ungestört die harmonischen Schönheiten in der Musik der Knaben genießen lassen. Er stand leise auf, nahm seinen Hut und flüsterte Rosa zu: „Leb' wohl, mein Engel, ich halte es nicht länger aus. Aber ich komme heute Abend wieder.“ Dann schlich er sich hinaus, und dachte beim Hinabgehen: „Rosa hat eine unbegreifliche Schwachheit für die unartigen Buben.“

Als der Kapitän sachte die Thüre hinter sich geschlossen hatte, kam es Rosa vor, als ob ihr ein Stein vom Herzen fiele. Sie athmete leichter und freier; denn sie fühlte und wagte es sich zu gestehen, daß ihr nichts

unangenehmer seyn konnte, als in diesen Augenblicken den einzig seligen, die sie verlebte, den Kapitän als die fünfte Person zu finden. Sie fühlte, daß er hier nicht allein überflüssig, sondern sogar störend war, da die nachlässige Freiheit in seinem Wesen hie und da einen Charakter annahm, welcher Mannerstedt in mehr als einer Hinsicht verletzen mußte. Unsere Heldin war nämlich durchaus keine Schwärmerin, sondern recht und schlecht ein innig gutes und verständiges Mädchen. Sie fügte sich ohne Murren in die Nothwendigkeit, den Sachen ihren Lauf zu lassen, und nie träumte sie von der Möglichkeit einer kleinen Komödie oder Tragödie mit dem jungen Musiklehrer. Es erhob sich aber auch kein verfeinertes Pflichtgefühl in Gestalt eines Vorwurfs, das ihr den reinen, einfachen Genuß dieser sparsam ausgetheilten, frohen Stunden geraubt hätte, und sie fühlte, daß sie dieselben eine so kurze Zeit lang wohl noch ohne Erröthen annehmen durfte.

Die Stunde war beendigt, und Mannerstedt nahm seine Mütze von dem nahe stehenden Tische, ehe er sich noch umwandte. Er glaubte den Kapitän Ling noch da, und blieb deshalb noch mitten in der steifen Verbeugung stecken, als er zufällig auffsah, und den Sopha leer fand. Ein flüchtiger Blick im Zimmer umher überzeugte ihn, daß der Nebenbuhler, den er wenigstens nicht liebte, fort war.

Aber hastig senkte sich sein Auge wieder gegen den Boden, und während er gerade über seine Verlegenheit etwas verlegen, seine Mütze in den Händen herumdrehte, trugen die Knaben den Notenständer und alle übrigen zur Musikstunde gehörigen Dinge hinaus. Noch stand Mannerstedt, nachdem diese die Thüre wieder zugemacht hatten, in derselben Stellung mitten im Zimmer, unentschlossen, ob er gehen oder wie gewöhnlich noch einige Minuten da bleiben sollte. Auch Rosa fühlte, daß sie in Mannerstedts Gesellschaft nie so wenig unbefangen gewesen war, wie jetzt. Auch war ihr Ton etwas ge-

zwungen, als sie fragte: „Hat Herr Mannerstedt heute so Eile?“

„Nicht mehr als gewöhnlich,“ erwiederte er und trat näher; “ ich fürchtete nur beschwerlich zu fallen.“

„Durchaus nicht,“ lächelte Rosa, wieder bei vollkommener Fassung, „Herr Mannerstedt ist uns stets ein willkommener Gast.“

Der Kandidat legte die Mütze weg, und nahm in einer kleinen Entfernung von der jungen Hauswirthin, Platz. Jetzt trat ein Stillschweigen ein, das für beide keine angenehmen Empfindungen hervorrief, und Rosa überzeugte, daß es nicht mehr so seyn würde und so seyn könnte, wie es gewesen war. Inzwischen dürfte man sich dies so wenig als möglich merken lassen und sie brachte bald wieder Gleichgewicht in die Waagschale der Unterhaltung.

„Haben Sie noch keinen Brief von Ihrer guten Mutter erhalten, Herr Mannerstedt?“ fragte Rosa, da sie wohl wußte, daß dies ein Stoff war, der Franz zum Sprechen bringen würde.

„Ach nein, Fräulein Widen!“ seufzte der bekümmerte Sohn. „Es gibt mir einen reichen Quell zur Unruhe, daß dies so lange über die gewöhnliche Zeit ansteht. Ich fürchte mit Grund, daß es sehr schlimm steht; sonst würde die zärtlichste und beste der Mütter, mich gewiß nicht so lange diese theuren und ersehnten Nachrichten entbehren lassen, die meine einzige Freude ausmachen.“

„Geben Sie die Hoffnung nicht so bald auf,“ bat Rosa, sanft und freundlich, „wer weiß, welche Ursachen sie am Schreiben hindern mochten? Wenn es ihr möglich ist, sorgt sie gewiß dafür, daß bis Weihnachten Briefe eintreffen. Wir haben nur noch zehen Tage bis dahin, und dann bleiben sie gewiß nicht aus.“

„Gott gebe, daß Ihre Prophezeihung wahr werden möchte; denn was für Nachrichten mich auch erwarten mögen, so sind sie doch besser als diese quälende Unge-

wißheit," versicherte Mannerstedt, und sein Blick dankte Rosa für ihre freundliche Bemühung, den armen, einsamen, allen andern so fremden Jüngling zu trösten.

Jetzt trat die Kommerzienräthin herein in einem rauschenden, seidenen Kleide, und einem Hute, der mit einer halben Blumenbude prahlte.

„Rosa, mein Kind, sitzest Du noch da? Nein, auf meine Ehre, Du arbeitest Dich noch krank! Ich habe einen göttlichen Spaziergang gemacht, und zugleich einige Besuche abgestattet. — Guten Morgen, Herr Mannerstedt! der Herr soll mir heute Abend bei einem kleinen Geschäfte helfen. Komme Er um halb sechs Uhr her; ich habe etwas im Kopf, worüber ich den Herrn zu Rathe ziehen will."

Mannerstedt verbeugte sich verbindlich, und nahm seine Mütze, da er wohl wußte, daß es ein Signal zum Abtreten war, wenn die Kommerzienräthin sich nicht setzte. Als er unter der Thüre war, rief ihm Madam Widen nach: „Herr Mannerstedt, Herr Kandidat, erinnere Er sich, daß Er am Christabend bei uns essen soll; aber entschuldige Er, wir sind jetzt beschäftigt! Guten Morgen, guten Morgen!"

Noch unter der Thüre verbeugte sich Mannerstedt und eilte die Treppe hinab. Nun nahm die Kommerzienräthin ihre Tochter unter den Arm und zog sie in größter Hast mit sich fort, in das mütterliche Heiligthum, ein kleines Kabinet, welches nur wenige betreten durften, und diese nur in wichtigen Fällen, das heißt in Fällen, welche die würdige Frau für wichtig hielt. Nachdem sie in das Zimmer eingetreten waren, und Mamma mit eigener Hand die Thüre geschlossen, und dabei sich wohl umgesehen hatte, ob kein unberufener Lauscher in der Nähe sey, setzte sie sich auf den Sopha und flüsterte Rosa zu, ein Tabouret neben sie zu rücken.

„Höre, Rosa, mein liebes, artiges und vernünftiges Mädchen," begann die Commerzienräthin in einem leisen und lispelnden Tone, „ich weiß, daß Du sehr scharfsin-

nig seyn kannst, wenn Du willst, und mit Gottes Hülfe werde ich nicht vergebens so viele Mühe und Sorge auf Deine Erziehung verwendet haben und ..." Aber hier schwieg die Commerzienräthin plötzlich, drehte ihre französischen Handschuhe mit vielem Eifer zwischen den Fingern und dachte auf eine passende Fortsetzung der angefangenen Rede.

Höchst verwundert über diesen etwas sonderbaren und unerwarteten Anfang blickte Rosa der Mutter in das umherirrende Auge und benützte die Pause, um zu fragen: „In welchem besondern Falle wünscht meine gute Mutter, daß ich meinen Scharfsinn zeigen soll? Wenn von den Weihnachtsgeschenken die Rede ist, so bin ich schon größtentheils darauf bedacht gewesen."

„Ach nein, nein! es handelt sich nicht von einer so elenden Kleinigkeit," antwortete Madame Widen, und schwenkte ungeduldig mit den Handschuhen hin und her.

„Nun, was ist es aber dann, Mamachen?"

„Ja, siehst Du, liebe Rosa," fuhr die Commerzienräthien fort, „dieß so auseinander zu setzen, daß Du es richtig auffassest, erfordert mehr Verstand als ... Doch das ist gleich, ich werde es versuchen. Höre deshalb wohl auf das, was ich Dir sage. Du weißt, daß Dein Vater reich oder wenigstens vermöglich ist. Aber da die Affairen eines Kaufmanns nicht alle Jahre gleich blühen, gleich gewinnreich seyn können, so geschieht es bisweilen, daß — daß — sie etwas schief gehen. Auf die Geschäfte, mein Kind, verstehen wir Frauenzimmer uns gerade nicht sehr. — Was ich damit sagen will, ist: daß, da die Zeiten einmal so sind, ein Kaufmann sein ganzes Vermögen beständig im Umtriebe haben muß, um seinen Credit zu behalten; und etwas der Art, mein Kind, ist eben jetzt — versteht sich in der tiefsten Stille, mit Deinem Vater der Fall. Dieser leidige Umstand hat zur Folge, daß Deine Mitgift nicht so bedeutend ausfällt, als beabsichtigt war. Der Professor dagegen, Rosachen, ist ein sehr reicher Mann, aber geizig, beinahe ab-

scheulich geizig; und darum hab' ich gedacht, meinte ich — da man jedenfalls nicht ohne einige Bemühung darum, auf seine Hülfe rechnen kann, — daß Du, liebe Rosa, zu Erreichung dieses Endzwecks, ganz einfach und ohne Umschweif zu reden, Dich bei ihm wohl daran zu machen suchst. Bei Deiner einnehmenden und unwiderstehlichen Art, Dich zu geben, wenn Du nämlich willst, wird es Dir leicht seyn, den Alten zu gewinnen. Besuche ihn, meine Liebe, schmeichle ihm, versteht sich sehr fein, und suche ihm den Gedanken beizubringen, daß er in seinen alten Tagen zu wenig Wartung seiner kostbaren Person von Miethlingshänden habe, und daß es Deine Lust, Deine größte Freude seyn würde, wenn Du ihm die zärtlichste Sorgfalt widmen dürftest. Ferner, daß Du kein höheres Glück kenntest, als wenn er sich bei seinen Kindern, bei Dir und Ferdinand, niederlassen wollte, da ihr Beide wetteifern würdet, ihm die größte Aufmerksamkeit zu erweisen; und dergleichen mehr, was Du etwa für passend findest, und wozu Dir der Besuch Veranlassung geben dürfte. Und damit das Ganze, der Besuch und sein Zweck recht natürlich erscheinen möge, so sollst Du ihn von mir und Deinem Vater aus auf das Herzlichste bitten, daß er uns die Freude schenken möge, den Christabend in unserem Kreise zuzubringen, der ja bald der seinige seyn werde."

In Rosa's Kopfe gingen die Gedanken seltsam durcheinander. Diese Mittheilung war ihr höchst widrig, besonders auch deshalb, weil die Mutter gegen ihre Tochter einen Wunsch äußerte und ihr einen Rath ertheilte, wovor ihr strenges Rechtsgefühl und ihr zarter Sinn zurückbebten. Was aber die leichte künstliche Berührung der Angelegenheiten ihres Vaters betraf, so vermuthete Rosa, daß dies nur eine Art sonderbarer Lockspeise sey, deren sich die Mutter bediente, um ihre Tochter zu dem gewünschten Punkte zu bringen; denn Rosa hielt es für durchaus unmöglich, daß er und ihre Mutter sich so unbekümmert zeigen würden, wenn wirklich beun=

ruhigende Umstände eingetreten wären. Rosa konnte sich nicht erinnern, eine einzige Runzel auf ihres Vaters Stirne oder einen einzigen gedankenvollen Unglück verkündenden Ausdruck in seinem Auge bemerkt zu haben. Anders dürfte sie wohl gedacht und geurtheilt haben, wenn sie ihn gesehen hätte, wie er rechnend und sinnend und bisweilen stille Flüche murmelnd in seinem Comptoir vor dem Pulte saß. Wenn sie ihm dann auf sein Zimmer gefolgt wäre, seine langsamen Wanderungen auf und nieder gehört, den wüthenden Blick gesehen hätte, womit er nach einem Hunde oder nach irgend einem Gegenstande, der ihm in solchen unbewachten Augenblicken unter den Weg kam, stoßen konnte; wenn sie bemerkt hätte, wie gewaltsam aus dem Innersten seiner Seele hervorgepreßte Worte über die hart zusammengedrückten Lippen schlichen, schlimme, bittere, finstere und nur für ihn selbst faßliche Worte, bei deren Aussprechen ihm der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirne rann; wenn sie weiter hätte sehen können, wie seine Züge eine seltsame Verwandlung erlitten, wenn die Zeit zum Mittagessen und Zusammentreffen mit seiner Familie herannahte, wo die Stirne wieder glatt und eben, das Auge lächelnd, fast gedankenlos, die Haltung stolz, wie gewöhnlich, und der Gang sicher und fest wurde, als ob er nie von mißlichen Affairen und möglichen Bankerutten gehört hätte; — dann würde Rosa einen andern Sinn aus den Worten ihrer Mutter gezogen haben. Jetzt dagegen glitten sie leicht an ihrem Ohre vorüber und ihre Aufmerksamkeit haftete fast ausschließlich an dem Vorschlag der Kommerzienräthin, den Professor zu fangen; da sie überzeugt war, daß, wenn sie es abschlüge, ihre Mutter selbst Versuche machen würde, vor welchen Rosa's Zartgefühl schon zum Voraus scheu zurückbebte. Und sie beschloß deshalb, sich nicht abgeneigt zu zeigen.

„Aber Rosa, liebe Rosa,“ brach die Kommerzienräthin das etwas zu lange Schweigen, „woran denkst

Du? Sitze nicht so stumm da wie eine Bildsäule, sondern antworte doch, in Gottesnamen! Getraust Du Dir das mit dem vollkommenen Takt auszurichten, der für diesen Zweck nöthig ist? Durch Träumerei geschieht es wenigstens nicht; sage deshalb Deine Gedanken! Wenn Du auf einen Vorschlag nicht eingehen willst, der im Herzen Deiner zärtlichen Mutter bloß Dein eigenes Wohl zum Ziele hatte — so — kann ich es wohl selbst versuchen; denn ich sehe Dir an, daß es Dir zuwider ist."

„Ach nein, meine liebe Mutter!" erwiederte Rosa schnell, „nicht gerade zuwider, wenigstens nicht der Besuch selbst bei dem Professor — den will ich gern abstatten, und mich so angenehm machen, als ich vermag; — aber dagegen ihm vorschlagen zu wollen, daß er seine alten lieben Zimmer verlassen solle, die er, wie mir Ferdinand erzählt hat, bereits über zwanzig Jahre bewohnt, das, glaube ich, würde sich nicht recht passen — wenigstens nicht beim ersten Besuch," setzte sie schnell hinzu, als sie sah, wie sich das Auge ihrer Mutter verfinsterte. Diese kleine nothwendige List that die beste Wirkung auf die Laune der Frau Mamma.

„Du bist ein prächtiges, gutes und liebenswürdiges Kind," sprach die Kommerzienräthin etwas erleichtert. „Ein braves Mädchen, das immer den vollen Werth der Sorgen und Mühen einer guten und liebenden Mutter erkennt. Ich überlasse also die Sache getrost Deinen Händen, und bin gewiß, daß Du sie behend zu dem gewünschten Ziele bringst. Wann willst Du zum Professor gehen, mein Kind?"

„Einige Tage vor dem Weihnachtabend," antwortete Rosa; „man muß die Sache nicht übereilen."

„Nun, wie Du willst! Es mag so seyn! Hast Du Dich schon auf ein Weihnachtsgeschenk für den alten Herrn vorgesehen?"

„Ach ja, Mammachen," erwiederte Rosa, froh, jenen quälenden Gegenstand los zu werden; „ich arbeite an einem Paar Pantoffeln für den guten Professor."

„Pantoffeln, mein Kind," sagte die Kommerzienräthin mit einem scherzhaften Lächeln, „thätest Du besser daran, Deinem künftigen Manne zu verehren. Die Pantoffel-Taktik ist durchaus nicht zu verachten. Später werde ich Dir einige Vorlesungen darüber halten."

„Nein, durchaus nicht, meine liebe Mamma!" bat Rosa lachend. „Ich hoffe, mich ohne sie behelfen zu können."

„Das ist nicht so ganz gewiß, wenigstens darf man sich nicht darauf verlassen," versicherte die Mamma, die nun in eine recht brillante Laune gerathen war; „doch was hast Du für Deinen Bräutigam in petto, darf man es wissen?"

„Es ist nicht so eigentlich Etwas für ihn selbst," versetzte Rosa, „aber auf alle Fälle etwas, das er sich oft gewünscht hat, nämlich ein Netz für seinen hübschen Klepper. Und ich glaube in der That, daß es prächtig ausfallen wird. Die kleinen Mädchen helfen mir mehrere Stunden den Tag über daran."

„Nicht so übel," bemerkte die Kommerzienräthin mit einem ganz besondern Lächeln. „Apropos, weißt Du, was ich ihm geben will? Das wirst Du schwerlich errathen."

„Nein, in Wahrheit, das gebe ich gerne zu! Worauf mag wohl Mamma gedacht haben, ich bin recht neugierig, das gesteh ich?

„Nun, Rosachen," platzte die Kommerzienräthin mit einem nicht eben allzuzarten Gelächter heraus, „da Du auf das Netz gedacht hast, so werde ich wohl auf das Pferd selbst denken müssen. Aber Spaß bei Seite, das ist gerade nicht so ergötzlich. Ich erfuhr heute morgen bei einem meiner Besuche im größten Vertrauen, daß der arme Kapitän sein Pferd bei dem alten reichen Färber Brenner versetzt hat, um — was meinst Du, mein liebes Kind — die elende Summe zu jenen Kleinigkeiten zu erhalten, die er Dir an Deinem Verlobungs-

tage zum Präsente machte. So etwas geht durchaus nicht an. Ich beabsichtige deßhalb, das Pferd einzulösen, und es ihm am Weihnachtabend zu schicken. Versteht sich, ehe er hieher kommt; denn solche Weihnachtsgeschenke machen eine Ausnahme von der Regel, sie kann man nicht einlegen lassen."

„Mein Gott, der arme Ferdinand, wie leid thut es mir um ihn!" seufzte Rosa, „daß er sich durch seine Unvorsichtigkeit in eine solche Verlegenheit gebracht hat! Ach, wenn er Vertrauen zu mir gehabt, wenn er mir das wahre Verhältniß seiner entblösten Kasse entdeckt hätte, wie viel mehr würde ich nicht diese edle Offenherzigkeit als die Geschenke geschätzt haben, die ich jetzt nicht ansehen kann, ohne daß es mir in's Herz schneidet! O meine gute Mamma, es thut mir herzlich weh, daß mir Ferdinand nicht so viel Gefühl zutraute, um das Erstere zu wählen."

„Ach, nun bist Du zu ungereimt, liebe Rosa," antwortete die klügere Mutter. „Wie kannst Du so etwas für denkbar halten? Meinst Du, daß er am Verlobungstage wie ein Schuljunge vor seiner Braut hätte stehen und ihr bekennen mögen, er sey arm wie eine Kirchenmaus und nicht einmal im Stande, ihr die gewöhnlichen Brautgeschenke anzubieten? Nein, meine Liebe, auf so etwas dürfen wir nicht warten. Es wäre gut, wenn wir als Frauen, wo wir doch das Recht dazu haben, von allen Dingen Rechenschaft bekämen; vorher jedoch gehört es durchaus nicht zur Sache."

Rosa fand, daß ihre Mutter sie in dieser Hinsicht eben so wenig verstand, als Ferdinand, und antwortete deshalb fügsam:

„Es ist wohl möglich, beste Mamma, daß dies zu viel begehrt war. Doch wäre dadurch manche Unannehmlichkeit vermieden worden. Aber, Mammachen, wie willst Du diese Sache anstellen? Es ist in der That nicht leicht, eine passende Art dazu zu finden. Könnte nicht wohl Papa das Alles am besten in's Reine bringen?"

„Keineswegs," sprach die Kommerzienräthin: „er darf kein Wort davon wissen, er würde es nie gut heißen, daß wir uns in die Angelegenheiten des armen Kapitäns mischten; und doch wäre es eine Sünde und eine Schande für mich, wenn ich als seine künftige Schwiegermutter seine drückende Lage kennte und ihm nicht hälfe. Ich habe überdies einiges Taschengeld, das ich nicht besser anwenden kann, als wenn ich damit seine Ehre und zugleich sein Pferd rette. Unser kleiner bescheidener Kandidat soll das bewerkstelligen. Ich bat ihn, heute Abend herzukommen. Nachdem ich ihn instruirt habe, wird er zum alten Brenner gehen und hören, wie groß die Summe ist, welche dieser auf das Pferd geliehen hat, und ihn bitten, von der ganzen Sache zu schweigen." Rosa wurde bei diesen Worten bald roth, bald blaß, und verschiedene Gefühle stritten in ihrem Herzen um die Obergewalt. Zwar war sie überzeugt, daß man keine tauglichere Person für diesen kitzlichen Auftrag finden konnte; aber es war auch höchst unangenehm, Mannerstedt um eine solche Gefälligkeit zu bitten, welche ihm die Angelegenheiten des Kapitäns aus einem Gesichtspunkte zeigen mußte, dessen Auseinandersetzung für Rosa sehr drückend und für Ferdinand beleidigend seyn würde, wenn dieser künftig erführe, wer dabei den Unterhändler gemacht hatte.

„Meine beste Mamma," antwortete Rosa in überredendem Tone, „ich fürchte, ja ich fürchte wirklich, daß sich dieses nicht so leicht abthun läßt. Mannerstedt paßt meines Bedünkens durchaus nicht, freilich..."

„Aber nach meinem Bedünken paßt er vollkommen," unterbrach sie die Kommerzienräthin mit entscheidendem Tone. „Er ist ein allzuartiger und dienstfertiger Jüngling, dieser Mannerstedt; so recht einer von meinen Lieblingen. Und ich möchte wohl wissen, warum er dazu nicht tauglich seyn sollte?"

„Gewiß ist er tauglich dazu, Mammachen, das ist keine Frage, und ich bezweifle keineswegs, daß er hin-

länglich Edelsinn und Verschwiegenheit besitzt, um eines solchen Vertrauens würdig zu seyn; aber ich meine, wir dürfen keinen Fremden in diese Angelegenheiten einmischen. Wenn Mamma erlaubt, so werde ich versuchen, bis morgen einen andern Ausweg zu erdenken. Versprechen Sie mir nur, kein Wort davon vor Mannerstedt zu erwähnen, wenn er heute Abend herkommt."

„Ich weiß nicht, mein Mädchen," antwortete die Kommerzienräthin mit einem Ausdruck in der Stimme, der zwischen Nachgeben und der Schwierigkeit, die Unfehlbarkeit ihrer eigenen Ideen zu verläugnen, schwebte, „ich weiß nicht, ob Du hierin Recht hast" — eigentlich verdroß es die gute Frau, daß ihr Rosa in einer Sache widersprach, wo sie erwartet hatte, daß sie in Bewunderung und Lobsprüche über den mütterlichen Edelmuth ausbrechen sollte — „Ich finde keinen Mangel von Zartgefühl in meinem Plane, und Mannerstedt versteht es wohl, die Sache fein anzustellen."

„Gute, beste Mamma," bat Rosa schmeichelnd und drückte die mütterliche Hand an ihre Lippen, „lassen Sie es bei dem bewenden, um was ich Sie gebeten habe, kann ich bis morgen keinen Plan ausfindig machen, der uns mehr mit der feineren Schonung vereinbar scheint, die wir Ferdinand schuldig sind, sofern der Dienst, den wir ihm leisten, einen wirklichen Werth haben soll, so wollen wir ihn dann daran theilnehmen lassen. Nur nicht heute Abend; denn wir müssen noch besser darüber nachdenken."

Da Rosa mit einer so großen Demuth bat, so fühlte sich die Kommerzienräthin auf das Höchste bewegt, und fragte nur: „Nun liebes Kind, was willst Du denn, daß ich Mannerstedt sagen soll, wenn er kommt, da Dein Eigensinn meinen vortrefflichen Plan ganz und gar verkehrt hat?"

„Ach, liebe Mamma," erwiederte Rosa, erleichtert und froh, „es wird Mamma's Scharfsinn gewiß nicht schwer fallen, einen andern Vorwand für diese Einladung

aufzufinden. Die Sorge wegen der Weihnachtsgeschenke der Knaben könnte eine hinlängliche Veranlassung dazu seyn. Mannerstedt ist ein Freund der Kinder, und hilft gerne bei dergleichen Anordnungen. Doch erlauben Sie, Mammachen, daß ich jetzt auf mein Zimmer gehe und noch eine Stunde vor Tische an meinem Netz arbeite. Wir haben nicht viel Tage mehr übrig. Ich muß fleißig arbeiten, um mit Allem fertig zu werden."

„Gehe, mein Engel," sagte die Kommerzienräthin und küßte ihre Tochter auf die Stirne. — „Der Scharfsinn Deiner Mamma," setzte sie mit einem selbstvergnügten Lächeln hinzu, „muß eben jetzt wie immer die Sache in's Reine bringen. Nun, ich werde darauf denken, wie ich unseren kleinen bescheidenen Kandidaten los werden kann."

Durch dieses Versprechen beruhigt, eilte Rosa auf ihr Zimmer, und während ihre Hände fleißig über die Arbeit hinflogen, bildeten sich in ihrem Kopfe eine Menge verschiedener Pläne, um denselben Zweck, wie ihre Mutter, jedoch auf eine ganz andere Art, zu erreichen. Nie sollte er wissen, nie ahnen dürfen, daß diese Hülfe vom Hause des Kommerzienraths ausging, darüber war sie im Reinen; aber noch blieb ihr zu lösen übrig, wie man das anstellen müßte. Während dieser Unentschlossenheit kamen ihre Gedanken auf den Professor zuweilen, ob sie es nicht wagen sollte, dem alten Manne die Sache ganz einfach und in dem vortheilhaftesten Lichte vorzustellen, ihn um seinen Rath zu bitten, oder ihm das Geld zu geben, damit er alles in's Reine bringe. — Es war ein Glaubensartikel bei ihr, daß ein Geheimniß bei Niemand anders besser verwahrt seyn könne, als bei Professor Ling. Den ganzen Tag waren Rosa's Gedanken bei dem guten Professor; aber wie am Ende ihr Entschluß sich gestaltete, das werden wir in einem andern Kapitel sehen.

7.

In dem kleinen Zimmer der Frau Borgenskjöld.

Am Abend des nämlichen Tags, dessen Morgenbegebnisse wir im Hause des Kommerzienraths geschildert haben, saß Frau Borgenskjöld, eine alte, achtungswerthe Matrone von einem herzlichen, wohlmeinenden Aussehen in einer Ecke ihres niedern Sophas, und war damit beschäftigt, den neun und neunzigsten Riß in ihrem Shawl zu stopfen, der seine Besitzerin von ihren Jugendtagen an getreu begleitet hatte. Ihre Tochter Hilda saß vor einem Tische am Fenster, und schrieb so fleißig wie ein Geheim-Sekretär, das Zimmer war bescheiden, aber sauber und geordnet; doch verrieth das Ganze auffallend geringe Mittel. Nachdem die Arbeit der beiden Frauenzimmer eine Zeitlang still vor sich gegangen war, stand Hilda auf. Die zunehmende Dämmerung machte es ihr unmöglich, länger fortzufahren. Sie ging einigemal im Zimmer auf und ab, während die Mutter sie hie und da verstohlen betrachtete, und dabei im Geheimen mit dem damit vertrauten Shawl-Ende eine Thräne aus ihrem Auge wischte.

Hilda Borgenskjöld war ein ausgezeichnet schönes Mädchen, und vereinigte damit ein gutes Herz, einen hellen Kopf, und einen gebildeten Verstand, aber auch einen gewissen nicht unbedeutenden Stolz auf die Vorzüge, die ihr die Natur geschenkt hatte, und die in ihren Augen mehr galten, als die des Glücks, welche sie verachtete, wenn sie von den ersten nicht begleitet waren, die Schönheit jedoch ausgenommen; denn sie war von zu erhabener Denkungsart, um dieses launische Spiel der Natur zu einer Hauptsache zu machen. — Seit mehreren Jahren her hatte sie sich daran gewöhnt, ihren Vetter Ferdinand zu lieben und zu achten. Seit sie wußte, daß sie ein Herz besaß, hatte sie seine Liebe ge-

fühlt; und obschon er nie förmlich um ihre Hand angehalten hatte, so hatte sie doch, sie wußte nicht warum, in ihm stets den künftigen Schöpfer ihres Glücks gesehen; denn tausendmal hatte Ferdinand betheuert, daß es keine Seligkeit für ihn auf Erden gebe, die nicht von ihr getheilt würde.

Hilda glaubte ihm, und hielt ihm in ihrem Herzen das Zartgefühl zu gut, womit er es vermied, ernstlich von ihr das Versprechen der Treue zu begehren, ehe er ihr den Antrag machen konnte, sein Schicksal durch das Band der Ehe zu theilen. Das Gerücht, das von seiner Liebe und seiner Bewerbung um Rosa Widen sprach, verachtete sie als durchaus grundlos und nicht werth, einen Gedanken daran zu verlieren. Sollte sie ihn nicht besser kennen? Das war ja keine Frage. Aber was sind wohl alle Hoffnungen, auch die, welche in unserem Herzen festgewachsen sind? Sind sie vor bösen Stürmen geschützt? Nein! Sie werden herausgerissen und zerstreut, wie eine Hand voll Staub, und der Dorn der Erinnerung bleibt einsam zurück, bis die Hoffnung wieder neue Geschosse treibt, die der Reihe nach blühen, verwelken und sterben. Bald genug kam der Augenblick, wo Ferdinand verlegen von der Nothwendigkeit stammelte, die Hoffnung auf ihren Besitz aufgeben zu müssen, da es ihm unmöglich sey, diese so lang genährte Hoffnung verwirklicht zu sehen, weil — weil dringende, nicht zu nennende Umstände und Schwierigkeiten sich dagegen erhoben hätten.

Mit bewundernswürdiger Stärke hörte ihn Hilda an. Mit Stolz die verwundeten Gefühle ihres Herzens bekämpfend, zeigte sie sich ruhig, kalt und entschlossen, und wünschte ihm feierlich, aber artig, zu der eingegangenen Verbindung Glück. — Aber jetzt war die Kraft der Selbstbeherrschung erschöpft und mit einem kurzen Abschied verschwand sie ernst und kalt durch die Thüre nach ihrem eigenen Zimmerchen. Dort trat das Gefühl des Schmerzes in seine Rechte ein; da sie sich von dem Manne verhöhnt und so schändlich betrogen sah, an den sie ihre

ganze Hoffnung auf irdisches Glück geknüpft hatte. Reich an Bitterkeit war diese Stunde, die so unbarmherzig all' die süßen Träume ihres jungen, fröhlichen Herzens verjagte; aber sobald sie die Sache ruhiger betrachtete, fühlte sie sich von einer tiefen Verachtung gegen die Schwachheit und den Wankelmuth Ferdinands ergriffen, dessen unedle Selbstsucht nur wegen des Reichthums sich um ein Weib bemühte, das er nicht liebte.

Diese Betrachtungen zeigten ihr ihren frühern Liebhaber in einem Lichte, wobei der magische Schimmer, der in den verschwundenen Tagen sein Bild umflossen hatte, sich nun ganz und gar verflüchtigte. Da stand er in seiner einfachen, natürlichen Rangklasse, ein Mann von dem alltäglichsten Schlage — von denen nämlich, die zwar bis zu einem gewissen Grade lieben und sich glücklich fühlen können, wenn ihre Liebe keinem Widerstand begegnet, jedoch sich ganz bescheiden darein finden, ihre Aufmerksamkeit für die Geliebte je nach den äußern Stellungen und Verhältnissen einzustellen oder wieder zu erneuern. Und gebieten diese Umstände Entsagung, so muß man in Gottes Namen seine Vernunft gefangen geben und die Glücksangel in einem andern Wasser auswerfen, wobei es einem natürlich herzlich leid thut, daß der arme Gegenstand der früheren Gefühle unter dieser Wendung der Dinge leiden muß. Es ist auf alle Fälle ein Glück, daß man sich nicht bestimmt erklärt hat; man kann sich dann mit Ehre aus dem Spiele ziehen.

Daß Ferdinand ungefähr so dachte, sah Hilda klar ein. Während einer Reihe von Jahren war er ihr zwar so sehr ergeben gewesen, als er es seyn konnte; aber bei dem geringsten Widerstand, den seine Liebe erfuhr, bei dem geringsten Anschein, daß er darum kämpfen müßte, war er bereit, sie aufzuopfern. Ferdinand war also jetzt nach Hilda's Bedünken ein schwacher, ja ein verächtlicher Mensch, und ein solcher konnte unmöglich, nachdem der erste Schmerz überstanden war, ein Gegenstand ihres Kummers werden. Um keinen Preis hätte sie nach dieser Entdeckung ihr

Schicksal mit dem seinigen vereinigen mögen, und wenn sie auch das ganze Vermögen des Professors und seinen Segen dazu erhalten hätte. Aber es schmerzte und verwundete sie tief, daß sie der Gegenstand einer so leichtsinnigen Neigung gewesen war. Bald hatte jedoch die Vernunft und das Rachgefühl in ihr gesiegt, und mit ziemlicher Ruhe kehrte sie zu ihren gewöhnlichen Beschäftigungen zurück.

Inzwischen hatte Ferdinand, wie wir bereits oben erwähnt haben, sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen können, daß er von der Einzigen, die er wahrhaft liebte, verachtet wurde, und die Verirrungen tief bereuend, die ihn zu seinen letzten Schritten veranlaßt hatten, hatte er beschlossen, eine vollständige Beichte vor Hilda abzulegen, und wenn sie ihm verzeihen würde, sich ihr und dem Schicksale auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; aber Hilda wies sowohl eine mündliche als schriftliche Erklärung mit Bestimmtheit zurück. Niemals wollte sie wieder ein Wort von Liebe von seinen Lippen, ja nicht einmal aus seiner Feder vernehmen, sie wollte nichts davon wissen, wollte vergessen und selbst vergessen seyn. Dies wünschte sie, und sie gehörte zu den wenigen weiblichen Charakteren, die nicht in ihrer Liebe tausend Entschuldigungen auffinden, um ihre Schwachheit zu rechtfertigen. Hilda hatte auf ewig aller Verbindung mit Ferdinand entsagt, und sie hielt Wort; keine Zeit, keine Umstände und Verhältnisse konnten ihren Entschluß erschüttern, ihre Denkungsart verändern.

Wo ihre Gedanken weilten, als sie jetzt in der stillen Dämmerung langsam, die Hände über die Brust gekreuzt, auf- und niederging, das wissen wir nicht; aber wir vermuthen, daß es nicht bei Ferdinand war, denn sie ging jetzt rasch auf den Sopha zu, schlang ihre Arme um den Hals der geliebten Mutter, und sprach in dem freudigsten Tone: „Es geht, wir werden bestimmt das Reisegeld zusammen bekommen, und sogar noch etwas darüber! Ich sehe zum Voraus, wie sehr es Papa freuen wird, und

ich will gerne arbeiten, bei Tag die Haushaltung besorgen und Abends und Morgens schreiben."

„Und Dich ganz zu Grunde richten," unterbrach sie Frau Borgensköld, „damit Du Deine armen Eltern unterstützen und ihnen aus der Noth helfen kannst! Ach, meine Hilda, es schmerzt mich tief, daß ich Deine Jugend so freudenleer vergehen sehen muß."

„Sprich nicht so, meine theure Mutter," bat Hilda mit leichtem Unwillen. „Welche Genüsse muß ich denn missen? Mache ich nicht jedenfalls mehr mit, als unsere Einkünfte eigentlich erlauben; und Du darfst meiner Versicherung glauben, Mamma, weit entfernt, daß mir die Sorge für die Anschaffung unseres Reisegelds ein Opfer kostet, freut es mich unaussprechlich, dies thun zu können; denn meine Seele sehnt sich, an einem andern Orte zu weilen; auf dem Lande, will ich sagen," setzte sie schnell hinzu. „Es würde mich ersticken, wenn ich noch einen Sommer in der Stadt zubringen müßte; und ich werde nie dankbar genug für die unvermuthete Verdienstquelle seyn, die sich mir durch meine Kenntniß der französischen Sprache eröffnet hat. Ich habe berechnet, daß wir mit der Uebersetzung dieser beiden Arbeiten nicht allein die Reisekosten decken, sondern auch noch für die Zukunft eine kleine Summe übrig behalten werden, um die unumgänglichsten Bedürfnisse einkaufen zu können."

„Und Du getraust Dir, meine arme Hilda, dies Alles vor Ende Mai vollenden zu können?" fragte Frau Borgensköld mit einem mißtrauischen Kopfschütteln.

„Das thue ich bestimmt, Mamma," versicherte Hilda. „Gegen die Mitte Mai hoffe ich, es absenden zu können; und längstens zu Ende desselben Monats habe ich mein Humor. Wenn sich der Juni in seinen prachtvollen, festlichen Schmuck gekleidet hat, dann packen wir unser ganzes kleines Eigenthum zusammen, und schiffen uns damit auf der schnell segelnden Schaluppe des Kapitäns R. — ein, welche so rasche Tour nach Halmstad macht, und von dort aus reisen wir die noch übrigen zehn bis zwölf Mei-

len zu Lande. Es ist recht unangenehm, daß das kleine, liebliche Gut nicht näher an der See liegt; doch darein muß man sich finden. Wir kommen gewiß auf Tag und Stunde hin, und ich genieße schon zum Voraus die größte Glückseligkeit, wenn ich mir Papa's Freude denke, wenn er uns wieder sieht. O, ich kann mir so gut vorstellen, wie er als wohlbestellter Inspektor mit den Arbeitsleuten auf Wiesen und in Gärten herumhantiert. Und wie vortrefflich wird sich dann Mamma zwischen den Milch- und Butterbütten ausnehmen! Mich selbst nicht zu vergessen, wie ich mit dem Schlüsselbund in die Küche und Speisekammer springe, und mit unserem einfachen Mahle beschäftigt bin, oder auch am Webstuhle „ländlichroth und warm" raßle. Aber die frühen Morgen- und Abendstunden muß ich für mich selbst haben, sie müssen meinen literarischen Beschäftigungen gewidmet bleiben, denn diese Quelle darf keineswegs versäumt werden. Dadurch werde ich mir die Mittel schaffen, um gegen die Toilette der Nachbarmamselln Stand zu halten, um damit in der Kirche den Adjunkten, den Gerichtsdiener, ach nein! den Kommissär — Notabene, wenn er Junggeselle ist — zu bezaubern; den Steuerschreiber nicht zu vergessen. Auf dem Lande darf man es nicht so genau nehmen, man muß sich mit den Eroberungen begnügen, die man eben haben kann. Mamma soll sehen, daß Alles vortrefflich gehen wird."

„Aber Mädchen, was um's Himmels Willen, kommt Dich an? Ich habe Dich nie so heiter gesehen!" rief Frau Borgensköld, welche Hilda's Fröhlichkeit zu einem flüchtigen Lächeln brachte. — „Alle diese Aussichten, meine Liebe, sind meiner Meinung nach nicht gerade so entzückend, um mit so hellen und heitern Farben geschildert zu werden."

„Gerade weil meine liebe Mamma sie immer für dunkel und düster hält," antwortete Hilda in einem veränderten Tone und voll stillen ruhigen Ernstes, „so will ich, das heißt, so weit ich es vermag, sie in lachendere

Bilder umschaffen. Und wenn der liebe Gott noch seinen reichen Segen zu meiner Bemühung legt, so hoffe ich, wird noch Alles gut werden."

„Ich wollte, ich hätte Etwas von Deinem leichten und frohen Sinne," seufzte Frau Borgensköld. „Ja, das möchte ich wünschen, meine Hilda; aber die Härte des Professors liegt mir beständig im Sinne. Er hätte Deinem Vater helfen können; aber . . ."

„Aber liebe Mamma," setzte Hilda den abgebrochenen Satz fort, „der Onkel hatte ja schon zum Voraus dem Papa gesagt, daß er sich durch diese Sache zu Grunde richten würde, und zugleich fest ausgesprochen, daß, wenn er gegen des Onkels Willen und Wissen darauf eingehe, er im Fall eines Unglücks nie auf Onkel Lings Beistand rechnen dürfe, da er dem Papa deutlich auseinander gesetzt habe, daß es schief gehen würde. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß der Professor damals einen schweren und theuren Eid schwur, wenn Papa jetzt, da noch Rettung möglich sey, nicht auf seine Worte höre, so werde er in Zukunft auch nicht auf die seinigen hören oder die Bitten derjenigen, die für ihn sprechen. Was können wir also dem Onkel vorwerfen, da der Papa, weit entfernt, seinem Rath und seinen Warnungen Gehör zu schenken, mehr dem Zureden seines falschen Freundes glaubte, für ihn Bürge ward und sein kleines Vermögen verlor? Was wäre aus uns geworden, wir wären ja ganz verloren gewesen, wenn nicht Papa durch die Fürsprache des Professors die Inspektorsstelle an dem kleinen Gute Lindfors in Småland erhalten hätte? Sie ist zwar nicht sehr einträglich, das weiß Gott; aber Papa kann doch davon leben, und auch wir können es, wie er in seinen Briefen versichert, wenn wir uns nur einschränken wollen und dahin gelangen können. Die Mittel hiezu haben wir jetzt gefunden, und wir brauchen also nicht besorgt zu seyn, mein Mammachen."

„Ach, Du weißt nicht, meine Hilda, welche schwere Last auf meinem Herzen ruht," sagte Frau Borgensköld

leise, und wischte einige hervorquellende Thränen hinweg. „Eine schwere Last, Kind; denn ich bin es, die Deinem Vater all die Unruhe und den Kummer verursacht hat, worunter wir gemeinschaftlich leiden. Wegen meiner entstand vor langer Zeit schon die langwierige Feindschaft, die zwischen den Brüdern herrscht."

„Wie so, Mammachen?" fragte Hilda und setzte sich auf einen Schemel zu den Füßen der Mutter. „Ach, sage mir Alles, was Dich drückt; ich möchte so gerne jeden Schmerz theilen und lindern, oder wenigstens Mamma überzeugen, daß er mitgetheilt leichter zu ertragen ist."

„Ach, mein gutes Kind! dabei kannst Du nichts thun," versicherte Frau Borgenskföld mit einem trüben Lächeln, indem sie der Tochter die seidenen Locken aus der Stirne strich, und ihr einen Kuß darauf drückte. — „Dieser Schmerz ist älter als Du selbst. Es ist meine Ueberzeugung, meine bittere Ueberzeugung, die mir während langer Jahre treulich gefolgt ist, daß Dein Vater durch seine Verheirathung mit mir, einem armen Mädchen von geringem Stande, aus einer ganz andern Bahn herausgerissen wurde, als die ist, welche er in Folge der Umstände durchwandeln mußte. Zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, war Dein Vater ein junger Fähnrich, und der Professor, sein Halbbruder, der viele Jahre älter ist, hatte sich eben von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, und mit seinem bedeutenden Vermögen hier in unserm guten H— niedergelassen, wo er, seiner Neigung zur Einsamkeit und den Studien gemäß, vollkommen eingezogen lebte, ohne eine andere Gesellschaft, als die Deines Vaters und seines kleinen Neffen Ferdinand, den er schon als kleines Kind bei dem frühzeitigen Ableben der Eltern desselben zu sich nahm und erzog. Hier lernte Papa mich kennen, die damals Nähjungfer in den vornehmeren Häusern war; und da er nicht Kraft genug besaß, die Zurücksetzung und üble Behandlung mit anzusehen, der ich damals ausgesetzt war, so beschloß er im Unverstand

und in der Thorheit der Jugend, den Abschied zu nehmen, sich mit mir zu verheirathen und von dem kleinen Vermögen zu leben, das er von seiner Mutter geerbt hatte. Wie schwach, wie unverzeihlich kindisch und selbstsüchtig ich war — denn Alles das vereinigte sich hier — das kannst Du leicht daraus abnehmen, daß ich den Antrag annahm. Aber ich liebte meinen Hermann so innig, und stellte mir vor, daß meine Liebe ihm jedes Opfer vergelten würde. Er durfte mich also nicht lange überreden, bis ich meine Zustimmung dazu gab, das Loos mit ihm zu theilen, das er mir anbot. Aber da wurde der Professor ordentlich wüthend; er versuchte alle denkbaren Wege, um Hermann von seinem Vorsatze abzubringen, den er vielleicht sehr richtig eine Narrheit nannte. Aber nie wurden die besten Gründe vergeblicher vorgebracht, Dein Vater blieb eigensinnig auf seinem gefaßten Entschlusse, und die Brüder trennten sich als Feinde. Hermann erhielt den Abschied mit dem Titel als Lieutenant, und kaufte das kleine schöne Eckhaus, das wir nachher genöthigt waren, zu verkaufen. Wir ließen uns in unserem eingebildeten irdischen Paradiese nieder, und lebten glücklich uns selbst, obwohl nicht vollkommen glücklich; ich will in allen Theilen aufrichtig gegen Dich seyn. Hermann seufzte in der Stille und ward manchmal von Reue über seinen übereilten Schritt ergriffen, obwohl er dies edelmüthig vor mir zu verbergen suchte. Aber wie konnte er das lange vor dem scharfen Auge einer liebenden Gattin verbergen? Und somit war unsere häusliche Glückseligkeit mehr scheinbar als wirklich. Wir fürchteten beständig, einander zu verletzen, und mußten deshalb eine gewisse Vorsicht in allen unsern Worten beobachten, woraus ein Verhältniß entstand, das nicht recht natürlich war, und darum auch nicht glücklich seyn konnte. Ueberdies fühlte ein Jedes von uns, daß wir nicht recht gehandelt hatten, und wir mußten durch Selbstvorwürfe lange Jahre hindurch dafür büßen."

„Bei Deiner Geburt, meine Hilda, ging Dein Vater

zum erstenmal seit unserer Verbindung zum Professor, und bat ihn in der tiefen Rührung, in der er sich damals befand, den Unfrieden zu vergessen, der ein ganzes Jahr lang bestanden hatte, und in sein Haus zu kommen und sein Kind zu segnen. Aber der Professor war noch gleich erbittert, schlug es durchaus ab, zu Gevatter zu stehen, und wollte nichts von uns wissen. Tief verwundet und gedemüthigt kehrte mein Hermann zurück; er trauerte im Stillen. Aber inzwischen schlichen die Jahre dahin, und seine einzige Lust und Beschäftigung war, in dem kleinen städtischen Grundstücke zu hantieren, das wir damals besaßen. Hier verschwendete er seinen Schweiß und seine Mühe, seine Zeit und sein Geld. Eines Tags, ich erinnere mich noch, wie wenn es gestern gewesen wäre, hatten wir unser Mittagsmahl mit uns genommen und uns zeitig in unsere kleine, aber ruhige Freistätte hinausbegeben, um den Anblick der schönen Gottes-Natur zu genießen, und unser Auge an der hoffnungsreichen Ernte zu ergötzen. Zunächst unseres kleinen Bodenstücks lag eine Wiese, die dem Professor zugehörte, und Gott weiß, durch welches Wunder es sich so fügte, daß Dein Onkel, der das ganze Jahr hindurch fast nie seine Wohnung verließ, gerade heute seine Haushälterin und seinen alten Bedienten all die Bedürfnisse hatte einpacken lassen, die er für den Genuß und die Bequemlichkeit nöthig erachtete. Diese ließ er nun auf die Wiese bringen, wohin er selbst in Gesellschaft Ferdinands, der damals ein zwölfjähriger Knabe war, sich begab, um ebenfalls einen schönen Sommertag in der freien Luft zu genießen. Während dessen mußte die Madame zu Hause die Zimmer lüften und eine Radicalreinigung des ganzen Hauses vornehmen; was, sofern es die besondern Zimmer des Professors betraf, nur ein-, höchstens zweimal im Jahre geschehen konnte. Um diese Zeit warst Du, meine kleine Hilda, ein fünfjähriger Schmetterling, der fröhlich und schmeichelnd um die schönen Blumen flatterte, und im

Bemühen, Deine Namensschwestern zu fangen, hattest Du Dich immer mehr von meinem wachsamen Auge entfernt. Erst als ich mit meinem Kaffeekochen fertig war, vermißte ich Dich und sprang in der äußersten Angst umher, um meinen Liebling aufzusuchen. Endlich als ich Dich nirgends gewahr wurde, wagte ich es, mich dem Zaune zu nähern, der unser Gärtchen von dem des Professors trennte. Dieser Garten war von einer buschigten Birkenhecke auf beiden Seiten umgeben; vorsichtig blickte ich hindurch, und war nahe daran, einen lauten Freudeschrei auszustoßen, als ich Dich auf den Knieen des Professors sitzen, mit seinen langen grauen Haaren spielen und tapfer in ihnen herumwühlen sah, während er mit einem ganz vergnügten Gesichte an einem Glase mit Saft und Wasser nippte, und Dich dabei mit einem Blicke betrachtete, worin ich deutlich den Ausdruck eines innigen Wohlwollens las. Ohne mich viel zu besinnen, stieg ich sachte über den niederen Zaun und schlich mich hinzu. Sobald mich der Professor sah, stand er auf, ließ Dich auf das Gras nieder, und sagte mit einem finstern Blick und einer halben Verbeugung: „Entschuldigen Sie, Madame, die Kleine war neugierig wie alle andern Evastöchter; sie war auf den Zaun geklettert, aber unglücklicherweise hängen geblieben, als sie herabsteigen wollte, und wahrscheinlich wäre sie gefallen und hätte sich beschädigt, wenn nicht mein Neffe bei der Hand gewesen wäre und sie herübergehoben hätte."

„Mit gesenkten Augen stand ich vor dem gefürchteten Mann, während Du mir in die Arme flogst und Deine kleinen Händchen um meinen Hals schlangst. Tief in meiner Seele Innerstem fühlte ich, daß ein solcher Augenblick sich vielleicht nie wieder darbieten würde, um von Versöhnung zu sprechen. Eine leise Stimme in meinem Innern flüsterte: Versuche, versuch' es, es wird glücken, und ich gehorchte ihr. Gott allein gab mir solche Worte ein, die sein Herz rühren konnten, und meine Brust hob sich von seligen Gefühlen, als ich sah, wie die Eiskruste,

die die seinigen umgab, vor meinen Bitten und Thränen schmolz und er mir gelobte, Hermann die Hand zum Frieden, zur Versöhnung und zur brüderlichen Eintracht zu reichen. Ferdinand ward beordert, in größter Eile Deinen Vater aufzusuchen, und die Stunde, meine Hilda, wo sie mit einem Handschlag redlich und treu einander wieder als Freunde und Brüder begrüßten, war die erste Stunde einer reinen unvermischten Glückseligkeit in meinem Leben. Wir brachten einen schönen und herrlichen Abend mit einander zu, und lebten sodann manche, manche und reiche Jahre in Eintracht und Liebe zusammen."

„Aber jetzt bekam Dein Vater den unglückseligen Einfall, sich in Geschäfte mit Herrn Brocker einzulassen, und diesem Menschen gelang es, uns Beide vollkommen für sich einzunehmen. Schon im Anfang warnte der Professor vor dieser Verbindung, und mahnte auf das Kräftigste davon ab, und ich muß gestehen, daß er Deinem Vater drei- bis viermal half, als dieser in schwerer Noth war; aber endlich war die Rede von jener unglückseligen Bürgschaft. Du wirst Dich erinnern, wie sehr der Professor damals an Deinem Vater arbeitete, um ihn zu bewegen, sich von diesem Menschen zu trennen; aber Du weißt nicht, mein Kind, daß ich es war, die in meiner unbegreiflichen, unverzeihlichen Verblendung und ganz und gar von Brockers unglücklicher Beredtsamkeit in Betreff der großen und gewinnreichen Spekulationen, die wir dann zusammen machen würden, überwältigt, Deinen Vater beredete, fast gegen seinen Willen und seine bessere Ueberzeugung Bürge zu werden. Wenigstens ist es gewiß, daß er, wenn ich nicht das Vertrauen so übel angewendet hätte, das er immer in meinen Rath setzte, dem Professor gefolgt haben würde. Meine Theilnahme an dieser Sache macht meinen Schmerz doppelt bitter, obwohl es Hermann, die edle Seele, mir nie mit einem Worte vorgeworfen hat. Er wußte wohl, daß meine Last zu gewichtig durch die Selbstvorwürfe war, die mich nicht

verließen und die quälende Gewißheit, zum zweitenmale schuld an seiner Feindschaft mit dem Professor zu seyn, denn jetzt ist seine Freundschaft für immer verwirkt, und ich glaube — Gott verzeihe mir, wenn ich unrecht habe — daß es mehr deshalb geschah, um die abgemagerten, von Kummer gezeichneten Züge Deines Vaters nicht mehr sehen zu dürfen, als aus reinem Wohlwollen, als er ihm jene Inspektorsstelle in Småland verschaffte.“

„O meine liebe Mutter, glaube das nicht,“ sprach Hilda innig. „Das hieße ihm sehr unrecht thun, und er hätte es gewiß nicht um uns verdient, denn er war vorher so freundschaftlich und gut; aber er ist ein strenger Mann, der sein Wort nicht bricht. Wir haben ihm nichts vorzuwerfen, und wenn wir nun H. — verlassen, so muß ich ihn noch einmal besuchen und Abschied von ihm nehmen. Inzwischen, meine geliebte Mutter,“ fuhr Hilda nach einer kleinen Pause fort, „müssen wir Gott innig dafür danken, daß er uns einen kleinen Schimmer von Hoffnung, von Licht und künftiger Ruhe sehen ließ. Und wenn Du unrecht hattest, Papa zu diesem Schritte zu überreden, so hast Du auch dafür gelitten, das fühle ich sehr wohl. Aber jetzt wäre es unrecht, länger darüber zu trauern und die Kräfte zu verschwenden, die wir so wohl brauchen, um auf's Neue unser Leben zu beginnen. Nur durch Mamma's Anwesenheit wird sich Papa stark und frisch belebt fühlen, und er und ich werden unsere Bemühungen vereinigen, um Mamma das Vergangene vergessen zu machen, das ja jetzt hinter uns liegt. Der Sturm ist überstanden; wir gehen jetzt ein in den ruhigen Hafen und können noch alle weit glücklicher werden, als wir es jemals waren; denn wir haben unsere Liebe, unser Vertrauen und das innige ernste Streben, unser häusliches Leben aufrecht zu erhalten und uns gegenseitig zu versüßen. Ich fühle eine Kraft und Entschlossenheit, und zugleich eine Zufriedenheit, eine sichere Hoffnung in mir, die mir sagen, daß es nicht Träume sind, die mich

täuschen, sondern daß sich diese Hoffnungen verwirklichen werden."

„In Gottesnamen denn, mein liebes Kind, so will auch ich versuchen zu hoffen, und die Dinge von der lichteren Seite anzusehen. Aber mein Gott im Himmel! wir haben ja jetzt ganz finster! Geh', Hildchen, und sorge dafür, daß wir Licht bekommen."

Das Mädchen befolgte den mütterlichen Befehl, worauf der Tisch in die Mitte des Zimmers gestellt wurde. Hilda brachte ihre Schreibmaterialien in Ordnung und setzte der Mutter den Lehnstuhl und Schemel her, worauf sie vorsichtig die Scheere, das Garn, den Fingerhut, die Brille, die Tabaksdose, in einem großen Korb sammelte, und endlich den alten Shawl selbst herbei brachte, an dem gerade gearbeitet wurde. Während diese Vorbereitungen gemacht wurden, nahm Frau Borgensköld einige Aepfel aus der längst verloschenen Glut im Kamin, legte sie auf einen kleinen Teller und kam ganz vergnügt herbei, indem sie sie neben Hilda's Tintenzeug setzte. — „So, erquicke Dich, mein Kind! es ist jetzt freilich nicht, wie ehemals, wo wir jeden Abend unsern hübschen und einladenden Theetisch hatten. Nun, das ist auch das Geringste, was wir vermissen. Man muß sich in das weit Schlimmere finden und Gott danken, so lang man etwas hat."

„Ah ja, Mammachen, das ist ja ganz prächtig," antwortete Hilda lächelnd und ließ die heißen Aepfel zwischen den weißen Fingern hin- und hergleiten „Sie sind ganz vortrefflich. Und wenn wir jetzt bisweilen, wenn ein Freund oder Bekannter nach uns sieht, unsern kleinen Theetisch decken können, so schmeckt es, meine ich, weit besser als ehemals, wo nicht die geringste Festlichkeit, oder nicht der mindeste Reiz damit verbunden war. Das Bedürfniß und die Schwierigkeit, mit der wir uns auch die geringsten Genüsse verschaffen müssen, ist es, was sie uns werth macht. Im andern Falle sehen wir sie nur als eine nothwendige Beilage zu all jenen

unberechenbaren Kleinigkeiten an, die wir unserem Wesen einverleibt haben."

Nun legte Hilda ihre Papiere in Ordnung und ergriff die Feder. Frau Borgensköld langte nach ihrer Flickerei, und bald war es wieder eben so still im Zimmer, als zu der Zeit, wo wir die Ehre hatten, unsern Leser einzuführen.

8.

Rosa's Besuch bei dem Professor.

Der Weihnachtsabend nahte heran, und zugleich auch die vermehrte Geschäftigkeit für das große Familienfest in dem Hause des Kommerzienraths. Die Wirthin hatte alle Hände voll, und zog bald ihre Haushälterin zu Rathe, auf deren Urtheil sie in gewissen Fällen einen großen Werth legte, bald ihren Günstling, den Kandidaten Mannerstedt, dem die hohe Auszeichnung zu Theil wurde, in das Allerheiligste eintreten zu dürfen, wo die kleinen Mysterien, die sogenannten angelegentlichen Aufträge, verhandelt wurden. Zahllos waren die Geschäfte, welche Mannerstedt um der Weihnachtsfreude der jungen Herren Willen auf sich zu nehmen hatte; aber er fand sich geduldig in sein Schicksal, und ließ die Kommerzienräthin alle Abende über seine Zeit verfügen; dagegen ward ihm das Vergnügen, daß er Rosa gegenüber am Tische sitzen, und hie und da einige Worte mit ihr sprechen durfte, was Mannerstedt gern durch ein paar weitere Stunden des Nachtwachens ersetzte.

Auch Rosa arbeitete fast Tag und Nacht, um Alles zu Stande zu bringen, was fertig seyn mußte, und der Kapitän schien sich die Entsagung auferlegt zu haben, sie während der letzten Woche in Frieden lassen zu wollen. Er machte jeden Vormittag einen Besuch von nur einigen Minuten; aber schwerlich konnte sich dann Jemand etwas Anderes denken, als daß er während dieser Zeit in den

Vorhöfen des Himmels schwebte, dahin geführt auf den leichtern Schwingen der Liebe und Hoffnung. Sah man ihn dagegen allein in seinem Zimmer zu Hause, so war das Bild, das man dort traf, ein vollkommener Gegensatz zu dem früheren. Es war, als ob er zwei Wesen in Einem vereinigte. Manche angstvolle Stunde ging der Kapitän in seinem großen Zimmer auf und nieder, in die Lippen beißend und an seinem Barte saugend. Der Schuldschein, die Nacht in der Residenz, der Gedanke an den schnellen Verlauf der zwei Monate, und das Ende des Drama's! — „Der Teufel hole ein solches Ende!" murmelte er bei sich selbst. „Freie Wohnung auf der Festung! Freilich kann man dort seine Gesellschaft und seine Spielpartie haben; aber — o man könnte rasend werden über alle diesen Bestien, diesen schamlosen Gläubigern — und insbesondere über diesen! Ist das auch eine Art, daß man einem Officier nicht auf sein Wort glauben will? Ich kann höchstens darauf rechnen, in drei oder vier Monaten Hochzeit zu machen; früher wird dies wenigstens nicht geschehen, wenn ich nicht das nächste Mal, wo ich wieder die Abgeneigtheit des Kommerzienraths angreifen will, glücklicher bin, als ich es gestern war, wo es hieß: „Wir werden auf die Sache denken, mein lieber Kapitän! Haben Sie mit Ihrem Onkel gesprochen? Was sagt er?" Ja den Teufel auch! Mein lieber Onkel sagt gar nichts von der Art, wie mein künftiger Schwiegervater erwartet. Nein, davor nimmt er sich meiner Seel' in Acht! Aber ich bin begierig, was zum Teufel er sagen wird, wenn die Sache nicht in gehöriger Ordnung betrieben werden kann, und der Herr Kapitän eine kleine Extratour machen muß, weil er einen nicht unbedeutenden Theil der Akkordssumme verspielt hat. Ja, da wird er Himmel und Erde in Aufruhr bringen, das bin ich überzeugt; oder vielleicht — und das käme mich, hol' mich der Teufel! theuer zu stehen — wird er mich dann gar so verachten, daß er nicht ein einziges Wort darüber sagt. Der Himmel be-

wahre uns vor einem solchen Unglück; denn schweigt er, dann mag ich dem Erbe und der Heirath gute Nacht sagen, und das halt ich nicht aus. Nein, ich muß mein Gehirn anstrengen, ich muß durchaus irgend ein Mittel auffinden, sonst geh' ich zu Grunde."

Bisweilen erhob sich aus allen diesen wirren Gedanken, die ihren Tummelplatz in dem Kopfe des Kapitäns hielten, ein Bild, das er zu verdrängen bemüht war, Hildas Bild, und zugleich mit ihm die Erinnerung an sein schwaches und unwürdiges Benehmen gegen sie. Was ihn jedoch am meisten schmerzte, und zu jeder andern Zeit, die weniger von mißlichen Affairen in Anspruch genommen war, ganz wüthend gemacht hätte, das war die bittere, und seine Eigenliebe so demüthigende Ueberzeugung, daß Hilda seinen Verlust mit einer so bewundernswürdigen Geduld ertragen konnte. Das hatte, wie er meinte, die heftige Liebe, die er einst und noch jetzt für sie hegte, doch nicht verdient. „Aber so sind die Weiber, undankbar, herzlos, leichtsinnig; so sind sie immer gewesen, und Hilda macht keine Ausnahme."

Es war ein trüber aber ziemlich milder Nachmittag im September, als Rosa Widen an der Glockenschnur zu dem äußern Zimmer des Professors zog. Die alte Haushälterin, Madame Brun, öffnete, und führte sie bis an die Thüre zu dem eigenen Zimmer des Hausherrn. „Störe ich ihn wohl nicht, meine liebe Madame Brun?" sagte Rosa leise und fürchtend.

„Ach nein! Fräulein, der Professor hat schon sein Mittagsschläfchen gemacht, und ist jetzt bei der besten Laune. Treten Sie nur ein, treten Sie ein!" — Mit diesen Worten verließ die einzige Wirthin des Hauses, den kleinen Saal, und nicht ohne ein heftiges Herzklopfen pochte Rosa an die Thüre.

„Wer ist da? herein," tönte die tiefe Stimme des Professors. Rasch öffnete das Mädchen die Thüre und trat ein. Es war das Arbeitszimmer des Professors; seit mehr als zwanzig Jahren unverändert dasselbe, dü-

ster und staubig, mit dunkelblauen Tapeten bekleidet, und in jeder Ecke so sehr mit Büchern und Handschriften vollgepfropft, daß kaum ein freier Platz zu einem Stuhle da war. Professor Ling saß in einem sehr altmodischen Lehnsessel vor einem großen, aufgeschlagenen Tische, der mit bestäubten Scharteken und unzähligen, zerstreuten Papierfetzen bedeckt war. Er hatte einen langen, grauen Rock an, der, da er auch beim Mittagsschlummer seines Besitzers herhalten mußte, dadurch ganz mit Flaumfedern bedeckt war; wenigstens konnte man ihn gesprenkelt nennen. Die Füße des Professors waren in Flanell eingehüllt, und stacken überdies in ein Paar ungeheueren, ebenfalls gesprenkelten Pantoffeln von einst grün gewesenem Saffian. Auf dem Kopfe trug er eine roth und weiße, gestrickte Nachtkappe, und auf der Nase eine gewaltige Brille.

Als Rosa am Schlosse drehte, hatte der Professor den Kopf zur Hälfte umgewandt, und sobald er sie gewahr wurde, stand er so schleunig auf, als sich dies bei so gefesselten Füßen thun ließ; freundlich reichte er seinem jungen Gaste die Hand, und sprach in einem Tone, der an ihm ungewöhnlich liebreich war: „Willkommen, liebes Kind! kommst Du so allein? Du hast wohl Ferdinand bei Dir? Der Schlingel hätte es mir wohl sagen können, daß Du mich mit einem Besuche beehren wolltest.“

„Verzeihen Sie, bester Herr Professor, wenn ich ungelegen komme,“ bat Rosa herzlich, „Ferdinand ist ganz unschuldig daran; denn er weiß nicht, daß ich hieher wollte.“

„Gut, gut! Du bist nur um so willkommener, wenn Du mich nur um meinetwillen besucht hast. Aber gehe jetzt in das kleine Zimmer dort zur Linken, mein Kind; dort ist es gut und warm. Unterhalte Dich so lange, mit dem, was Du gerade finden kannst; ich komme gleich nach. Rosa nickte ihrem Wirthe freundlich zu und trat in das angewiesene Zimmer, welches größer, besser

und angenehmer war als das erstere. Da es eine Menge seltener Pflanzen, welche der Professor aufzuziehen sich vergnügte und viele sonstige Seltenheiten aller Art, enthielt, so war es Rosa nicht schwer, hier Unterhaltung zu finden. Inzwischen schellte der Professor mit der silbernen Glocke, die auf dem Schreibtische stand, und bei dem wohlbekannten Laute trat Madame Brun ein.

„Sorgen Sie für einen extraguten Kaffee," sagte der Hausherr, „serviren Sie ihn in dem vergoldeten ostindischen Service, und lassen Sie das Beste von dem Kram heimholen, den die Frauenzimmer in den Kaffee zu tunken belieben, um ihn damit zu verderben."

Die Haushälterin wandte sich schnell zur Thüre, um in der größtmöglichsten Eile den Auftrag zu bewerkstelligen.

„Nun, nun!" rief der Professor ihr nach, „haben Sie doch keine solche Eile! warten Sie, Madame Brun! Madame Brun! wo Teufels rennen Sie hin! Sehen Sie denn nicht, daß ich hier in meinem alten Morgenrocke sitze? Bringen Sie meinen blauen Oberrock her, und helfen Sie mir da in die Halbstiefel! — Oh oh — so — der Teufel hole den Fuß, ich kann kaum darauf treten! — Geben Sie meinen Stock dort her! — So — und dort die Pfeife — nein! nicht die, die rechts, mit dem Goldbeschläg! — Gut — und den Tabaksbeutel — so ist es gut — und die Schlüssel zur Schatouille dort! — Nun bin ich in Ordnung. Beeilen Sie sich jetzt Madame Brun, und wenn alles fertig ist, so tragen Sie die ganze Wirthschaft in das gelbe Zimmer."

Bei diesen Worten ging die Hausvorsteherin zur einen Thüre hinaus, und der Professor humpelte gegen die andere. Nachdem er noch einen aufmerksamen Blick im Zimmer umhergeworfen hatte, um sich zu überzeugen daß keine Schlüssel mehr steckten, die nicht hergehörten, und als er alles in wünschenswerther Ordnung fand, öffnete er die Thüre und trat zu Rosa hinein, welche an

einem schönen Käfige stand, und die noch schöneren kleinen befiederten Bewohner desselben bewunderte.

„Noch einmal willkommen, liebes Kind!“ sagte der Professor, und nahm auf dem Sopha Platz, während er grinsend seine in der Lederhülle gequälten Füße in eine etwas bequeme Lage zu bringen suchte, und zugleich dem Mädchen mit seiner knochigten Hand zuwinkte, die andere Sophaecke in Beschlag zu nehmen. Rosa hatte gleich die große, wirklich ausgezeichnete Artigkeit bemerkt, welche ihr Wirth ihr dadurch erwies, daß er sein Aeußeres einer so vortheilhaften Aenderung unterworfen hatte; aber sie sah zugleich, daß, was seine Füße betraf, dieser Beweis von Artigkeit ihm einen erhöhten Schmerz verursachte. Mit herzlicher Freundlichkeit sprach sie daher: „Mein guter, bester Onkel durchaus keine Umstände! Nein, das dulde ich wahrhaftig nicht.“ — Und ohne eine weitere Erklärung sprang sie schnell in das Arbeitszimmer hinaus, und kam lächelnd mit den alten, ungeheuer weiten Pantoffeln des Greisen zurück. Nicht für jede andere wäre es räthlich gewesen, eine solche Aufmerksamkeit an den Tag zu legen. Der von Natur mißtrauische Charakter des Professors würde aus dieser Begebenheit einen Schluß gezogen haben, der das Wohlwollen des dienstfertigen Gastes in ein sehr trübes Licht gesetzt hätte; aber bei Rosa mochte das hingehen. Sie that es so einfach und natürlich, daß auch das scharfsichtigste Auge einsehen mußte, daß nur ihr gutes Herz und gewiß kein Eigennutz oder die Sucht sich einzuschmeicheln, sie zu dieser Aufmerksamkeit veranlaßte. Der Professor nahm sie auch in Folge dieser Ueberzeugung mit ziemlich guter Laune auf. Freilich sagte er halb widerstrebend: „Liebes Kind, das geht nicht an; ich bin ein wahrer Grobian!“ Aber nichts desto weniger half er Rosa sehr vergnügt, den gequälten Fuß aus dem Fegfeuer zu ziehen, und steckte ihn herzlich froh in das Himmelreich des Pantoffels. Weiter ließ er ohne allen Widerstand Rosa ein paar Sophakissen darunter legen,

und: als alles in gehöriger Ordnung war, und unser guter Professor sich so recht behaglich und angenehm gestimmt fühlte, klopfte er Rosa auf die Wange und sagte: „Nun, mein Mädchen, Du hast wohl ein Geschäft mit mir?“

„Nur eine freundliche Bitte von meinen Eltern, worin auch ich von Herzen einstimme, nämlich die, den Onkel Ling am Weihnachtabend in unserem häuslichen Kreise zu sehen.“

„O weh! o weh!“ erwiederte der Professor; „Du siehst, das geht nicht, mein Kind! die Gicht ist ganz besessen geworden, seitdem ich das letztemal in eurem Hause war. Solche Ausflüge sind nichts mehr für den alten Ling, er muß zu Hause bleiben, wenn er mit seinem bösen Feinde einigermassen Frieden haben will.“

„Das thut mir unendlich leid,“ versicherte Rosa, „und wird gewiß auch meine Eltern und Ferdinand sehr betrüben.“

„Bah!“ meinte der Professor, und das alte sarkastische Lächeln thronte wieder auf seinen Lippen, „bah, das will nichts heißen; um die Betrübniß geb ich nicht viel! Aber ich hätte Dir doch nicht gerne eine Bitte abgeschlagen. Bringe mir deshalb eine andere vor, und ich will sehen, ob ich sie nicht erfüllen kann.“

„Versprechen Sie nur nicht mehr, als Sie nachher halten wollen, Herr Onkel,“ sagte Rosa lächelnd; „denn ich bin gesonnen, Sie beim Wort zu nehmen.“

„Thue das, mein Mädchen, aber schnell uud ohne Umschweife; denn die hasse ich. Sprich ohne Furcht, wenn Du etwas für Dich zu bitten hast.“

„Das will ich, bester Onkel, denn ich habe allerdings eine Bitte, nämlich die, daß Sie mir in der Beilegung eines kleinen Geschäfts beistehen.“

„Geschäfts,“ sagte der Professor, und seine Augenbraunen zogen sich unmerklich zusammen. „Ich liebe es nicht sehr, dieses Wort von den Lippen eines jungen

Mädchens zu hören. Doch gleichviel, laß hören, mein Kind, wovon die Rede ist!"

„Ach ja, die Sache ist in Kürze die, daß Ferdinand, der bei unserer kurzen Bekanntschaft meinem Charakter und Denkungsart unmöglich näher kommen konnte, mir, wie mancher meines Geschlechts eine Schwäche für jene Art Aufmerksamkeiten zutraute, welche sich durch Geschenke äußert, die zum Putze eines Mädchens gehören. Er war nun so edelmüthig, zur Befriedigung dieser an mir geglaubten Neigung ein Opfer zu bringen, das mich nicht allein wegen des Verlustes, den er sich dadurch zugezogen hat, sondern auch, ich gestehe es, deßhalb tief schmerzt, weil diese Handlung von einem Mangel an Vertrauen zu seiner Braut zeugt. Seine Wünsche standen nämlich nicht in rechtem Verhältniß mit seinen Einkünften, weßhalb er so großmüthig war, nun bei dem reichen Färber Brenner sein schönes, braunes Pferd zu verpfänden, welches noch in seinen Händen ist. Ich habe das aus sicherer Hand erfahren, und es ist mein inniger Wunsch, mit einer Summe, die mir meine Mutter zu diesem Endzweck übergeben hat, und durch die Vermittlung des Herrn Onkel das schöne Pferd wieder einzulösen und es Ferdinand zuzusenden, ohne daß er weder jetzt noch künftig ahnt, woher ihm dieser unbedeutende Dienst geleistet wurde; denn erfährt er dies, so muß er sich dadurch mehr verletzt fühlen, als ihm der Wiederbesitz des Pferdes Vergnügen machen kann."

Der Professor hatte Rosa's einfache Darstellung aufmerksam angehört. Einige Augenblicke saß er schweigend; dann faßte er ihre Hand und sagte sanft: „Dein Edelmuth und Dein Zartgefühl machen Dir gleich viel Ehre, und ich schätze meinen Neffen, den Narren, glücklich, daß er ein Weib bekommt, welches zehnmal zu gut für ihn ist. Das Pferd verpfänden, das ich ihm selbst als Fohlen schenkte! Und das an den Färber Brenner, den alten Schurken, von dem er weiß, daß ich ihn für mein Leben nicht ausstehen kann! Nein, er ist zu leichtsinnig, zu un=

bedachtsam, der Junge! Doch wenn ich die Sache näher betrachte, so finde ich, daß er diesmal eine Thorheit in guter Absicht beging; und da ich es versäumte, ihm zu diesem Zwecke etwas Geld zu geben, was doch meine Pflicht gewesen wäre, so ist es auch billig, daß ich jetzt die Sache auf mich nehme, was in jeder Hinsicht am besten paßt."

„Ja, aber lieber Onkel," wandte Rosa ein, „so war es doch nicht, wie ich wünschte. Jetzt berauben Sie mich eines Vergnügens, einer Freude."

„Das thu' ich gewiß nicht, mein liebes Kind," entgegnete der Professor, „wenn Du die Sache recht bedenkst. Ich will nicht glauben, daß Deine Handlung aus Eitelkeit herrührt, und wenn dies nicht der Fall ist, so mußt Du zugeben, daß, wenn Ferdinand trotz aller Vorsichtsmaßregeln das wahre Verhältniß der Sache erführe, der Gedanke, daß Du selbst Deine Brautgeschenke bezahlen mußtest, ohne Widerrede höchst bitter für seinen männlichen Stolz seyn würde. Nein, überlasse Du die Sache ganz meinen Händen; es paßt sich so am besten, und Du entgehst dadurch den Unannehmlichkeiten, die es mit sich führen könnte, wenn darüber in unseren Schwatzkonsilien debattirt würde."

Rosa's gesundes Urtheil und feines Gefühl sagte ihr, daß der Professor Recht habe. Sie drückte dankbar seine Hand und erwiederte: „Nun, so überlasse ich denn diese Angelegenheit ganz und gar meinem guten Onkel Ling, versprechen Sie mir nur, Ferdinand darüber keine Vorwürfe zu machen."

„Das verspreche ich," versicherte der Professor. „Mit keinem Worte werde ich die Sache gegen ihn erwähnen. Aber laß uns nun diesen Gegenstand verlassen; Du sollst jetzt den vortrefflichen Kaffee meiner vortrefflichen Haushälterin preisen."

Madame Brun war mit der über die Maßen zierlichen Platte eingetreten, und setzte sie mit einem vergnügten und stolzen Lächeln auf den altmodischen großen

Tisch nieder, als sie mit aufmerksamem Ohr die freundlichen Worte von den Lippen des Hausherrn vernahm. Der Professor war ein artiger Wirth, und ein paar Stunden flossen recht angenehm dahin, worauf Rosa wieder heimkehrte, nachdem sie jedoch vorher eine herzliche Einladung erhalten hatte, den Professor so oft zu besuchen, als es ihr Vergnügen machte, da sie immer willkommen sey.

Am folgenden Morgen, ehe noch der Kapitän Ferdinand aufgestanden war, trat sein Bedienter ein, und übergab ihm einen kleinen, dünnen Brief, der mit einer Oblate versiegelt war. Er brach ihn hastig auf, da er ihm ein Mahnbrief zu seyn schien, und zog daraus zu seinem großen Erstaunen seinen Schuldschein an Brenner hervor, der gehörig durchstrichen war.

„Wo zum Teufel hast Du das her?“ fragte er den Bedienten und streckte sich ganz gemächlich.

„Von einem Jungen, der das Pferd brachte, welches jetzt wieder im Stalle steht.“

Froh und erstaunt kleidete sich Kapitän Ferdinand in größter Hast an. Zu allem Glück für seinen Stolz kam es ihm durchaus nicht in den Sinn, daß er vielleicht einem Mitgliede der Familie des Kommerzienraths für diese Freude zu danken hätte. Eben so wenig fielen seine Gedanken auf den Professor. Nein, es waren sicher einige von seinen Kameraden, die ihm durch eine gemeinschaftliche Handlung des Edelmuths aus dieser drückenden Lage geholfen hatten. Aber nachdem Ferdinand den Vormittag damit hingebracht hatte, diese dienstfertigen Seelen zu besuchen und zu erforschen, wer von ihnen an dieser ritterlichen Handlung Theil genommen habe, so kam er am Ende doch zur Ueberzeugung, daß er sich getäuscht habe, und daß die Hülfe von einer andern Seite hergeflossen seyn müsse. Er verfügte sich also direkt zum Färber Brenner, da seine Ehre ihm nicht erlaubte, in Verbindlichkeit gegen Jemand zu stehen, von dem er vielleicht eine solche Artigkeit nicht annehmen

konnte; aber der beunruhigende Gedanke, daß die ganze Sache möglicherweise wieder in ihre alte Gestalt zurückgehen müßte, ward nicht unbedeutend dadurch erleichtert, daß er hier ohne Schwierigkeit erfuhr, der alte Bediente seines Onkels sey der Unterhändler gewesen. Beschämt, aber zugleich gerührt — denn dem Kapitän fehlte es nicht an Gefühlen der Dankbarkeit, obwohl sie bald wieder verdampften — eilte er zum Hause des Professors und in dessen Arbeitszimmer.

„So, so!" rief der Onkel seinem Neffen zu, da er gleich merkte, wo es hinaus wollte, und von Alters her wußte, daß sich Ferdinand bei solchen Gelegenheiten in einen Wortschwall von schwulstigen Danksagungen ergoß. „Nun, es ist schon gut; präge Dir nur wohl ein, daß, wenn Du mehr solche Thorheiten zu begehen im Sinne hast, ich nicht gesonnen bin, Dir noch öfter aus der Klemme zu helfen. Handle also für die Zukunft verständig und redlich, und mache Dich des wahren Engels von Mädchen würdig, das Du Hoffnung hast, zum Weibe zu erhalten."

„Ja, es ist auf meine Ehre eine recht schöne Hoffnung!" rief der Kapitän leichtsinnig, und vergaß schnell die ganze Affaire vom Morgen. „Eine göttliche Hoffnung! da nicht ein Wort davon gesagt wird, woraus das Paradies gebildet werden soll, in welches ich den Engel einführen muß; oder, um weniger figürlich zu reden, was ich bekomme, um sie und mich selbst damit unterhalten zu können. Vor ein paar Tagen sprach ich mit dem Kommerzienrath und bat ihn, den Tag der Hochzeit zu bestimmen, bei welcher Gelegenheit ich hoffte, daß er meine Ohren mit einer vernünftigen Rede, betreffend die Aussteuer, das Haus, die Möbeln und mehrere dergleichen höchst wünschenswerthe Dinge, ergehen würde; aber daraus wurde nichts. Er meinte ganz einfach, daß es noch hinlänglich Zeit sey, die Hochzeit festzusetzen, wenn sich mein edler Onkel über die Sache ausgesprochen habe."

„Wie, was?“ rief der Professor hitzig. „Ich, ich sollte mich aussprechen! Ist der Mensch ganz toll! Aber es ist, wie ich gesagt habe, die ganze Familie, mit Ausnahme Rosa's, keinen Kupferkreuzer werth! Listige, geizige Dinger, der Herr und seine Frau, allebeide! Möchten gern den alten Bären fangen; aber daraus wird nichts! Er ist zu gescheid für sie! Ferdinand, Bursche! keinen Stüber bekommst Du! Nein, so wahr ich lebe, auf diese Art sollen sie keinen Deut von meinem Vermögen haben, so lange ich noch darüber zu disponiren habe. Hat man je dergleichen Ansprüche gehört! Wenn ich selbst das Mädchen für den Junker begehrt hätte, so ließe sich ein solches Geschwätz möglicherweise noch hören; aber jetzt, da man weder auf der einen noch auf der andern Seite es für nöthig erachtet hat, sich vorher umzusehen, sondern geradezu in ein Verhältniß hineingestürmt ist, aus dem man keinen Ausweg findet, jetzt ist es also Zeit, auf meinen Ausspruch zu warten! Nun, noch heute will ich ihn abgeben; denn ich liebe offenes Spiel, und ich will deßhalb dem Kommerzienrath schreiben, daß, wenn die eheliche Verbindung darauf beruht, daß ich mit meinem Vermögen dazu helfe, diese Erwartung ganz vergebens ist, da ich durchaus nicht gesonnen bin, mehr für Dich zu thun, als mit der Akkordssumme geschehen ist.“

Ferdinand wurde blaß vor Schmerz und Aerger, er sah jedoch ein, daß es jetzt galt, sich so viel als möglich zu beherrschen, und mit erzwungener Ruhe erwiederte er: „Nun gut, Onkel! Vernichten Sie also, wenn Sie so wollen, den einzigen letzten Hoffnungsschimmer, der mir noch blieb, meine — ich läugne es nicht — von Grund aus zerstörten ökonomischen Verhältnisse wieder aufzurichten! Beleidigen Sie, stoßen Sie eine Familie zurück, die mich mit Güte aufgenommen hat! Ihr Wunsch wird ohne Zweifel erfüllt werden; denn auf eine so sonderbare und durch nichts hervorgerufene oder

gerechtfertigte Erklärung muß eine abschlägige Antwort ganz bestimmt folgen. Und wie tief wird sich nicht die holde, zarte Rosa durch dieses unser Benehmen gekränkt fühlen! Doch ich will Sie, Herr Onkel, nicht von Ihrem Vorsatz abzubringen suchen. Handeln Sie, wie es Ihnen am besten scheint; erinnern Sie sich nur, daß es meine letzte Hoffnung war!“

„Hoffnung!“ sagte der Professor verächtlich; aber in seinem Tone lag doch etwas, das zu erkennen gab, daß er ein wenig besänftigt war. „Das ist eine kleine, eine unglückliche Hoffnung, mein lieber Ferdinand, und ich fürchte, daß Deine Angelegenheiten dabei nichts gewinnen werden. Wenn Du das Mädchen liebtest — was sie wahrhaft um ihrer selbst willen verdient — dann wäre es ein anderes Ding; aber dies ist ja nicht der Fall. Du hast mir frei herausgesagt, daß Du diese Verbindung wünschest, um Deine schlechten Finanzen wieder empor zu bringen; und in diesem Falle rathe ich Dir, nicht so sehr mit der Hochzeit zu eilen. Am besten wäre es, bis zum Frühjahr zu zögern; wir würden dann sehen, wie sich Zeit und Umstände gestalten. Das ist mein Rath. Uebrigens ist es am ehrlichsten, dem Kommerzienrath offen zu sagen, daß er von mir nichts zu erwarten hat. Zwar hatte ich die Absicht, Rosa zu ihrem Hochzeittage ein kleines, meinen Umständen angemessenes Geschenk zu geben; aber dies wäre dann nur dem guten Mädchen zu Liebe geschehen. In Deine Hände würde es nie gekommen seyn; denn ich habe nicht im Sinne, Deinen Gläubigern etwas an den Hals zu werfen, darauf kannst Du Dich vollkommen verlassen. Dies Geschmeiß hast Du Dir selbst geschaffen, und sollst auch allein für die Stillung seiner Gefräßigkeit sorgen. Rosa hingegen liebe ich, und so lange ich selbst einen Bissen Brod habe, soll sie mit mir essen; aber in Ewigkeit nie werde ich etwas Bestimmtes für euch aussetzen. Ueberdies ist es mein wahrhafter Wunsch, daß aus einer Heirath zwischen Dir und ihr nichts werde; denn sie ist

bei Weitem zu gut für einen solchen Geck. Sie ist eine Perle, deren Werth Du nicht verstehst und nie verstehen kannst. Ich wollte, Du wärest nicht so leichtsinnig, mein lieber Ferdinand, Du wärest ihrer werth, Du liebtest sie, und würdest selbst von ihr geliebt — dann — aber es führt zu nichts, zu sagen, wie etwas seyn könnte, wenn man nur allzuwohl weiß, wie es ist!"

Diese Rede des Professors sengte und linderte abwechslungsweise die ökonomischen Herzwunden des Kapitäns Ferdinand. Es war auf alle Fälle weit mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Dankbar drückte er seinem Onkel die Hand, und bat beweglich: „Sagen Sie dem Kommerzienrath nichts, bis er selbst diese Frage in Anregung bringt. Versprechen Sie mir das, Onkel; lassen Sie uns wenigstens Weihnacht- und Hausfrieden halten."

„Es sey!" sagte der Professor, der wieder zu seiner gewöhnlichen Ruhe gekommen war; „aber beim ersten Wink von Seiten des Kommerzienraths oder seiner Frau spreche ich meine Meinung bestimmt aus, ohne jedoch ein Wort von dem zu erwähnen, was ich Dir in Betreff der Morgengabe anvertraut habe; denn das ist ein freiwilliges Pfand meines Wohlwollens für Rosa, das durchaus nicht in Berechnung kommt."

Mit bedeutend leichterem Herzen — denn laß nur eine Unze Hoffnung in die Wagschaale kommen, so hebt sie ein ganzes Pfund Kummer in die Luft — ging Kapitän Ferdinand vom Professor hinweg, um in Gesellschaft einiger lustiger Brüder alle Erinnerungen in einer dampfenden Punschbowle zu ertränken, die einer der Freunde in einer Wette verloren hatte, und die sie jetzt gemeinschaftlich leeren wollten.

9.

Der Weihnachtsabend. — Der Brief. — Das Familienfest.

Am 24. December um Mittagszeit stand Franz Mannerstedt, der eben sein dürftiges Mahl beendigt hatte, vor seinem Arbeitstische, und rollte achtsam einige Gesangstücke zusammen, wozu er selbst Worte und Musik gesetzt hatte. Eines Tags, als er allein mit Rosa war, hatte er sie auf der Guitarre gespielt, und mit seiner schönen Tenorstimme begleitet. Die reichen, aus seiner Seele strömenden Töne hatten ihr unendlich gefallen und sie selbst hatte ihn gebeten, ihr die Noten zu geben.

„Ich habe sie nicht," hatte Mannerstedt geantwortet; „sie sind nur hier;" er legte die Hand auf's Herz.

„Das ist schade," lächelte Rosa; „ich möchte sie gerne haben."

„Wenn ich so glücklich wäre, bestes Fräulein Widen, Ihnen ..." Mannerstedt kam nicht weiter in seinem Satze; es unterbrach sie Jemand. Aber er erinnerte sich oft an Rosa's Wunsch und seine beabsichtigte Antwort, und hatte jetzt Noten und Worte zierlich in's Reine geschrieben, um sie heute Abend Rosa zu übergeben. Er wagte es; denn jedes Wort war so rein, so heilig, daß keine Spur jener Sprache, die sich in Wünsche kleidet, einen Flecken darüber hauchte. Sie drückten nur eine stille süße Wehmuth aus, die entzückte, ohne zu wehe zu thun. Mannerstedt hatte sein kleines Paket zusammengelegt, und war im Begriff, es mit einer Schnur zu umwinden, als Jemand an die Thüre klopfte. — „Herein!" rief er fröhlich; denn seine Seele war heiter, und nur helle, frische Bilder wohnten in seinem Herzen. Er fühlte sich glücklich, da er so lange Zeit täglich den Gipfel seiner Wünsche erreicht, Rosa gesehen und gesprochen hatte. Mehr zu begehren, wäre Wahnsinn gewesen, und Mannerstedt war ein Jüngling von gesunder Vernunft und

guten Grundsätzen. Diese lichten seligen Tage würden, dies war er überzeugt, eine freundliche Erinnerung bilden, welche unter den Wechselfällen der Zukunft einen goldenen Stern auf jedes noch unbeschriebene Blatt zeichnen würde, worauf Skulda ihre dunklen Runen schrieb.

„Herein!“ rief Mannerstedt, und gleich darauf zeigte sich die wohlbekannte, kleine, struppige Figur des Postjungen unter der Thüre. Er trat vor und übergab Mannerstedt einen Brief. Franz erschrak; der starke Jüngling zitterte wie ein vom Wind bewegtes Laub. Der Knabe ging, er hatte Instinkt genug, um zu begreifen, daß er jetzt vergebens auf einen Lohn warten würde. Mannerstedt setzte sich mit dem Brief in der Hand auf das Bett, sein Blick war verdunkelt, er sah kaum die Ueberschrift; aber den Poststempel seines Geburtsorts, das schwarze Siegel, die schwarzen Ränder, jene düstern Trauerboten erkannte er nur zu wohl. Der Schmerz und die rührende Erschütterung hatte ihm beinahe den Athem benommen, endlich stärkte er sich mit der ganzen Kraft seiner Seele und erbrach das Siegel. Der Umschlag enthielt zwei Briefe; der eine war von der Hand seiner Mutter. Franzens Blick erhellte sich zu einem Ausdruck seliger Freude; er entfaltete den Brief und schob von dunkeln Ahnungen ergriffen den andern bei Seite. Durch den Thränenschleier, der sein Auge umflorte, las es Folgendes:

„Mein Franz, mein zärtlich geliebter Sohn!“

„Verzeihe Deiner alten Mutter, daß sie Dir so lange als möglich die Nachricht von ihrem immer mehr verschlimmerten Gesundheitszustande ersparen wollte. Mein Kind, mein guter, theurer Sohn, der Du Dein ganzes Lebenlang mein Stolz, meine Hoffnung, meine Freude in jedem Schmerz und mein Trost in jedem Mißgeschick warst, empfange meinen Segen, meinen letzten reichen Segen, den ich hier mit schwacher und zitternder Hand zeichne, meinen Segen für die unaussprechliche und warme Liebe, die Du Deiner alten Mutter gewid-

met hast, für all' die Freude, die Du ihr dadurch machtest, daß Du immer auf dem Weg der Tugend wandeltest, nie ihren Rath verachtetest und Dich unaufhörlich bemühtest, ihr Leben zu versüßen. Alles das macht, daß mein Hingang, weit entfernt, mir bitter zu werden, mein Herz mit dem höchsten Frieden, mit der höchsten Seligkeit erfüllt. Ich gehe, mich mit meinem so lang vermißten Gatten in jener Heimath zu vereinigen, wo wir Beide für die Wohlfahrt unsers Lieblings beten werden, daß er mit derselben Stärke wie bisher die stürmischen wie die lichtern Tage erträgt — und nie vergißt, daß es ein Ziel gibt, ein herrliches lichtes Ziel, wornach es schön ist zu streben. O mein Franz, wenn das Gebet einer liebenden Mutter erhört wird — und in diesem Augenblicke stehen die freundlichen Genien des Glaubens und der Hoffnung an meinem Lager und flüstern mir Gewährung zu — dann wird selbst noch diesseits des Grabes ein schimmernder Strahl den neblichten Schleier durchbrechen, der sich über den Frühling Deiner Jugend gesenkt hat, und die Blüthe des Mannesalters wird frisch und kraftvoll in fruchtbarem Boden stehen."

„Doch, mein geliebter Sohn, es ist nicht immer die Erfüllung unserer zeitlichen Wünsche, was unser Glück befestigt. Oft müssen wir lernen, sie vielleicht zu unserem größten Nutzen zu bekämpfen, denn ohne Kampf, sogar mit uns selbst, können wir keine Vollkommenheit erreichen. Ich habe viel über den Theil Deines Lebens nachgedacht, wo das junge unverderbte Herz den ersten Eindruck jener Leidenschaft empfangen wird, der es eben so oft verschlimmert als veredelt, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn dies nicht schon eingetreten wäre; aber ich fühle mich auch in dieser Beziehung ruhig für Dich. In einer Seele, wie Die Deinige ist, können nur reine Empfindungen wohnen. Aber wenn diese nur auf Kosten der Ehre und Pflicht oder Deiner Ruhe weil sie ein fruchtloses Streben nach einem Ziele in Dir erzeugten, das zu ferne, zu unerreichbar ist, fortbestehen

können, da weiß ich, daß Du die ganze feste Kraft Deines Willens zusammennehmen und die Versuchung fliehen wirst; sie wird sich dann allmählig und immer leichter besiegen lassen. Doch vertraue nicht allzusehr auf Deine Stärke. Es gibt Augenblicke, wo selbst der beste und stärkste Mensch ein Spielball jenes allmächtigen Gefühles wird. Fliehe darum lieber die Versuchung, in was für eine Gestalt sie sich auch kleiden mag, und erinnere Dich, daß die Verirrungen der Leidenschaft selten Freude bringen."

„Ich habe dies, mein liebes Kind, mit mehreren Unterbrechungen geschrieben, und werde mit jedem Tage schwächer. Unsäglich hätte es mein Mutterherz erfreut, wenn ich noch einmal in diesem Leben den Anblick meines Lieblings hätte genießen dürfen, und ich weiß, daß Du auch mit den größten Opfern sehnend an mein Krankenbette fliegen würdest, wenn Du wüßtest, daß ich leide; aber, mein Franz, ich muß diesen Wunsch unterdrücken, denn was Dich hier erwartete, würde Dein weiches Herz zu sehr erschüttern und Dich auf längere Zeit für Deine Pflichten untauglich machen. Deine Einkünfte sind dazu auch gar zu knapp. Nein, nicht hier, Du Abgott meines Herzens, dürfen wir uns wiedersehen; aber da oben! — Einige Jahre mehr oder weniger, in das unermeßliche Meer der Zeit geworfen, bedeuten ja nicht so viel, da wir doch die Hoffnung auf ein unvergängliches Wiedersehen haben."

„Und jetzt lebe wohl — lebe wohl, mein geliebter Sohn, es schwimmt vor meinen Augen, und ich vermag es kaum, die Feder zu halten. — Unser Freund, der Rathsherr Sifver, wird all das Wenige besorgen, was es bedarf, er wird auch den Rest meiner Habe übernehmen und verkaufen. Mit Gottes Hilfe wird es hinreichen, um Dir den Fortgang in einer Bahn möglich zu machen, welche Du mit so viel Ehre betreten hast, und wie ich hoffe, auch so fortsetzen wirst. Sey jetzt vernünftig, mein lieber, lieber Knabe, wie Du immer ge-

wesen bist, und trage diesen Schlag, so wie es sich für einen wahren Nachfolger Christi ziemt! Meine Zeit ist vorbei, ich sehne mich zur Ruhe! Bald ist Alles überstanden, und wir, mein Liebling, meine Lust im irdischen Leben, sind bei Allvater vereinigt! — Die Quelle aller Gnaden gieße über Dich ihren reichsten Segen aus! Dies ist das letzte Gebet, das meine zitternden Lippen emporsenden.

Deine treue, bis in den Tod Dich liebende
Mutter
Beata Mannerstedt."

Die Thränen strömten über Franzens Wangen; mit tiefer unaussprechlicher Rührung, mit einer Art tödtlicher Angst drückte er das letzte Pfand einer so innig geliebten und angebeteten Mutter an seine Lippen. Ein langer entsetzlicher Augenblick verging, bis er den Muth hatte, den bei Seite geschobenen Brief des Rathsherrn Sifver vorzunehmen. Er wußte ja zum Voraus seinen Inhalt. Er war acht Tage nach dem erstern geschrieben, und benachrichtigte ihn, daß seine Mutter jetzt in die Wohnungen des Friedens eingegangen sey, wohin sie sich besonders nach Beendigung ihres letzten Geschäftes, jenes Briefes an Franz, von ganzem Herzen gesehnt habe. Was der Rathsherr weiter über die kleineren Angelegenheiten schrieb, sah Mannerstedt nicht. Er hatte sich auf's Bett geworfen, beide Briefe fest in die Hände gepreßt. Er hatte keine Thränen mehr. — Alles war ja jetzt vorbei, das letzte Band zerrissen, erstarrt das einzige Herz, das auf Erden noch sein war! Kein Wesen gab es mehr, das ihn liebte, das mit ihm betete, mit ihm sich freute, mit ihm litt! Keinen Verwandten, keinen Freund; einsam stand er da, ganz einsam auf der großen Heide des Lebens. Er fühlte es lebhaft und tief; sein Schmerz war namenlos. Inzwischen schied eine Stunde nach der andern dahin; es wurde finster im Zimmer, er wußte es nicht. Längst war die Zeit vorüber, wo er sich

hätte beim Kommerzienrath einfinden sollen, er erinnerte sich weder der Einladung noch der Zeit. Er fühlte nichts von dem Außenleben — desto mehr von dem innern.

In dem großen Wohnzimmer des Kommerzienraths stand der festliche Theetisch servirt. An dem obern Ende desselben machte die Wirthin die Honneurs. Sie war von zehn mehr oder minder betagten Frauen umgeben, welche entfernteren Zweigen der Familie angehörten, und von der Kommerzienräthin stets in einem geziemenden untergeordneten Abstande gehalten wurden. Es war nur an gewissen Festabenden im Jahre, an sogenannten Familientagen, wo sie das Glück hatten, in das Haus des reichen Großhändlers eingeladen zu werden. Hier durften sie nun vor Aerger schwitzen, während sich die Wirthin herablassend bemühte, sie mit der Beschreibung von einer Masse Dinge zu unterhalten, die sie entweder gar nicht interessirten, oder welche sie schon voraus und weit besser wußten. Eine Menge Herren, die ebenfalls alle zu den Mitgliedern der Familientage gehörten, standen, mit der einen Hand auf dem Rücken und der andern zwischen dem Westenstrich, in demüthig lauschender Stellung vor dem Kommerzienrath, der in einer Sophaecke saß und, behaglich seine Pfeife schmauchend, die Gnade hatte, seine Gäste mit der Erzählung einer und der andern Anekdote aus seinen Jugendjahren zu traktiren, wo er noch als Kommis auf einem Stuhle vor dem Pulte saß und darauf dachte, seinem geizigen Patron einen kleinen Streich zu spielen, oder später, wo er als ein eleganter Handlungsreisender fremde Länder durchzog. Je nach dem Charakter dieser Abenteuer lachten oder schüttelten die Zuhörer verwundernd oder bewundernd die Köpfe. An einem Fenster saßen Rosa und Kapitän Ferdinand, und waren in einem Gespräche über den guten Professor und seinen Geschmack für die Einsamkeit begriffen; aber alle diese besondern Unterhaltungen wurden durch das rauschende Leben in dem vordern Saale übertönt, wo Lärm und Geschrei in gewaltigem Chorus aus der Mitte einer

bedeutenden Kinderschaar erscholl, die um den reichen Christbaum herumtanzten.

„Rosa, meine liebe Rosa," rief die Kommerzienräthin und drehte ein wenig den Kopf, soweit es das neu gestärkte Barret und die Menge Locken erlauben wollten. „Dieser Lärm, meine Liebe, tödtet mich ganz. Du mußt wahrhaftig wieder hinaus, meine Kleine, und die Schreihälse zur Ordnung bringen. Herrgott, wie verdrießlich, daß Mannerstedt nicht kommt! Gerade ihn hatte ich dazu ausersehen, um die Kinder zu unterhalten, und zugleich ihre laute Freude zu zügeln. Es ist acht Uhr vorüber," setzte die Kommerzienräthin hinzu und sah auf ihre Uhr. „Der arme Junge pflegt sonst nie die Gelegenheit zu versäumen, um eine Schaale warmen Thee zu bekommen, was er auch wahrlich brauchen kann, und es kommt mir vor, als ob es heute nicht mit rechten Dingen zugehe. Rosa, mein Kind, schicke Larsson hin, und laß fragen, ob der Kandidat nicht kommt."

Rosa eilte hinaus und gab in der größten Hast den Befehl, den die Mutter ausgesprochen hatte. Dann flog sie auf einige Minuten in ihr Zimmer hinauf, um noch einmal die Weihnachtsgaben zu ordnen. Wohl hatte auch sie es seltsam und verdrießlich gefunden, daß Mannerstedt so lang zögerte; aber erst, als die Kommerzienräthin äußerte: es kommt mir vor, als ob es heute nicht mit rechten Dingen zugehe, erwachte in ihrem Herzen eine namenlose Unruhe, eine finstere und unheimliche Ahnung. Sie erinnerte sich auch, daß sie ihm, um ihn zu trösten, Briefe auf den Weihnachtabend vorausgesagt hatte. „Bedenke, wenn es eingetroffen wäre," so setzte sie den stillen Gedankengang fort, „wenn meine Prophezeihung ihn um die Freude betrogen und ihm nur Schmerz gebracht hätte! Das wäre entsetzlich! Armer, beklagenswerther Jüngling, war das Maaß noch nicht voll!"

Rosa stand an einem Tische am Fenster, das auf die Straße ging, und während ihre Finger mechanisch ein kleines Paket umwendeten, welches das ihm bestimmte

Andenken enthielt, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Straße hinaus, aber sie hörte keinen andern Laut, als den Lärm der drei Königsbuben, die unter gewaltigem Gesange vorüberzogen, von großen wohlgeölten Papiersternen erleuchtet, die besonders den Mohrenkönig bestrahlten, der ihnen voranging. Erst nachdem diese Schaar der Kinderfreude in dem Hause zunächst des Kommerzienraths verschwunden war — denn hier erhielten sie keinen Zutritt, weil die Frau ihren Aufzug gar zu simpel und altmodisch fand — konnte Rosa wieder hören, was vorfiel. Aber noch war alles so qualvoll stille, und sie konnte es nicht über sich bringen, hinabzugehen, ehe sie den wohlbekannten schläfrigen Tritt des Bedienten vernommen hatte, dem sie wie zufälligerweise im Vorzimmer begegnen wollte. Inzwischen wurde die Erwartung lang und Minuten und Viertelstunden vergingen. Endlich hörte sie Larsson zurückkehren, aber Rosa erschrak und konnte kaum an die Treppe hinauskommen, denn es war ein böses Zeichen, daß Larsson — sprang. Als sie auf der letzten Treppe, an das Geländer gestützt, dastand, stürzte der Bediente von dem Voröhrn herein.

„Nun, Larsson," sprach Rosa in einem Tone, den sie für sehr gleichgültig hielt, „was macht Herr Mannerstedt, warum zögert er so lange?"

„Ach, es ist zu schlecht mit ihm," antwortete Larsson athemlos, und suchte sich ein wenig von dem heftigen Laufen zu erholen.

„Wie so, schlecht?" fragte Rosa zitternd und bleich. „Ist er krank?"

„Ja, Du lieber Gott, wohl ist er das, ich wüßte wenigstens nicht, was er sonst seyn sollte," meinte Larsson. „Als ich dort hinkam, fragte ich im zweiten Stock, ob sie nicht wüßten, ob der Kandidat zu Hause sey, und da antwortete die Jungfer, die ich traf, sie glaube nicht, denn sie habe ihn schon seit mehreren Stunden nicht mehr gehört. Ich war auf dem Weg, mit dem erhaltenen

Bescheid wieder fortzulaufen, da kam es mir in den Sinn, es wäre wohl am besten, wenn ich selbst nachsähe. Ich tappte also die verdammten, abscheulichen krummen Treppen hinauf und suchte nach der Thüre. Der Schlüssel stak, ich klopfte an; aber Niemand antwortete. Ich trat also hinein. Aber es war kohlrabenschwarz im Zimmer, so daß ich die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. „Sind Sie da, Herr Mannerstedt?“ rief ich laut. Da hörte ich eine Art schweren Seufzer recht aus Herzensgrund aus einer Ecke der Kammer. Ich tappte dahin, und nachdem ich einen kleinen Tisch umgeworfen hatte, der gewiß mehrere Sachen enthielt, denn es klirrte entsetzlich, bekam ich den Kopf des Herrn Kandidaten in die Hand. „Ich bitte um Verzeihung,“ sagte ich, „wie um's Himmelswillen steht es mit dem Herrn? Fräulein Rosa schickte mich her, um nach Ihnen zu sehen. Denn die Herrschaft hat lange gewartet.“ — „Danke, danke,“ sagte er leise, „es steht gut.“ — Aber es stand gar nicht gut; denn er glühte wie Feuer. — „Warum kommt der Herr denn nicht, wenn er nicht krank ist,“ fragte ich weiter. — „Kommen,“ sagte er, „wohin soll ich kommen?“ — „Ei, zum Herrn Kommerzienrath, so viel ich weiß; die Andern sind schon alle dort.“ — „Bist Du es, Larsson,“ sprach er und erhob sich ein wenig. „Ach, es ist wahr, ich erinnere mich jetzt; aber ich kann nicht kommen. Ich bin nicht wohl; ich habe einen bittern Weihnachtabend gehabt, den bittersten in meinem Leben! Sey so gut und entschuldige mich bei der Herrschaft, daß ich vergessen habe, absagen zu lassen.“ — „Ja,“ sagte ich, „das will ich gewiß thun; aber braucht denn der Herr nichts, Licht oder sonst etwas?“ Darauf antwortete er jedoch ganz kurz: „Ich brauche nichts! Lebewohl Larsson!“

Rosa hatte die Kraft gehabt, Larssons schleppende Erzählung anzuhören, und um dem armen Jüngling, dessen Kummer sie leicht begriff, einige Hilfe in seiner schweren verlassenen Lage zu verschaffen, hatte sie auch

die Kraft, hineinzugehen, und obschon etwas bleich und von einem leisen Froste geschüttelt, denn zu dem Schmerz und der Unruhe kam noch die Unvorsichtigkeit, daß sie so lange nur in einen leichten Shawl gehüllt auf der kalten Treppe gestanden hatte — mit vollkommener Fassung ihrer Mutter das betrübte Resultat von Larssons Sendung mitzutheilen.

„Herr, mein Gott! welches Elend!" rief die Kommerzienräthin aus, und das Barett wogte auf und nieder. „Wer in des Herrn Namen soll sich des armen Menschen annehmen, wenn ich es nicht thue? Er kommt in so wenige Häuser, und in der Stunde der Noth wird, leider Gottes! der Kreis noch enger; aber, Gott sey Dank! wir haben nie so gedacht. Rosa, höre, was ich Dir sage, meine Liebe, und stehe nicht so gleichgültig da, und blicke auf den Christbaum, wenn von der Noth eines Mitmenschen die Rede ist. Larsson, sage ich, soll gleich wieder hin, und ein paar Lichter mitnehmen. Wenn es kalt ist in dem kleinen Loche, so soll er dort einheizen, und auf alle Fälle ist es am besten, wenn er den Küchenjungen etwas Holz auf einem Schlitten hinführen läßt. Vielleicht hat der arme Mannerstedt nichts, um sich dort wärmen zu lassen. Karin soll auch hin gehen, meine Liebe, und Thee mitnehmen und soll ihn zum Trinken bewegen. Und befehle der Haushälterin, einen Reisbrei und etwas kaltes Geflügel hinzubringen; Fisch taugt nichts, wenn er krank ist. Aber etwas Rheinwein in einer Flasche kann Larsson mitnehmen; das wird ihm gut thun. So, liebe Rosa, vergiß jetzt nichts. Larsson: die Lichter und das Holz; Karin: einen guten warmen Thee; die Haushälterin: Reisbrei, Geflügel und Wein, wenn Du jetzt die ganze Anordnung im Kopf hast, mein Kind, so gehe schnell und besorge es."

„Gleich, beste Mamma," antwortete Rosa und flog in die Küche, um all diese Aufträge in's Werk zu setzen, welche sie unter andern Umständen nicht ohne ein Lächeln hätte anhören können. Jetzt aber suchte sie nur Larsson

und Karin begreiflich zu machen, daß sie alles versuchen sollten, um es so angenehm als möglich um den armen Kranken zu machen; und weiter befahl sie ihnen, daß sie eins um das andere heimkommen und berichten sollten, wie sich Herr Mannerstedt befinde, damit man, wenn sich sein Zustand verschlimmere, einen Arzt rufen könne.

Nachdem dies alles in größter Eile besorgt war, ging Rosa wieder hinein; denn die Mutter hatte ihr aufgetragen, die Kleinen zu unterhalten und zu beaufsichtigen; und obschon diese Beschäftigung in der Gemüthsstimmung, in der sie sich befand, ihr zum erstenmal im Leben langweilig und peinigend vorkam, so sah sie sich doch genöthigt, an ihren fröhlichen Spielen Theil zu nehmen, um nicht die Größe der Theilnahme zu verrathen, die ihr Herz in der höchsten Unruhe bewegte.

Nach einer Weile, als die Kommerzienräthin an den lärmenden Gruppen vorüberging, klopfte sie der Tochter freundlich auf die Schulter und sagte: „Er ist doch ein wohlmeinender und liebenswürdiger junger Mann, unser guter Kapitän! –

„Wie so?“ fragte Rosa unschuldig.

„Nun, weißt Du wohl, daß er gleich von den Herren und der Bowle fortsprang, und rathe einmal, warum? Ja, um den Bataillonsarzt aufzutreiben, der sein Freund ist, und diesen mit zu unserem armen Kandidaten zu nehmen. Er flüsterte mir seine Absicht in's Ohr, als er ein paar Augenblicke, nachdem Du hinausgegangen warst, das Zimmer verließ. Ist es nicht schön und lieb, wenn man so ein Beispiel nimmt; ich bin recht froh, daß ich es ihm gegeben habe.“

„Ach, liebe Mamma,“ rief Rosa, von diesem unerwarteten Zug in Kapitän Lings Charakter angenehm überrascht, „that er dies wirklich? Wahrhaftig, das war sehr edelmüthig und freundschaftlich von Ferdinand, und erhöht ihn sehr in meiner Achtung.“

Eine Stunde später trat der Kapitän mit rothem

und warmem Gesichte herein, und nie fand ihn Rosa einnehmender und liebenswürdiger. Es war zum erstenmal, daß ihr Gefühl für ihn sprach. — „Wie steht es mit Herrn Mannerstedt, guter, edelmüthiger Ferdinand?“ sagte sie mit unverstellter Offenheit, und drückte herzlich die Hand, die er ihr zum Gruße hinreichte.

„Morgen, sagt der Doktor, wenn sich das Fieber gelegt hat, wird er wieder gesund seyn. Es ist der Verlust seiner alten Mutter, die er so innig geliebt hat, was ihn so tief erschütterte und angriff. Heute Abend hat er die Trauerbotschaft erhalten, und ist für gegenwärtig für alles Andere als seinen Schmerz unempfänglich. Ein furchtbares Fieber glüht in seinen Adern, und sein Kopf schmerzt und brennt; doch er hat jetzt die nöthigen Heilmittel erhalten und mit einer so starken und abgehärteten Natur, wie die seinige ist, wird das Uebel, so weit es den Körper betrifft, wahrscheinlich morgen überstanden seyn; wenigstens ist er dann besser.“

Nachdem Ferdinand diesen Rapport abgelegt, und sich über das herzliche Wohlwollen gefreut hatte, das ihm Rosa heute Abend zu widmen schien, ließ er sich bei seinem künftigen Schwiegervater nieder, mit dem Vorsatz, ihm auf alle mögliche Art zu gefallen zu suchen. An Mannerstedt dachte er nicht weiter. Er hatte gethan, was er für den armen Teufel thun konnte; jetzt war darüber nichts weiter zu sagen. Der Kapitän konnte zwar ein wenig angeregt werden, wenn er davon sprechen hörte, daß einem eine Trauer, ein Kummer oder dergleichen zugestoßen sey, besonders wenn die Erzählung von so schönen Lippen kam, wie Rosa's waren; aber tiefer über die Sache nachzudenken, oder ihr mehr als einige flüchtige Augenblicke eines launischen Edelmuths zu widmen, das hätte gegen seine Natur gestritten und war nicht denkbar. Ehe daher das zweite Punschglas geleert war, hatte er Mannerstedt, die Dachkammer und alles Elend auf der Welt, sein eigenes ausgenommen, durchaus vergessen.

Endlich versammelten sich die Gäste um den langen reichen Tisch, wo das stürmische Geplauder, das Gelächter und das Geräusch mit den Weihnachtsgeschenken verbunden, mit den lärmenden Freudeausbrüchen der jüngeren Familie einen höchst harmonischen Einklang bildeten, der jedoch in Rosa's Herzen schneidende Dissonanzen hervorrief. Vor ihr auf dem Tische lag ein hoher Berg von größeren und kleineren Geschenken. Die kostbarsten waren offenbar von dem Professor, obwohl die Ueberschriften nicht von seiner Hand waren. Auch ein großes Paket an Herrn Franz Mannerstedt war dabei. Dies konnte nicht von dem Hause des Kommerzienraths herrühren, denn die kleinen Präsente, die dessen Mitglieder dem Kandidaten bestimmt hatten, wurden aufgespart, bis er sich wieder bei ihnen sehen ließe. Es kam also von einer fremden Seite, und erweckte sowohl bei den Leuten des Hauses, als bei den Gästen, Verwunderung und Vermuthungen.

„Ich werde es in meine besondere Verwahrung nehmen," sprach die Kommerzienräthin; „und ich weiß, daß es der arme Junge am liebsten aus meiner Hand nimmt, wenn er sich wieder auswagt."

Niemand wollte oder durfte die etwas eigenmächtige Handlung und höchst eigenliebige Vermuthung der Kommerzienräthin bestreiten. Alle waren ihrer Ansicht und dabei blieb es. Als man vom Tische aufgestanden war, trennte sich die Versammlung. Die Herren und Damen verbeugten und verneigten sich, machten Komplimente drunter und drüber, und dankten unendlich für den so angenehm und vortrefflich hingebrachten Abend. Die Kommerzienräthin sagte: „Ei bewahre! nicht so viele Umstände, meine Freunde! Um alles in der Welt, es ist hier nichts zu danken. Sie haben sich ja selbst unterhalten müssen."

Der Großhändler streckte ein paar Finger seiner Hand aus, und nickte würdevoll mit dem Kopfe. Endlich waren alle Pflänzchen eingehüllt, und die ganze Ge-

sellschaft in Schlitten und zu Fuß befand sich auf dem Heimwege.

„Gott sey Dank!“ rief Madame Widen aus, indem sie lang und tief Athem holte, und sich auf den Sopha warf, „Gott sey Dank, daß man endlich frei athmen kann! Sie sind entsetzlich, diese Familien-Abende! Es ist ein Glück, daß wir nicht viele dieser Art im Jahre haben, sonst würde man es nicht aushalten können; denn es ist im höchsten Grade ermüdend, zur Rechten und zur Linken lächeln zu müssen, wenn man sich vor Langerweile zu Tode gähnen möchte; doch für Dich, mein lieber Ferdinand, war es noch etwas Neues. Du hast ja früher nie das Glück oder Unglück gehabt, einen Weihnacht-Abend so hier in der Familie zuzubringen.“

„Nein, nicht gerade hier,“ antwortete der Kapitän lächelnd; „aber ehedem kam Onkel Borgensköld mit den seinigen jeden Weihnachtabend zu dem Professor, und das waren dann wahre Festabende. Aber sie sind vorbei um nie wiederzukehren,“ setzte er mit einem leichten Seufzer hinzu, als er jener verschwundenen Tage gedachte, wo auch er an wahre Glückseligkeit geglaubt hatte.

„Freilich, freilich,“ sprach die Kommerzienräthin, da sie es für nöthig oder schicklich hielt, doch etwas zu sagen. „Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß der Professor auf immer mit seinem Bruder gebrochen habe, und daran glaube ich wirklich, — obwohl es immer schwer ist, in einer solchen Sache ein Urtheil zu fällen, — daß er wohl that. — Du mußt Dich selbst um so mehr an ihn machen, mein bester Ferdinand! Ich bin überzeugt, daß Dein Onkel, der Ehrenmann, sehr viel Zärtlichkeit für Dich hat, oder wie? Was meinst Du selbst, ist es nicht so?“

„O ja, Etwas davon glaub' ich sicher,“ entgegnete der Kapitän, „aber leider nicht viel! Seine Zärtlichkeit ist jedoch einem würdigeren Gegenstande gewidmet, den ich zu sehr liebe, um ihn zu beneiden. Er versicherte

mich vor ein paar Tagen mit einer an ihm ungewöhnlichen Rührung, daß er Rosa unendlich schätze, daß sie in seinen Augen ein wahrer Edelstein sey, und daß, so lange er selbst einen Bissen Brod habe — das waren seine eigenen Worte — er ihn mit ihr theilen wolle."

Während Kapitän Ferdinand seine Citationen auseinander setzte, klärte sich das Antlitz der Kommerzienräthin zum vollen Glanz einer prächtigen Sonnenblume auf. Der Kommerzienrath legte die Pfeife auf das Kamin, und lauschte mit gespanntem Interesse.

„Ach, die edle hochsinnige Seele," rief Madame Widen entzückt aus, „wie schön und doch wie einfach ausgedrückt! daß er Rosa'chen so liebt! Nun, nun, sie verdient es auch in Wahrheit, sie ist die Güte und Sanftmuth selbst; so bescheiden und doch so verständig. Ja, der Professor hat immer recht gehabt! Er war immer ein Mann von feinem Urtheil und scharfem Blick. Sie ist, wie er sagt, ein wahrer Edelstein. Ja, sie ist ein Engel, das liebe Kind. Obwohl ich ihre Mutter bin, so darf ich es doch gestehen, wenn sie es nicht hört. Sehen Sie, legt sie nicht oft wie eine junge zärtliche Mutter ihre kleinen Geschwister zu Bette, und bringt sie mit ihren freundlichen Mährchen zur Ruhe, wenn Niemand anders mit den kleinen, wilden Jungen fertig wird. Wenn ich dann die Sorgfalt für alle Wesen sehe, welche sie umgeben, so denke ich immer, wie gut sie dazu passen würde, die kostbaren Tage des alten Mannes zu pflegen; denn was uns Weiber betrifft, so sind ein für allemal Liebe und Entsagung Bestandtheile unserer Natur. Und es ist sicher, daß Du ein vortreffliches Weib bekommst!"

„Ach, meine beste Tante, daran hab' ich nie gezweifelt," versicherte Ferdinand. „Ich habe nur Einen Wunsch, nämlich den, daß mir dieses Glück bald zu Theil werde. Ich betheure, daß ich mich außerordentlich nach diesem Zeitpunkt sehne, und daß ich durch mein neues Verhältniß ein ganz anderer Mensch geworden bin.

All die Vergnügungen, welche bisher Werth für mich hatten, verschwinden jetzt, wenn ich nach ihnen greifen will, wie leere Dünste. Ich fühle immer mehr, daß von nun an nur unter den friedlichen und schützenden Palmen des häuslichen und ehelichen Lebens mein Glück erblühen kann."

„Ach Du Schalk!" lächelte die Kommerzienräthin anmuthig und schlug ihn mit ihrem gestickten Nastuch auf die Wange. „Aber, in allem Ernst," setzte sie hinzu, „ich seh' gerade kein Hinderniß gegen die Erfüllung Deines Wunsches, oder was meinst Du, Widen, mein Alter? könnte man nicht die Hochzeit auf Deinen Geburtstag, den 20. Februar, festsetzen?"

„O ja gewiß," meinte der Großhändler, „das wäre keine Unmöglichkeit; aber wir müssen doch zuerst wissen, woran wir sind. Eine Hochzeit will etwas anders heißen, als eine Verlobung. Als Verlobte, können junge Leute lange ohne Sorgen herumgehen; aber sich verheirathen, heißt die Sorgen sich zu Gaste bitten, wenn sie nicht zum Voraus vollkommen aus dem Wege geschafft sind. Dies ist meine Ueberzeugung, und deßhalb will ich zuerst einen schriftlichen Zeugen von der edlen Denkungsart des Professors in Ferdinands oder meiner Tochter Händen sehen. Nicht, weil ich jene bezweifle, aber weil es meine Pflicht als Vater erfordert, auf alle mögliche Fälle hin, dies schon vorher bereinigt zu sehen. So wie dies aber in gehöriger Ordnung ist, bin ich bereit, das Aufgebot ergehen zu lassen, sobald Du es nur wünschest, mein lieber Ferdinand, und setze hinzu, daß, je eher dies geschieht, es mir desto lieber ist."

Hiebei reichte der Kommerzienrath dem Kapitän die Hand. Dieser sah sich genöthigt, den Wink zu beachten, küßte seiner künftigen Schwiegermutter die hingestreckten Fingerspitzen, bat sie, Rosa herzlich von ihm zu grüßen, und eilte nach Hause, das Herz voll neuer Bekümmernisse, die der Eigensinn des Kommerzienraths in ihm

erzeugt hatte, und den Kopf schwindelnd von geformten und formlosen Gedanken. Aber alle diese bekamen eine neue und düstere Richtung, als er auf seinem Tische ein kleines Paket mit Hilda's wohlbekannter Ueberschrift gewahrte. Dunkles Feuer blitzte in seinem Auge, da er es öffnete und fand, daß sie ihm das seinige unerbrochen zurückgesandt hatte. Seit ihrer Kindheit hatten sie die Gewohnheit beibehalten, einander an diesem Abend, wo so manches Herz die Wünsche des andern glücklich erräth, kleine Beweise ihrer freundlichen Neigung zu geben. Sie wollte also nicht einmal als Cousine einen unbedeutenden Beweis seiner Aufmerksamkeit annehmen. Das war hart, und erweckte bei Ferdinand ein Gefühl, das einer tiefen, unverfälschten Betrübniß glich. Er hatte nicht feine Beurtheilungskraft genug gehabt, um einzusehen, daß Hilda, nachdem was vorgefallen war, nicht wohl bei ihrem Charakter anders handeln konnte. Das Feuer brannte hell im Kamine, Ferdinand drückte einen leichten Kuß auf die Ueberschrift des Umschlags, und warf es nebst seinem eigenen Paket in die Flammen.

10.

Das Paket. — Prophezeihungen. — Eine kleine Scene im Vorzimmer. — Unterredung zwischen den Verlobten.

Am Christtage war ein starkes Schneegestöber, und da man im Hause des Kommerzienraths keine Gesellschaft hatte, und auch selbst nicht ausgebeten war, so vergrößerte sich die Unbehaglichkeit der Stimmung noch durch die des Wetters. Man hatte Langeweile, und gähnte unbarmherzig. Der Kapitän hatte bei einem seiner Vorgesetzten zu Mittag gespeist, und sollte dort bis Abend

bleiben. Die Familie war also ganz allein. Der Großhändler spielte Patience, und ärgerte sich, daß es nie ausgehen wollte, so scharfsinnig er auch über jede einzelne Karte und ihre mögliche Bedeutung nachsann. Die Kommerzienräthin blätterte in dem Magazin für Kunst, Neuigkeit und Moden; Rosa präludirte auf ihrem Piano und war über einem Lieblingsstücke her, die Knaben spielten an einem Ecktische, und die Mädchen kleideten ihre Puppen um.

Jetzt scharrte etwas im Oehrn. Rosa schwieg plötzlich, und ihr Herz begann mit einer Heftigkeit zu klopfen, die ihr, jeden weitern Gesang unmöglich machte; denn es benahm ihr oft den Athem. Eine, zwei, drei, ewige Sekunden, von der übrigen Gesellschaft nicht einmal bemerkt, schlichen in tödtlicher Langsamkeit hin. Endlich öffnete sich die Thüre, und Mannerstedts hohe Gestalt zeigte sich auf der Schwelle; ein willkommener Wechsel in der langweiligen Einsamkeit.

„Ach, ums Himmelswillen!“ rief die Kommerzienräthin, und warf Kunst, Neuigkeiten und Moden in das andere Sophaeck, „ist Er es, Herr Kandidat, Er kommt gerade recht! Wir sind heute Abend ohne Gesellschaft und der Herr ist uns höchst willkommen. Aber mein Gott, wie hat Er es wagen können, Herr Mannerstedt, unter diesen Umständen auszugehen, da Er ja noch heute Morgen im Fieber lag, und wie wir hörten, recht übel daran war?“

Mannerstedt verbeugte sich tief, und erwiederte: „Allerdings habe ich mich nicht wohl befunden; aber es war eigentlich nur die Seele, welche litt; und da nun Nachmittags alle Zeichen des Fiebers verschwunden waren, so wollte ich hinausgehen, um frische Luft zu schöpfen, was, wie ich wußte, mir gut thun würde, und zugleich der Herrschaft meine Aufwartung machen und meinen lebhaften und unbegrenzten Dank für das ganz unverdiente Wohlwollen abzustatten, dessen ich mich von Ihnen zu erfreuen hatte.“

„Das will nichts heißen, durchaus nichts, mein lieber Mannerstedt," erwiederte die Kommerzienräthin verbindlich. „Wir beklagen von Herzen den Verlust, den der Herr erlitten hat. Aber so ist der gewöhnliche Gang des Lebens; man muß sich darein finden; denn trauern, wenn es einmal geschehen ist, sage ich immer, dient zu Nichts."

Stumm verbeugte sich Mannerstedt bei diesen oberflächlichen Trostgründen, und wandte sich, um auch den Kommerzienrath zu begrüßen, der nur flüchtig von den Karten aufsah, und ihm zunickend, sprach: „Beklage, Herr Mannerstedt, beklage recht sehr, aber entschuldige Er, ich bin so von der Patience in Anspruch genommen! Der Herr muß sich an die Frauenzimmer halten. Ich glaube, sie sind froh, etwas Gesellschaft in ihrer Einsamkeit zu bekommen."

Nach diesen Worten wandte der Großhändler seine Aufmerksamkeit ganz und gar auf die Karten, und jetzt kam die Reihe des Begrüßens, an Rosa.

Franzens unvermuthete Ankunft, die sie nicht zu hoffen gewagt hatte, hatte ihr das Blut in frischen Rosen auf die Wangen gejagt; aber glücklicherweise bekam sie während der langen Rede der Mutter, hinlänglich Zeit, um sich etwas zu sammeln; und als nun Mannerstedt, bleich und niedergeschlagen, mit tiefer und stiller Schwermuth in dem dunklen Blicke sich nahte, reichte sie ihm die Hand und sprach leise: „Von ganzem Herzen nehme ich an Ihrem Kummer Antheil, guter Mannerstedt! Ich weiß, wie sehr Sie die Hingegangene liebten; deßhalb weiß ich auch, wie Sie sie betrauern. Aber Ihre Seele ist stark; ich glaube und hoffe, daß sie nicht unmännlich untersinken wird, nachdem nur der erste so natürliche Schmerz seinen Tribut erhalten hat."

In Rosa's Stimme lag eine weit tiefere und wärmere Theilnahme als in den Worten selbst. Sie drangen auch tief in Mannerstedts Herz und ein paar Sekunden lang wagte er es ihre Hand in der seinigen zu drücken,

als er antwortete: „o nein, gute theure Rosa! Seyen Sie überzeugt, daß, wenn der Kampf auch noch so schwer ist, ich doch siegen werde.“

„Ei, ei! aber Rosa was denkst Du!“ rief die Kommerzienräthin, die nicht hören konnte, was sie sprachen, der es aber vorkam, als ob es gar zu empfindsam aussehe. „Du sollst Herrn Mannerstedts Wunden nicht aufreißen. Sie werden noch genug schmerzen. Komme Er daher, Herr Kandidat, und setze Er sich zu mir; ich habe Ihm bessere Trostgründe zu bieten. Ein unbekannter Freund des Herrn Mannerstedt schickte am Weihnachtsabend ein Packet hieher, und ich behielt mir vor, es selbst in Herrn Mannerstedt's Hände zu überliefern. Karolinchen, mein Engel, lege die Puppe hinweg, und geh' in Mamma's Kabinet, und bringe das große Packet her, das auf dem Divantische liegt.“

Karolinchens widerstrebende Finger ließen nach ein paar erneuerten: „Beeile Dich, mein Engel!“ die schöne Puppe fahren, und nach einer kleinen Pause kam sie mit dem bezeichneten Artikel zurück.

„Ich danke Dir, liebe Karoline,“ sagte die Mamma und küßte die Kleine auf die Stirne. „Ist sie nicht ein liebliches Kind und so gehorsam!“ wandte sich Madame Widen an Mannerstedt. „Ja sehr hübsch und lieb,“ antwortete Franz und hoffte, so die Sache los zu werden. Aber die Kommerzienräthin fuhr in vertraulichem Tone fort, und lehnte sich dabei vorwärts, so daß es das Aussehen einer wichtigen Mittheilung bekam: „Ich habe gerade darüber nachgedacht, daß wir mit dem Singunterricht der kleinen Karoline beginnen könnten. Sie muß bei Zeiten die Noten kennen lernen, denn hat sie nicht eine herrliche Stimme, so weich, so süß und klangvoll?“

Hätte Mannerstedt jetzt mit Ja geantwortet, so wäre er der Wahrheit, die ihm stets heilig war, zu nahe getreten. Er wagte deshalb nur sehr vorsichtig die Ansicht zu äußern, daß man die Anlagen eines Kindes so frühzeitig noch nicht mit Gewißheit beurtheilen könne. —

Bei einer andern Gelegenheit würde die Kommerzienräthin dies sehr ungnädig aufgenommen haben; jetzt hingegen mußte sie es hingehen lassen, wenn sie an Franzens Kummer dachte, der ihn natürlich gegen seinen Willen alles in einem trüben Lichte sehen ließ, und an das noch uneröffnete Packet. Dadurch ward ihre Neugierde gestillt, und sie konnte zugleich einen Beweis ihrer edlen und erhabenen Denkungsart geben, indem sie that, als merkte sie nicht, daß er in seinem Schmerz eine andere Ansicht als sie gehabt habe. Dem zufolge trat das halbverschwundene anmuthige Lächeln wieder auf ihre Lippen und war milder und anmuthiger als je, als sie sprach: „Darüber können wir nachher reden, sehen Sie nur, was das hier enthält!“ Sie reichte ihm das Packet hin.

Die Wahrheit zu sagen, so hätte Mannerstedt weit lieber damit gewartet, bis er in seiner einsamen Kammer gewesen wäre; aber die Kommerzienräthin würde dann ernstlich böse geworden seyn, und Franz meinte, er dürfe nicht so undankbar seyn, und sich nach so vielen Beweisen ihrer gnädigen Güte ihren Zorn zuziehen. Während Mannerstedt über diesen kitzlichen Umstand hin und her sann und gedankenvoll das Packet herumwendete, rief die Kommerzienräthin ihrer jüngsten Tochter zu: „Josephinchen, mein Püppchen! Bring die Scheere her, mit der Du zuschneidest!“

Das Püppchen war ein Wunder von Gehorsam, sie kam im Augenblick; die Mamma nahm die Scheere und sagte: „so!“ wobei durch eine rasche Bewegung ihrer eigenen edlen Hand die Schnur auseinander sprang. Es versteht sich von selbst, daß Mannerstedt pflichtschuldigst sagte: „Ich danke gehorsamst, meine gnädige Frau Kommerzienräthin!“ und das Papier ward eröffnet. Noch ein paar Umschläge fanden sich darum; aber endlich waren alle Hindernisse beseitigt, und der feinste, allerschönste schwarze Anzug zeigte sich ihren Blicken. Als Madame Widen ihn in größter Hast herausnahm, um sich zu überzeugen, daß es ein ganzer Anzug war, was sie auch zu

ihrer Befriedigung sogleich fand, fiel ein zusammen gelegtes Papier nieder, worauf geschrieben stand: „Nehmen Sie so vorlieb von einem Freunde des Fleißes und der Redlichkeit.“ In dem zusammengefalteten Papiere lagen zwei Banknoten, jede von fünfzig Reichsthalern. Stumm hielt Mannerstedt das Papier in seiner Hand; eine Thräne der reinsten Dankbarkeit perlte in seinem Auge, und wir sagen nicht mehr als die strengste Wahrheit, wenn wir versichern, daß die Ueberzeugung, es gäbe wirklich einen Menschen von so edler und uneigennütziger Denkungsart, und er sey so glücklich gewesen, die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu ziehen, Franzens Herz mit weit froheren und süßeren Empfindungen erfüllte, als der Besitz der Vortheile, welche ihm der unbekannte Wohlthäter zugedacht hatte.

„Widen, mein Schatz, Rosachen! Mein Gott, unser armer Mannerstedt hat Ursache sich zu freuen, sehet dieses Kleid, sehet, seht!“ — und die Kommerzienräthin hob den Anzug empor, nahm die Papiere aus Mannerstedts Hand und reichte sie ihrem Manne hin. Aber Alles das, obwohl vollkommen unpassend, hatte doch einen solchen Anstrich von wahrem Wohlwollen, was es auch auf Madame Widens Art war, daß es Franz ohne allen Widerstand geschehen ließ. Rosa sah fast nur auf die geschriebenen Zeilen. „Was meinst Du, mein Engel?“ fragte die Kommerzienräthin. „Du kennst wohl die Hand? Es würde mich sehr freuen, wenn ich erfahren würde, woher es kommt. Hast Du sie früher gesehen, liebe Rosa?“

„Nein, ich kann mich nicht erinnern,“ antwortete sie langsam. Aber Mannerstedt, der ihren Bewegungen gefolgt war, meinte zu finden, daß sie es nur deshalb vermied, ihren Gedanken auszusprechen, um den Namen des Gebers nicht dadurch zu entweihen, daß sie ihn den verschiedenen Meinungen preis gab.

„Ja, es mag nun seyn, wer es will,“ sagte Madame Widen, „so ist das Kleid charmant!“ — Sie rieb es zu besserer Versicherung prüfend mit den Fingern.

„Ganz vorzüglich fein, davon kostet die Elle wenigstens zwölf Reichsthaler.“

„Und eine solche Beilage,“ fiel der Kommerzienrath ein. „Er hat Grund, mein lieber Kandidat, seinen glücklichen Stern zu preisen.“

Als die Gesellschaft den Thee getrunken hatte, ging der Großhändler auf sein Zimmer, um die Zeitungen zu lesen, deren Ankunft wegen der schwierigen Beschaffenheit der Wege seine Geduld bis an den Abend prüfte. Die Kinder versammelten sich um die Fragmente des Christbaumes, der jetzt in das Zimmer der Jungfer versetzt worden war; und nachdem die Kommerzienräthin ihre fast unerschöpfliche Gesprächsquelle vor dem gefühllosen, nur von Wehmuth beherrschten Mannerstedt ausgeleert hatte, stand sie auf und ließ sich herab einen kleinen Besuch im Zimmer ihrer Haushälterin, der Frau Bern, zu machen. Zwar hatte sie des Scheins wegen, einige Befehle für den morgenden Tag zu geben, aber ihr eigentlicher Zweck war, dieser ihrer vertrauten rechten Hand mitzutheilen, was das Packet an Mannerstedt enthalten habe, und zu versuchen, obwohl ihr Scharfsinn entdecken könnte, wer dieser Freund von Fleiß und Redlichkeit war.

Das Zimmer der Frau Bern war einfach und sauber. Sie saß in dem kleinen, altmodischen runden Sopha, einem Meuble, das sie wegen seiner Bequemlichkeit aus dem alten Gerumpel auf der Bühne herausgesucht hatte. Vor dem erwähnten Sopha stand ein kleiner, viereckiger, blaugemalter Tisch, und auf diesem lag in bunten Reihen das alte getreue Kartenspiel der Besitzerin. Diesem zur Seite waren aufgepflanzt: die Kaffeeschale, die Tabaksdose, die Bisambüchse in Form eines Herzes, ein Ueberbleibsel von Anno 68, die Postille, das Psalmbuch und das Nastuch.

Die Kommerzienräthin, die in gewissen Fällen sehr herablassend war, nahm ihr gegenüber Platz, und nachdem sie der Frau Bern Alles auseinander gesetzt und

diese versprochen hatte, ihr Möglichstes zu thun, um bis morgen Abend die Sache aufzuklären, setzte die Kommerzienräthin hinzu: „sehen Sie einmal nach, Frau Bern, wie heute Abend die Karten für unser Haus liegen. Ich habe wie gewöhnlich das carreau, geben Sie Rosa coeur und so mag der Ergötzlichkeit halber der Candidat das trèfle in Besitz nehmen.“

Frau Bern schob die Kaffeeschale hinweg, nahm eine Prise, roch an ihrer Bisambüchse, mischte und ließ die Kommerzienräthin abheben. Bald war unter ernstem und bedeutungsvollem Schweigen das große carreau mit all seinen Reichen ausgelegt. Die Seherin schnupfte noch einmal und hustete. Madame Widen sagte: „Nun!“

„Da sehen Sie,“ begann Frau Bern, „ist es nicht accurate so, wie es schon mehreremal, ja den ganzen Winter über sich gestaltet hat? Ein entsetzliches Wesen im Hause, Schmausereien und Fremde ohne Ende, und Alles rührt von einem blonden, wie es scheint, ältlichen Herren her. Es ist also klar, daß hier nicht von einer Hochzeit die Rede ist; denn der Kapitän ist noch zu jung und dazu braun. Zudem sieht es durchaus nicht einer Hochzeit gleich, nach allem, was ich sehen und beurtheilen kann. Leider scheint es, als ob eine große Trauer und Stille auf das Geräusch folgen werde. Sehen Sie hier, die gnädige Frau kann selbst nachzählen, dort liegt trèfle Aß; das ist das Haus 1. 2. 3. 4. und so weiter; da haben wir die neunte und dort die dreizehnte Karte. Wahrlich, so wahr ich Brita Lisa heiße, hier gibt es eine Art Trauer, das sag ich, aber es scheint mir weder Krankheit noch Todesfall zu seyn. Worin das Unheil besteht, kann ich nicht recht entwirren, aber es wird etwas Wichtiges seyn. Für die gnädige Frau liegen die Karten ganz prächtig. Da zunächst hier herum Kaffee-Visiten ohne Ende und eine frohe und angenehme Neuigkeit nebst einer dunklen Waare. — Fräulein Rosa liegt heiter und froh in den Karten; aber, mein Gott, wie finster schaut der Kapitän um sich! Was, ums Himmels-

willen, mag das Alles seyn? Ja, ja, ich will gerade nichts sagen; aber — es ist hier doch sehr sonderbar, und nichts will sich in Beziehung auf ihn und das Fräulein zusammenmachen. — Der blonde Herr — es ist dumm, von so etwas zu sprechen — aber es sieht aus, als ob er dazwischen trete. — Was übrigens klar zu seyn scheint, ist, daß so bald keine Hochzeit im Hause vor sich gehen wird."

Die Kommerzienräthin schien keinen großen Geschmack an den Neuigkeiten zu finden, welche Frau Bern ihr auftischte. Sie seufzte einmal über das andere, blieb jedoch, gefesselt von dem mystischen Reiz der edlen Kunst, sitzen.

„Herr Mannerstedt," nahm Frau Bern wieder das Wort, „liegt vor einem großen, jedoch noch entfernten Glück. Sehen Sie hier!" Und sie begann wieder zu zählen. „Nach der Trauer kommen sonnige Tage. — Wahrhaftig, die Zukunft des artigen Burschen liegt hell und heiter vor mir, doch dürfte er wohl noch einen mit Dornen und Disteln besetzten Weg wandern müssen, ehe er dahin gelangt. — Jetzt will ich die Karten zusammenthun, und sehen, ob sie das nächstemal nicht besser liegen."

Hiemit getröstet, setzte sich die Kommerzienräthin wieder in eine bequemere Lage, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ihr Auge jeder neuen Karte.

Inzwischen war Franz und Rosa allein im Vorzimmer geblieben. Sie saßen einige Augenblicke still, ohne aufzusehen. Endlich sagte er: „Darf ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, ob Fräulein Widen die Hand kennt, welche diese Zeilen geschrieben hat," — er hielt ihr das Papier hin.

„Ja wohl kenne ich sie," antwortete Rosa, „und nur Ihnen will ich den Namen des edlen Mannes anvertrauen. Die Hand ist die des Professors Ling. Als ich mich vor ein Paar Tagen in seinem Arbeitszimmer befand, sah ich seine Handschrift, und betrachtete sie genau."

„O, ist es möglich," rief Franz mit freudiger Rührung, „daß der alte Gelehrte mir einige Aufmerksamkeit geschenkt hat? Ich habe nachher oft daran gedacht, daß mich sein Auge am Abende Ihres — Ihres Verlobungstages, Fräulein Widen, mit Wohlwollen betrachtete; aber nie wagte ich, zu glauben, daß ich in ihm einen so großen Freund und Wohlthäter besitze. Glauben Sie, daß er den Ausdruck meiner innigen Erkenntlichkeit übel aufnehmen würde?"

„Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen in diesem Falle rathen soll; sein Charakter ist höchst eigen, obwohl durchaus edel. Man kann deshalb nicht so recht wissen, wie er es aufnehmen würde. Aber dennoch scheint der Umstand, daß er selbst den Umschlag überschrieben hat, der Vermuthung Raum zu lassen, daß er es Herrn Mannerstedt nicht unmöglich machen wollte, den Namen des Gebers zu entdecken. Ich glaube daher, daß der Herr am besten daran thut, hinzugehen."

„Dann soll es auch geschehen," versetzte Franz lebhaft. „Wie er es auch aufnehmen mag, so habe ich dann doch meine Pflicht erfüllt. Ist er förmlich und kalt, so werde ich mich kurz fassen. O, ich werde wohl den rechten Ton finden, das hoffe ich mit Gottes Hülfe; versuchen muß ich es wenigstens."

Nach diesen Worten Mannerstedts trat wieder ein Stillschweigen ein, das weit quälender war, als das erste, denn damals wußte man bestimmt, wovon man sprechen sollte und wollte. Jetzt dagegen wußte unser junges verlegenes Paar keines von beidem; aber daß sie doch etwas auf dem Herzen hatten, das war klar. Der Gedanke an die kurze Zeit, wo sie noch auf eine solche Freiheit, wie die gegenwärtige, rechnen durften, erweckte inzwischen bei Rosa den Muth, zur Sache zu kommen, sie ging auf das Piano zu, öffnete eine Lade darin und nahm ein Packet heraus, bei dessen Anblick Mannerstedt eine ganz andere Bewegung fühlte, als er bei jenem erstern empfunden hatte.

„Es ist so unendlich unbedeutend," sagte Rosa, indem sie es ihm hinreichte; „aber ich habe jeden Stich darauf selbst genäht."

Hastig, mit flammenden Wangen und blitzenden Augen nahm Mannerstedt den Umschlag ab, und drückte das Portefeuille, das wir schon früher in Rosa's Händen gesehen haben, an seine Lippen. Die damalige Inlage war jedoch jetzt herausgenommen. Mannerstedt betrachtete die Stickerei auf der einen Seite desselben, und wie schwellte nicht sein Herz von seligen Gefühlen, als sein Blick auf jene Scene traf, wo er das Pferd hielt, während Rosa aus der Droschke sprang. Franz wagte es nicht, in diesem Augenblicke die Geberin zu betrachten; er wandte das Portefeuille, und auf dem dunkeln Grunde desselben stand nur das einfache Wort: Dankbarkeit!

„O Rosa," stammelten seine Lippen, und sein Blick suchte den ihrigen, „Dankbarkeit gegen mich, der Ihnen für die wenigen lichten und seligen Stunden, die ich hier verlebte, ja für die süßesten meines Lebens zu danken hat! Und dieses Leben," setzte er hinzu und faßte Rosa's Hand, „gäbe ich gerne für diesen Augenblick! O Rosa, daß Sie mich so unaussprechlich glücklich machen wollten!"

„Warum sollte ich es nicht wollen, guter Mannerstedt?" erwiederte sie mit dem holdesten Lächeln, zog jedoch dabei sachte ihre Hand zurück, „zumal da Sie so Weniges glücklich machen kann? Sie wissen, daß ich Ihre gute theilnehmende Freundin bin, und es immer seyn werde, obwohl das Verhältniß, das ich eingegangen habe, vielleicht verursachen mag, daß wir einander weniger oft sehen dürfen. Mein Wohlwollen und meine warme Theilnahme an Ihrem Schicksal wird jedoch stets sich gleich seyn; verlassen Sie sich darauf."

„Was kann ich mehr begehren?" sagte Mannerstedt, und ungeachtet der Glückseligkeit, die sein Herz durchströmte, entfuhr ein Seufzer seinen Lippen. „Ich habe nicht einmal so viel zu hoffen gewagt. O, in Rosa eine Freundin zu besitzen, jetzt, wo ich so ganz allein bin, wo

sich mein Herz so innig darnach sehnt, zu wissen, daß es ein Wesen auf Erden gibt, das einen Gedanken, einen freundlichen Wunsch, ein theilnehmendes Gefühl für mich hat, das ist viel, und meine Seele ist von der reinsten Dankbarkeit für dieses Glück erfüllt."

Er schwieg; auch Rosa war stille. Ihre Gefühle waren zu mächtig, um sich in der einzigen Sprache, die ihnen erlaubt war, äußern zu können, und es war ein Glück, daß sich in diesem Augenblicke ein Paar von den Kindern einfanden, um Schwester Rosa um die Schlichtung eines Streits zu bitten, der zwischen ihnen entstanden war. Etwas später kam die Kommerzienräthin. Man konnte es ihrem strahlenden Gesichte ansehen, daß sich das Glück in den Karten gewendet, oder auch daß Frau Bern aus Mitleid für die Betrübniß der gnädigen Frau die Trauer in Freude umgewandelt hatte. Dies ist jedoch etwas, was wir nicht wissen können; jedenfalls aber war die Kommerzienräthin in ihrer gewöhnlichen liebenswürdigen Laune. Doch hatte sie den Befehl gegeben, das Abendessen frühzeitig zu serviren, um dem langweiligen Tage ein Ende zu machen.

Als Mannerstedt fort war, und Mamma, Papa und die kleinen Geschwister sich zur Ruhe oder wenigstens in ihre Schlafzimmer begeben hatten, setzte sich Rosa an das Piano, da sie sich nicht vor der gewöhnlichen Zeit niederlegen wollte; aber ehe noch ihre Finger die Tasten berührt hatten, fiel ihr ein zusammengebundenes Papier in die Augen. Unter heftigem Herzklopfen machte sie es auf, es waren die Musikalien, die Mannerstedt ihr zugedacht hatte; aber zu schüchtern, um sie selbst zu übergeben, hatte er sie vor seinem Weggehen an einen Platz gesteckt, wo er wußte, daß die, für welche sie bestimmt waren, sie bald finden würde. Rosa erkannte mit überströmender Freude die kleinen seelenvollen und herrlichen Lieder, welche Mannerstedt aus seinem eigenen reichen Herzen geholt hatte. Sie probirte sie sogleich, und die Lust, die sie dabei empfand, war namenlos. Erst lange

nach Mitternacht, schloß sie das Piano, legte ihre Noten zusammen, und nahm sie mit sich, um die Worte noch einmal auf ihrem Zimmer zu durchlesen.

Am folgenden Mittag, als man bei Tische saß und sowohl der Kapitän als auch Mannerstedt zugegen waren, sagte der Erstere zur Kommerzienräthin: „Helfen Sie mir doch Rosa überreden, beste Tante, daß sie dem Ball heute Abend beiwohnt; ich bin in Verzweiflung, wenn Sie meinen Wunsch nicht achtet.“

„Will Rosa nicht auf den Ball gehen?“ fragte Madame Widen verwundert. „Was ist denn das für ein Eigensinn? Du bist ja gesund, und dann muß ein junges Mädchen an einer solchen Gelegenheit Vergnügen finden, wenn sie nicht eine sonderbare Ausnahme machen will.“

„Das will ich gewiß nicht,“ versicherte Rosa; „aber ich habe den ganzen Tag an heftigem Zahnweh gelitten und die Schmerzen würden sich verdoppeln, wenn ich mich so dünn kleiden müßte, wie es für einen Ball erforderlich ist. Und das Tanzen selbst würde ganz unerträglich für mich seyn.“

„Zahnweh!“ sagte die Kommerzienräthin und rümpfte die Nase. „Hättest Du Kopfweh gesagt; so würde ich es für sehr glaublich gehalten haben, denn Du phantasirtest meiner Treu heute Nacht recht artig auf dem Piano. Ich meinte, ich könnte gar nicht einschlafen, und wünsche im Ernst, daß dergleichen Schwärmereien Dich nicht öfter heimsuchten; denn in diesem Fall müßten wir das Instrument umquartiren.“

Die Kommerzienräthin war offenbar sehr erzürnt, da dies einer der wirklichen wenigen Fälle war, wo Rosa Verweise hinnehmen müßte. Sie saß indessen still mit gesenkten Augen da, und eine glühende Röthe bedeckte sie bis an die Schläfe.

Bei den ersten Worten, welche Madame Widen über das Piano und das Phantasiren äußerte, hatten Mannerstedts und Rosa's Blicke einander begegnet. Ein un-

gewöhnliches früher nie empfundenes Feuer flammte in seinem Auge und eine heftige Röthe übergoß seine Wangen, als er sah, wie Rosa mit allen Zeichen einer tiefen und ungewöhnlichen Bewegung hastig ihr schönes Auge niederschlug, anstatt wie früher frei und freundlich in das seinige zu schauen. Namenlose Gefühle stürmten in diesem Augenblicke in seinem Busen und wollten mit Gewalt einer Hoffnung den Weg bahnen, welche seine Vernunft und seine Schüchternheit mit gleicher Kraft zurückwarfen. Und er wünschte selbst jetzt, in dem aufgeregten Gefühl, in dem er sich befand, jene Hoffnung möchte nur ein Wahn seyn. Es war indessen ein Glück, daß Niemand auf Mannerstedt sah. Alle Blicke waren auf Rosa gerichtet, deren glühende Wangen man natürlich der ungewöhnlichen Strenge der Mamma zuschrieb.

Endlich erhob der Großhändler mit hausväterlicher Würde seine Stimme: „Liebe Brigitte Marie, Du bist zu streng. Du hast vergessen, wie Du selbst in Deinen jungen Tagen gewisse kleine Launen hattest; das ist nun einmal allen Mädchen eigen, und Rosa's Zahnweh dürfte sich wohl bis auf den Abend geben. Wir haben noch manche Stunde bis zum Balle. Glaubst Du nicht selbst, Kind, daß Papa recht hat? Laß hören, wie?"

„Ich weiß nicht, bester Papa; aber wird es besser mit mir, so will ich gern beweisen, daß ich nicht eigensinnig bin."

„Schön, schön," sagte der Großhändler, „nun ist sie ja auf gutem Wege. Ich wußte, daß Rosa vernünftig seyn würde."

Jetzt rückte man die Stühle und versammelte sich im Wohnzimmer um den Kaffeetisch. Ferdinand nahm zur Seite seiner Braut Platz, und schien den Vorsatz gefaßt zu haben, nicht bälder zu ruhen, als bis sie ihm versprochen hätte, dem Balle anwohnen zu wollen. Bald entfernte sich der Kommerzienrath und seine Frau, um in einem guten Mittagsschläfchen Erquickung zu suchen,

und Mannerstedt nahm Abschied; denn, wenn er nicht, wie dies schon oft bei solchen Gelegenheiten der Fall gewesen war, sich der Kinderspiele annehmen wollte, so mußte er jetzt überflüssig seyn. Er wählte deshalb lieber die Einsamkeit seines kleinen Kämmerleins, um dort die Menge süßer und trauriger Gefühle zu überdenken und zusammenzufügen, die wechselweise sein Herz klopfen und beben machten; denn sie waren mit Gefahr und neuen Kämpfen verkettet. Rosa hatte es heute nicht gewagt, Mannerstedt zum Bleiben zu nöthigen, und Kapitän Ferdinand war froh, endlich einmal allein mit seiner Braut zu seyn.

„Es thut mir leid," begann er, sobald der Kandidat die Thüre geschlossen hatte, „ich bereue es aufs Tiefste, liebe Rosa, Dir einen Vorwurf zugezogen zu haben, indem ich die Sache vor Deine Mutter brachte. Kannst Du es mir verzeihen?"

„Gern," erwiederte sie," obwohl es mir lieber gewesen wäre, wenn Du es bei meiner eigenen abschlägigen Antwort hättest beruhen lassen. Ich wollte Dir den Vorschlag machen, anstatt auf den Ball zu gehen, zusammen einen Besuch zu machen, den ich schon längst hätte abstatten sollen, und wobei Du, wie ich glaube, mich mit Vergnügen begleitet hättest."

„Wo denn, meine Kleine?" fragte der Kapitän ein wenig neugierig.

„Bei Deiner Tante, Frau Borgensköld. Hilda, Deine Cousine, ist ein sehr liebliches und gebildetes Mädchen und ich sehne mich von Herzen nach ihrer näheren Bekanntschaft und Freundschaft, sofern ich die letztere verdienen könnte; auf alle Fälle ist es meine Absicht, es zu versuchen."

Kapitän Ling fuhr mit dem Tuch über das Gesicht, hustete entsetzlich, benützte sein großes seidenes Nastuch mit gewaltigem Nachdruck, sprach jedoch dann ganz gleichgültig: „Bei Tante Borgensköld, meine Kleine? Sie

und der Professor leben nicht in dem besten Einverständniß, oder vielmehr sie stehen in gar keinem. Ich weiß deshalb nicht, ob dies dienlich wäre."

„Dienlich?" wiederholte Rosa. „Ich kann es nicht von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten. Deine Cousine und ich können einander wohl begrüßen, wenn auch Deine Oheime in Uneinigkeit leben. Und es wäre höchst unrecht, wenn wir dem Professor zutrauen wollten, daß er eine so unschuldige Sache mißbilligen würde; nein, so parteiisch und eigensüchtig ist er gewiß nicht; und weißt Du, daß ich mich recht sehne, das liebe Mädchen zu treffen. Pflegst Du nicht das Haus Deiner Tante zu besuchen, Ferdinand, ich meine doch gehört zu haben, daß Du früher dort sehr oft verweiltest?"

„Ja ehemals" antwortete der Kapitän nicht ohne Rührung, „ehemals war es so, aber jetzt ist es nicht mehr; und wenn Du durchaus hingehen willst, liebe Rosa, so mußt Du mich entschuldigen, daß ich Dir dabei keine Gesellschaft leisten kann."

„Ich weiß nicht, ob ich Deine Nachlässigkeit im Besuchen als Entschuldigung annehmen darf," erwiederte Rosa lächelnd. „Das ist ja nur ein Eigensinn von Dir, bester Ferdinand, und so was läßt euch Männern auch nicht gut."

„Es ist kein Eigensinn, gute Rosa," versicherte der Kapitän, der sich gezwungen sah, ein wenig aufrichtig zu seyn, um die Sache los zu werden.

„Kein Eigensinn, ich schwör' es Dir bei meiner Ehre; sondern gewisse Verhältnisse, die zu zart sind, um sie näher zu berühren, machen es mir zur Pflicht, den Umgang im Hause meiner Tante bis auf Weiteres abzubrechen."

Verwundert und überrascht blickte Rosa ihrem Bräutigam in's Auge. Dort flammte rasch ein düsteres Feuer auf und der Ernst, der aus jedem seiner Züge sprach, bewies, daß er in diesem Augenblick weit entfernt von

allem Leichtsinn war, und also seine Aeußerung Wahrheit enthielt.

„Wenn es so ist, lieber Ferdinand," sagte sie langsam, dann will ich nicht länger darauf bestehen. Ich beklage es jedoch von ganzem Herzen, daß ein solches Verhältniß vorhanden ist. Inzwischen sehe ich auch darin nichts, das mich abhalten sollte, Hildas Freundschaft zu gewinnen. Verzeih' mir daher, wenn ich bei meinem Vorsatz bleibe, heute Abend sie anstatt des Balles zu besuchen. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß sie ebenfalls nicht dort seyn wird."

„Aber warum," wandte der Kapitän ein, „soll es gerade heute Abend geschehen? Willst Du denn meinen Bitten nicht die geringste Rücksicht schenken? Ich werde ja kein Vergnügen haben, wenn mir nicht Deine Gegenwart den Werth des Festes erhöht; und als einer der Direktoren darf ich nicht wegbleiben. Sage mir, meine Rosa, warum muß denn jeder meiner Wünsche stets auf Widerstand stoßen, da Du doch sonst gegen alle Andern so sanft, so gut und liebevoll bist!"

„Lieber, bester Ferdinand," sprach Rosa und reichte ihm mit einem freundlichen Blick die Hand, „Du sollst keinen Grund haben, Dich künftig über mich zu beklagen; aber was diesen Ball betrifft, so muß ich um Deine Nachsicht bitten. Glaube mir, daß ich gerne, wenn es mir nur möglich ist, Deinen Wünschen entgegenkomme; diesmal jedoch gibt es ein Aber. Ich will Dir sogar gestehen, daß ein besonderer Umstand meinen Widerwillen verursacht, den ich Dir jedoch nicht mittheilen kann; denn," setzte sie hinzu und sah ihm bedeutungsvoll in's Auge, „auch ich kann ja ein kleines Geheimniß haben. Aber mein lieber Ferdinand, Du darfst mir doch nicht böse seyn, versprich mir das! Ich bin wahrhaftig nicht in der Stimmung, heute Abend einen Ball aushalten zu können."

Der Kapitän küßte seiner Braut die Hand und stand auf. — „Ich will hoffen," sprach er, „daß wir

künftig mehr in Gedanken und Ansichten harmoniren. Ich habe kein Recht, Dein Geheimniß zu begehren; aber da ich Dich nicht überreden kann, so muß ich fort, denn der Rathhaussaal nimmt meine Thätigkeit in Anspruch."

Er verbeugte sich leicht und verschwand. Rosa sah ihm sorglich nach und seufzte: „ich bezweifle, daß diese Zeit kommen wird; denn mit jedem Tag überzeuge ich mich mehr, daß unsere Charaktere, Ansichten und Gefühle durchaus verschieden sind. Doch ich werde Allem aufbieten, um seine Neigung zu gewinnen, da ich einmal sein Weib werde; und wenn mir das gelingt, dann hoffe ich, können wir mit der Zeit und mit Vorsicht unsere Neigungen so viel als möglich in einem gemeinsamen Ziele vereinigen. Wenn es mir nur glückt, ihm Vertrauen zu meinen Grundsätzen und meinem Urtheil, und einigen Widerwillen gegen die oft schlimmen Gesellschaften, die er jetzt besucht, einzuflößen, so werde ich unser häusliches Leben vielleicht wenigstens zu einem freundlichen und angenehmen machen können. — — Viel Klugheit, viel Anstrengung von meiner Seite bedarf es jedoch, da uns jenes Gefühl fehlt, welches alle Pflichten erleichtert. — O Mannerstedt!" flüsterten ihre Lippen kaum hörbar, und sie stützte die brennende Wange auf die Hand, „kann ich tanzen, wo Deine Seele so von Kummer niedergedrückt ist! Nein, ach nein! Das wäre zu viel für mich gewesen, das hätte meine Kräfte überstiegen!"

Rosa wollte ihren Gedanken nicht erlauben, länger bei dem Gegenstande zu weilen, wohin sie sich so gerne wieder wendeten. Sie suchte sich mit Gewalt von dem allmächtigen Gefühle loszureißen. — „Mein Besuch," rief sie schnell und sprang auf. In größter Eile wurde die Toilette gemacht, und nach einer kleinen Weile trat Rosa in das uns wohlbekannte Wohnzimmer der Frau Borgensköld. Alles darin hatte ein behagliches und einladendes Aussehen. Die Alte, freundlich und aufgeheitert, bei dem Anblick des lieben, lange ersehnten Gastes

stand schnell von ihrem Stuhle am Kamin auf und bewillkommte Rosa mit allen Zeichen einer herzlichen Freude. Hilda legte die Guitarre hinweg und blieb wartend etwas in der Ferne, bis die Umarmungen und Glückwünsche der Mamma zu Ende waren. Dann reichte sie Rosa die frischen Lippen zu einem schwesterlichen Kusse und bat sie freundlich, ja innig, willkommen zu seyn. Bald war Rosa in dem kleinen, angenehmen Kreise zu Hause. Mamma ging, um den Thee zu besorgen, Hilda zeigte ihre Arbeiten und erzählte von ihren Hoffnungen in Betreff der Reise von Lindfors, wovon der Papa geschrieben hatte, daß es so schön und die Nachbarn umher so freundlich und gut seyen. Rosa hörte Alles mit dem größten Vergnügen an und wünschte Hilda von Herzen Glück, eine so angenehme Reise machen zu dürfen; freilich sey sie etwas beschwerlich wegen des leidigen Seeweges, aber doch im Ganzen von reichem Interesse, da es dabei nicht an Gelegenheiten fehlen dürfte, neue Bekanntschaften zu machen, besonders bei ihrer Ankunft an dem neuen Aufenthaltsort. Die beiden Mädchen verbrachten einen höchst angenehmen Abend zusammen, und gelobten mit gleichem Eifer einander öfters zu besuchen. Von Ferdinand sprachen sie kein Wort; Beide fühlten, daß dieser Gegenstand Contrebande war.

II.

Der Neujahrsmorgen in H.

Die große Stadtglocke hatte eben zum erstenmal in den Gottesdienst geläutet, als die lange, schwarze Reihe der Herren vom Rath die breite Treppe zum Oberhaupte des Hochlöblichen Magistrats, dem Bürgermeister B.— hinaufzog. Zur selben Zeit sah man mehrere Gruppen

von wohlgekleideten Herren in blauen Mänteln, die mit rothem oder grünem Zeuge elegant gefüttert waren, und beide, Herren wie Mäntel zum geehrten Handelsstande gehörten, um die Ecke des kleinen Palastes herumschwenken, der dem Kommerzienrath Widen gehörte, und nicht eher innehalten, als bis sie in den Schatten der hohen, strahlenden Person des Großhändlers gekommen waren. Etwas später trippelten die zierlichsten Schaaren von Hofgerichtsnotarien, bunt vermischt mit den raschen, tapfern Söhnen des Mars, Arm in Arm aus jenen Häusern, deren Bewohner auf eine solche Auszeichnung Anspruch machen könnten, das heißt, wo es entweder schöne Töchter, eine junge, reizende Frau oder — gute Vorräthe von Rheinwein und Champagner gab. An andern Orten hinterließ man nur Karten. Aber erst nach Beendigung des Gottesdienstes scharrte das eine oder das andere Individuum, das zu dem magern Stande der Adjunkten gehörte, in dem Vorzimmer seines Vorgesetzten oder Gönners.

In dem Speisesaale des Kommerzienraths stand ein langer, reich besetzter Tisch, wo alle, die es nur immer gelüstete, die Freiheit hatten, am Neujahrsmorgen die Augen und die Eßlust zu sättigen. Es war großer Courtag, und der Zutritt stand sogar den Handlungsdienern, ersten Wachtmeistern und so weiter offen. Der Großhändler selbst, in einen ungeheuern Morgenrock von grüner Seide gekleidet, saß in einem großen Lehnstuhl von Mahagony am obern Tischende, und blieb dort von neun Uhr Morgens bis ein Uhr Nachmittags, um welche Zeit der ermüdete Mann endlich die Freiheit bekam, in einem erquickenden Mittagsschläfchen auf seinem bequemen Sopha Trost zu suchen.

Während dieser langen Zwischenzeit wackelte die Kommerzienräthin unaufhörlich vom Vorzimmer zum Speisesaal, ab und zu. Im ersteren wurde Wein und Konfekt servirt, und hier flatterte Alles, was die Stadt von Jugend, Glanz, Geschmack und Reiz zu bieten hatte,

um einander. Hier finden wir die reichen Schaaren aller jener unerreichbar vortrefflichen, edeln, stolzen und mannhaften Lieutenants, Kornets, Rittmeisters und so weiter: einzig und allein geschaffen, um entzückt zu werden und zu entzücken, — so wie verschiedene Schaaren von Friedensrichtern, Jüngern des Aeskulap, ersten Buchhaltern und mehreren Andern von demselben Schlag, nebst einer großen Masse von Grazien, die sich auf Tabouretten an den Fenstern oder in den Ecken des Zimmers gruppirt hatten, und von dem nächtlichen Götterfeste, der großen, herrlichen Maskerade flüsterten. Rosa stand an dem letzten Fenster. Ihre Ohren und Augen waren auf der Straße; aber noch leitete ein anderer Sinn oder Instinkt die Antworten, welche sie drei oder vier jungen Herren gab, die sie mit den gleichgültigsten Fragen darüber bestürmten, warum man nicht das Vergnügen gehabt habe, Fräulein Widen auf dem letzten Balle zu sehen. Es konnte nicht wohl der Kapitän Ferdinand seyn, nach dem Rosa schaute, denn er war schon ein paar Stunden vorher da gewesen, und hatte ihr da mit tausend zärtlichen Phrasen versichert, daß er für den ganzen Vormittag so in Anspruch genommen, und dann nach allen diesen Geschäften, diesem Saus und Braus wahrscheinlich so müde seyn werde, daß sie ihn nicht vor Nachmittag erwarten dürfe.

Aber Mannerstedt hatte sich noch nicht eingefunden, und war seit dem zweiten Festtage nicht mehr im Hause des Kommerzienraths gewesen. Rosa's Herz hatte während dieser Woche wahre Martern erduldet. Sie hatte sich genöthigt gesehen, ihrer Mutter von einem Vergnügen zum andern zu folgen, sie hatte in kleinen, prächtigen Privatgesellschaften spielen, singen und tanzen müssen, während sie von der unerträglichsten Angst gequält wurde; denn Mannerstedt war wieder krank geworden, zwar nicht gefährlich, aber doch hinlänglich, um mehrere Tage lang sein Zimmer nicht verlassen zu können. Die heftigen Gemüthsbewegungen von so ungleicher Art, deren

Raub er gewesen war, verbunden mit der Unvorsichtigkeit, die er begangen hatte, als er so bald nach dem heftigen Fieber das Bett verließ und in die frische Luft ging, alles das zusammen hatte ihm ein neues Unwohlseyn zugezogen, das vielleicht schlimmer als das erstere war, obwohl er sich auf befand und mit langsamen Schritten seine einsame Kammer durchmaß. Alle diese Umstände, so weit sie das äußerliche Leben betrafen, kannte Rosa sehr wohl; denn die Kommerzienräthin hatte jeden Tag nachfragen lassen, wie sich ihr Schützling befinde. Sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß der Gesangunterricht mit Karolinchen beginnen sollte, sobald der Kandidat die verwünschte Trauer und die verwünschte Erkältung, die er sich überdies zugezogen hatte, los seyn würde. Was den letztern Umstand betraf, so hatte Larsson, der früh am Morgen bei Mannerstedt gewesen war, die Nachricht heimgebracht, daß es jetzt wieder gut mit ihm sey und er gesagt habe, er wolle heute ausgehen. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Rosa's Augen beständig auf das Fenster geheftet waren; aber sie war auch genöthigt, sich oft zu ihren Gästen zu wenden, und konnte deßhalb nicht wohl jede Minute dort seyn. Gerade als das fröhliche Geplauder die Höhe seines frischen Lebens im Zimmer erreicht hatte, und man vor Lärm und lautem Gespräch kaum ein Klopfen an der Thüre hören konnte, vernahm jedoch Rosa's aufmerksam lauschendes Ohr ein solches. In demselben Augenblicke ging das Schloß und Mannerstedt trat ein. Er hatte seine neuen und feinen schwarzen Kleider an, die modern gemacht waren und ausgezeichnet gut saßen. Mit dem Hute in der Hand verbeugte er sich gewandt und anmuthig gegen die Gesellschaft, worauf er zu Rosa hintrat — die Kommerzienräthin war gerade auf einer ihrer Wanderungen begriffen — und ihr mit einigen einfachen, aber gewählten Ausdrücken so viel Glück in dem kommenden Jahr wünschte, — als — nur immer das Loos eines Sterblichen umfassen konnte.

Die im Wohnzimmer versammelten Gäste erstaunten in hohem Grade sowohl über die neue Tracht des Kandidaten als sein Benehmen, das jetzt eine gewisse Aehnlichkeit mit seiner Haltung während jenes Walzers am Verlobungsballe verrieth. Man flüsterte einander in's Ohr: „Ei, ei! was mag das bedeuten?" — die Grazien verzogen die Oberlippen auf's Zierlichste, und die Herren hatten ganz vergessen, daß sie noch wenigstens zehen Visiten zu machen hatten. Mannerstedt blieb indessen nicht drei Minuten sitzen, sondern stand auf und verließ mit einer neuen Verbeugung das Zimmer. Die Aufwartung bei dem Kommerzienrath erforderte Zeit, und er hatte außerdem noch mehrere Schuldigkeitsbesuche zu machen. Während der wenigen Augenblicke, wo Franz saß, hatte er seine Handschuhe und seinen Hut auf einen daneben stehenden Tisch gelegt, und vergaß in seiner Zerstreutheit die erstern, als er sich verabschiedete, um sich zur Audienz in den Speisesaal zu begeben. Hier ward er durch einen gnädigen Wink des Großhändlers genöthigt, Platz am Speisetische zu nehmen. Während dieß vor sich ging, war die Gesellschaft im Wohnzimmer nach und nach abgeschwebt, und Rosa stand allein. Sie war eben im Begriff, Unterhaube und Hut aufzusetzen, um selbst auszugehen, als Mannerstedt wieder eintrat, um die zurückgelassenen Handschuhe zu holen. In der größten Hast wurde Hut, Schleier und Tuch auf den Tisch geworfen.

„Fräulein Widen will wohl in die Kirche?" fragte Mannerstedt, und näherte sich dem Tische, wo Rosa ganz unschuldig die Handschuhe unter allem Uebrigen begraben hatte.

„Ja, ich glaube — es wird wahrscheinlich geschehen," antwortete Rosa darüber äußerst verlegen, daß sie sich jetzt zum erstenmale seit jenem Auftritte bei Tische mit dem allein sah, der immer gefährlicher für ihre Ruhe zu werden schien.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie vielleicht auf-

halte," stammelte Franz fast eben so verwirrt wie sie; „ich wollte nur meine Handschuhe holen." Und nun begannen beide mit der größten Eilfertigkeit herum zu stöbern. Endlich warf Rosa alle ihre Sachen bei Seite, erblickte das verlorne Gut und reichte es dem Eigenthümer mit einem schüchternen: „Ich bitte um Entschuldigung!" hin. Mannerstedt nahm die Hand zugleich, mit dem Inhalt, und wagte es zum erstenmal seine Lippen auf ihrem Schnee brennen zu lassen; aber schnell den Sturm der Gefühle mit seiner Willenskraft beherrschend, beruhigte er sich, ließ die Hand fahren und sprach leise aber mit festem Tone: „Kapitän Ling besuchte mich im ersten, fast für mich selbst bewußtlosen Augenblick meines Schmerzes, und eher wollte ich sterben, als undankbar seyn." — Er hielt inne, und schien mit sich selbst zu kämpfen; aber bald darauf fuhr er fort: „Mein wärmstes Gebet soll stets seiner und Rosas Glückseligkeit gewidmet seyn. Diese Glückseligkeit muß immer in Eines verflochten seyn, denn die Unverletzlichkeit einer solchen Verbindung ist heilig, heilig für sieselbst, heilig für jeden unerlaubten Wunsch, der sich unter der Gestalt der Schlange in das Paradies des Friedens und der Unschuld einschleichen, und dort durch seinen bloßen Athemzug ihr frisches üppiges Leben vergiften könnte. Nein! solche Wünsche dürfen sich dort nicht eindrängen. Sie schweigen und ruhen; denn die Rose ist ihnen heilig, und nur von ferne und in der reichen Welt der Erinnerung dürfen sie sich an ihrer Herrlichkeit freuen."

Mannerstedts Blick suchte das Auge Rosas; aber es war gesenkt. Er sah jedoch eine Thräne in den langen seidenen Wimpern perlen. Sein Leben hätte er hingegeben, um sie hinweg küssen zu dürfen, aber er würde dann sich selbst verachtet haben und vielleicht auch sie. Er dachte an das letzte Vermächtniß seiner Mutter, den Brief, — und floh.

Eine Stunde später wandelten zwei junge wohlbepelzte und verschleierte Mädchen Arm in Arm die Ha-

fenstraße hinab. Sie blieben vor dem Hause des Professors Ling stehen und traten dort ein. — „Komm, komm, liebe Hilda!“ sagte Rosa Widen, und zog Fräulein Borgensköld mit sich fort durch den kleinen Saal, „ich muß nothwendig Onkel Ling besuchen und Du sollst mich begleiten. Ich bin gewiß, ich stehe dafür, daß Du willkommen bist.“

„So fällt es auf Dein Gewissen,“ antwortete Hilda mit einem schwachen Lächeln, „wenn er sich unwirsch zeigt. Es ist mir aber unmöglich, etwas gegen Deinen Willen zu thun, wenn ich auch selbst darunter leiden müßte; und ich versichere Dich, meine gute Rosa, ich würde sehr leiden, wenn der Professor seine scharfen tödtlichen Blicke, mit jenem Ausdruck auf mich heften würde, der ihm zu Gebot steht, wenn er will.“

„Nein, nein,“ beruhigte sie Rosa, „das kann er unmöglich thun. Komm nur und verlaß Dich auf mich.“

Die Mädchen traten in das Studirzimmer. Es war leer; aber Rosa öffnete dreist die Thüre zu dem kleinen gelben Wohnzimmer. Sie hielt Hilda, die hinter ihr stand, bei der Hand, steckte den Kopf hinein, und blieb mit der Frage: „Haben wir die Erlaubniß, Onkel?“ auf halbem Wege stehen. Aber tausend verrätherische, böse Purpurwolken gossen ihren Schimmer über Wangen und Stirne, als ihr Auge außer der Figur des Professors noch einen Andern auf dem Sopha gegenüber von der Thüre entdeckte, — einen Andern der — wie konnte sie wohl vermuthen, ihn hier zu treffen? Aber es war dennoch Er, es war Mannerstedt, der zum Professor Ling gegangen war, um seinen warmen Dank für die reiche Hilfe abzustatten, die dieser ihm gereicht hatte.

„Nun was gibts, Kind? Komm herein, komm herein,“ rief der Professor und ein scharfer Blick wandte sich von Rosas erröthenden Wangen auf den jungen Kandidaten; aber Mannerstedt war aufgestanden, und stand durch eine rasche Wendung in der tiefsten Bewunderung

vor — einer schönen Vase. Professor Ling verstand sich einigermaßen auf derartige Bewunderungen, und wenn ihm auch das wahre Verhältniß nicht ganz klar war, so befestigte sich doch ein Argwohn, dessen erster Funke sich am Verlobungsfeste entzündet hatte. Das Auge des Professors war damals mit Theilnahme auf Mannerstedt geheftet gewesen, den er nie vorher gesehen, von dessen Fleiß und Armuth er jedoch hatte sprechen hören; und bei dieser Musterung hatte er deutlich das Feuer bemerkt, das jedesmal in des Jünglings Auge aufflammte, wenn Rosas weißes Kleid vorüberschimmerte. Die stillen Schlußsätze des Professors sprachen sich auch jetzt, wie gewöhnlich, in einem langen: „hm!" aus, worauf er mit Hilfe seines Stocks aufstand, um die Mädchen zu begrüßen.

„Willkommen, mein Kind;" er küßte Rosa auf die Stirne; „und auch Du Hilda — hm!"

„Guter, bester Onkel!" bat Rosa schmeichelnd und streichelte die runzligen Wangen des Professors, „ich habe es gewagt, Hilda zu versichern, daß sie Dir willkommen seyn werde, und ich sterbe vor Angst, sie möchte es nicht seyn."

„Du kleine Närrin," sagte der Professor, „ich kann es doch nicht wohl auf mein Gewissen nehmen, Dich an einem solchen Uebel sterben zu lassen. Komm her, Hilda! So! ist es jetzt recht?" — auch sie bekam einen Kuß auf die Stirne. — „Nun, Ihr seyd beide willkommen, setzt Euch jetzt. Aber was Teufels, Herr Mannerstedt, was stehen Sie denn da und gaffen die Blumen in der Vase dort an, da wir hier lebendige Blumen zu betrachten haben? Nun wenden Sie sich hübsch um und zeigen Sie den Damen, daß Sie nicht Ihren ganzen Vorrath von Artigkeit oder guten Ton vergessen haben, wie Ferdinand schwatzt."

Der Name Ferdinands in Verbindung mit dem Uebrigen bewirkte gerade keine schnelle Ordnung in dem zerstreuten und wirren Gedankengang der jungen Gesellschaft. Allmälig erholte man sich jedoch, und Manner-

stedt gewann hinreichend Fassung, um eine zusammenhängende und angenehme Unterhaltung in Gang zu bringen, wozu auch die heute besonders angenehme Laune des Professors manchen Beitrag lieferte.

„Wir sollten etwas Wein, Backwerk und dergleichen Zeug haben," sagte der Professor, etwas ungeduldig, daß er Madame Brun nicht zu Gesichte bekam. Die drei Gäste hatten freilich solche Dinge nicht nöthig; aber der Wille des Wirths war Gesetz, und Hilda, die von früheren Tagen her hier so gut wie daheim war, stand schnell auf und mit einem: „Erlauben Sie, Onkel," war sie zur Thüre hinaus und kam bald wieder, einen Teller mit dem begehrten Traktament in der Hand, zurück.

„Wo Teufels steckt Madame Brun?" fragte der Professor, der sich ein wenig verlegen fühlte, als er Hilda wieder so zu Hause sah.

„Sie ist in der Küche beschäftigt, bester Onkel, da sie eben erst aus der Kirche kam", antwortete das Mädchen und begann dabei ruhig und unbefangen herumzubieten und die Wirthin zu machen. Man ließ sich den alten, trefflichen Muskatwein des Professors wohl schmecken, als plötzlich die Thüre mit Geräusch geöffnet wurde, und Kapitän Ferdinand mit Sporen und Säbel hereinrasselte.

„Nun, in des Herren Namen! was gibt es denn hier, Onkel?" rief er verwundert, als er die Gläser, die Bouteillen, das Backwerk und die Gäste, die um den großen runden Tisch des Professors herumsaßen, erblickte. Denn hier thronte sonst gewöhnlich nur ein Glas Wasser oder Dünnbier. Aber beim Anblick Hilda's erbleichte er, und seine Fröhlichkeit verwandelte sich in einen erkünstelten und gezwungenen Ton, der, wie er wohl fühlte, am unrechten Platze war; aber er war dennoch außer Stands, seinen gewöhnlichen Ton wieder anzunehmen.

Dieß bewirkte eine Verstimmung auf allen Seiten; nur Hilda Borgensköld's stolzen Sinn vermochte die Macht des Augenblicks nicht niederzudrücken. Mit dem gleich-

gültigsten Tone, jedoch nicht unfreundlich, fragte sie: „Nun, Ferdinand, in wie viel verschiedenen Masken wirst Du heute Abend auftreten?“

„Ich werde in keiner Maske als meiner eigenen auftreten,“ erwiederte der Kapitän beleidigt und verletzt. Er glaubte, Hilda wollte einige Stichelworte gegen ihn richten, und habe deßhalb das Gespräch auf den Maskenball gebracht. Ferdinand's Mißverstehen und seine beinahe unhöfliche Antwort jagte das Blut in einem frischeren Laufe durch Hilda's Adern und hastig erwiederte sie: „Diese möchte Abwechslung genug darbieten, meine ich.“

Der Kapitän glühte vor Zorn, Schmerz und Wein. Er fühlte, daß dieser vereinigte Wirbel ihm zu Kopfe stieg, und er hatte noch Besinnung genug, aufzustehen, eine stumme Verbeugung zu machen, und das Zimmer zu verlassen. Rosa, so wie der Professor und Mannerstedt waren dieser kleinen Zwischenscene aufmerksam gefolgt. Nach Ferdinands Entfernung war das vortreffliche angenehme Verhältniß noch mehr gestört, als bei seinem Auftreten, weßhalb die Mädchen bald darauf Abschied nahmen, und Mannerstedt allein bei seinem Wirthe zurückblieb.

Lange schwiegen Beide. Endlich sagte Professor Ling: „Hm! hm! die Welt ist und bleibt thöricht. Wissen wohl die Menschen, was sie wollen? Nein, meiner Seel, das wissen sie nicht!“

„Wohl dürften sie wissen, was sie wollen,“ wandte Franz bescheiden ein; „aber wenn ihr Willen, ihre Wünsche im Streite mit der eisernen Macht der Nothwendigkeit liegen, so wird das Nachgeben eine nothgedrungene Tugend.“

„Meint er das, mein lieber Kandidat?“ sprach der Professor mit einem gutmüthigen Lächeln. „Ja, ja es dürfte wohl so seyn; inzwischen verwickeln sich die Menschen durch ihre unbedachten Handlungen in eine Masse Nothwendigkeiten und Pflichten, ohne die sie wohl seyn

könnten, und die dann ihrerseits wieder unberechenbare Folgen nach sich ziehen."

Mannerstedt, der mit den inneren Verhältnissen der Familie durchaus unbekannt war, wußte nicht, worauf der Professor hindeutete, und hielt es deßhalb für's Beste, zu schweigen; aber der alte Herr richtete seinen scharfen Blick fest auf Franz, und fuhr fort: „Mein Neffe und seine Braut zum Beispiel?" Er machte eine kleine Pause.

„Wie so?" fragte Mannerstedt in ziemlich ruhigem Tone, obwohl derselbe ein wenig zitterte.

„Diese sind meiner Meinung nach nun gerade in ein solches Verhältniß eingetreten, und haben Pflichten über sich genommen, die, wie ich fürchte, sowohl dem einen als dem andern nachgerade etwas schwer fallen; denn sie passen nicht mehr zusammen, als ich und das Mädchen thun würden."

„Ich habe nicht die Ehre, den Kapitän näher zu kennen," antwortete Mannerstedt, über die bekümmernde Rede seines Wirths betrübt; „über ihn kann ich deßhalb nicht urtheilen. Aber Fräulein Widen kenne ich schon lange und ich weiß nicht, wie der Mann beschaffen seyn müßte, den sie nicht durch ihre liebenswürdigen und wahrhaft weiblichen Eigenschaften glücklich machen sollte."

„Nun, er müßte gerade so qualificirt seyn," sprach der Professor, „wie es mein lieber Neffe ist. Ich kenne die Sache, und ich muß die Verblendung dieser beiden Leutchen beklagen; ich wünsche sogar herzlich, daß die ganze Parthie wieder rückgängig würde. Aber was sagt Herr Mannerstedt dazu? Wenn man einsieht, daß die Sache zum Henker geht, oder feiner gesagt, wenn man findet, daß man einen Schritt gethan hat, den man ungethan wünschte; mit einem Wort, wenn man fühlt, daß man nicht zu einander paßt, ist es dann nicht besser, einander bei Zeit Lebewohl zu sagen?"

Der Ton des Professors hatte während des letztern Theils seiner Darstellung einen Anstrich von jener Bitterkeit bekommen, die oft darin lag; und es war un-

möglich zu bestimmen, ob seine Aeußerung Ernst oder Scherz, oder nur ein Versuch war, Mannerstedts Ansicht über die Sache herauszulocken. Was nun aber auch seine Absicht gewesen seyn mochte, so erweckte sie bei Franz nur ein höchst widriges Gefühl, das aus den Grundsätzen hervorging, die er frühzeitig eingesogen hatte, und die nicht einen Augenblick wankten, obschon der Gedanke an den Vortheil, an die Glückseligkeit eines ganzen Lebens, die möglicherweise aus einem solchen Falle für ihn hervorgehen konnte, so nahe lag. Mit Ernst und Festigkeit erwiederte er: „Ich meines Theils halte eine Verlobung in Betreff ihres Bestandes für eben so heilig als die Ehe selbst; sollte das Versprechen, das man einander, wenn auch nur vor den Augen des Allwissenden gibt, weniger heilig seyn, als das, welches vor den Menschen gegeben wird? Beide Gelübde können gebrochen werden; aber ob es recht ist, das lasse ich dahin gestellt seyn; wenigstens wage ich nicht, darüber ein Urtheil zu fällen."

Ein gewisses herzliches Wohlwollen spiegelte sich in dem Blicke, womit der Professor bei diesen Worten Mannerstedt betrachtete, und das Lächeln, das seine Lippen kräuselte, war voll Güte, als er kurz darauf sprach: „Das lautet nun zwar nicht so toll, mein lieber Kandidat! Es sind sogar recht hübsche Grundsätze, die ich mit ihren Schlußfolgen gerne überall befolgt sehen möchte; aber sie sind doch keineswegs für jedes Verhältniß dieser Art anwendbar. Um dies zu beweisen, werde ich vor Herrn Mannerstedt ein Kapitel abhandeln, das vielleicht dem Herrn eine neue Ansicht der Sache beibringen dürfte. Die Ehen sind, ohne die Nüancen zu zählen, welche eben so mannigfaltig sich gestalten, als das Farbenspiel zwischen Schwarz und Weiß — hauptsächlich dreierlei Gattung. Die ersten Stellen nehmen die Glücklichen ein. Sie gehen aus der Uebereinstimmung zweier guten Charaktere hervor. In ihnen bedarf

es desjenigen Wortes nicht, das sonst von so großem Gewicht in der Ehe ist: — der Verzeihung; denn nichts braucht vergessen zu werden. Es mag vielleicht hie und da eines oder das andere Nachsehen erforderlich werden; aber dieses gegenseitige Nachsehen ist in demselben Augenblicke vergessen, wo es geschah. Es war eine Handlung des Herzens, nicht des Verstandes oder der Erinnerung. Solcher Ehen gibt es wenige. Die meisten sind von der Mittelsorte; hier ist weder von Achtung noch Verachtung die Rede. Die Gewohnheit, das physische Bedürfniß der Nahrung, Kleidung und sofort, halten ein Band zusammen, das oft von der Gleichgültigkeit oder noch schlimmeren Beweggründen geknüpft wurde. Dieses Band würde sich, wenn es eine mögliche Aussicht auf bessere Umstände gäbe, eben so leicht auflösen, wie die Bekanntschaft zweier Reisenden, die sich zum erstenmale in einem Wirthshause treffen, und einander die Hand reichen, um wieder getrennt ein Jeder seinen eigenen Weg zu wandern. — Nach ihnen folgen die unglücklichen Ehen. In diesen bedarf es eines beständiges Verzeihens, welches nicht vergessen wird; denn die heilende Wunde wird immer von Neuem aufgerissen. Diese Ehen werden nicht gleich, was sie am Ende sind. Sie beweisen, wie schwer es ist, zu vergessen. Dazu würde es die Vernichtung unseres ganzen Wesens erfordern, oder es müßte wenigstens ein verbessertes Verhältniß allmälig den Gedanken an das Verflossene verwischen; wenn aber ein solches nie eintritt, oder wenigstens nie von Dauer wird, dann werden sich die giftigen Schlangen der Erinnerung immer fester in unserem Herzen einsaugen, und die Genien des Friedens und der häuslichen Glückseligkeit fliehen uns mit der traurigen Gewißheit, daß sie nie wiederkehren werden. — Wir können mit Sicherheit annehmen, daß Ferdinand's und Rosa's Ehe, wenn sie je zu Stande kommt, nie zu der ersten Klasse gehören wird, da ihre Charaktere in hohem Grade verschieden sind. Zu der zweiten werden sie nicht herabsinken, das

glaub ich mit Gewißheit; aber ich fürchte, daß wir sie zu der dritten zählen müßten. Und in diesem Falle frage ich noch einmal, ist es billig, ist es klug, sich selbst und sein ganzes zukünftiges Wohl aufzuopfern, um der blinde Sklave eines übereilten Versprechens zu seyn?"

Mannerstedt war tief gerührt und erschüttert. Der Professor hatte durch seine weitläufige und sonderbare Abhandlung ihn mit seiner eigenen Ueberzeugung vom Rechten entzweit.

„Ich kann, ich wage es nicht, mich in diesem Falle auszusprechen," sagte er langsam; „ich darf mich nicht auf mein eigenes Urtheil verlassen. Ich bin noch jung, und habe noch nicht viel Erfahrungen sammeln können; ich kann mich also getäuscht haben. Aber das weiß ich mit Gewißheit, daß ich warm und innig wünsche, mein Ohr möchte nie von der Nachricht getroffen werden, daß es Rosa war, die die Verbindung brach, wenn ihre Auflösung je erfolgen sollte; denn es würde mich tief betrüben, bei einem so schönen und liebevollen Gemüthe einer Handlung des Leichtsinns zu begegnen."

Mit einem freundschaftlichen Blick reichte der Professor Mannerstedt die Hand: — „Ich glaube nie, daß es von ihrer Seite geschehen wird," sagte er; „doch lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen. Wann hofft der Herr Kandidat, die Graduirung erhalten zu können?"

„Erst in einem Jahre. Noch liegt das Examen vor mir, ehe ich das Ziel erreichen kann, nachdem ich lange gestrebt habe und das nur durch meine häufige Konditionen verzögert wurde; aber ich präparire mich jetzt auch aus allen Kräften darauf."

„Gut! was für Aussichten hat Herr Mannerstedt dann für sein zukünftiges Unterkommen?"

„Nachdem, was mir einer meiner alten Freunde, der Rathsherr Sifver, dieser Tage schrieb, habe ich das bestimmte Versprechen, sobald ich meinen Kurs vollendet habe, das Vikariat bei dem Rector an der Schule

meines Geburtsortes zu erhalten. Und wenn der jetzige Rector, der ein schon bejahrter Mann ist, das Pastorat erhält, was nicht mehr lange anstehen kann, so habe ich Hoffnung auf seinen Dienst."

„Das läutet ja ganz gut," sagte der Professor; „und da ich immer einen Gefallen an jungen Männern gehabt habe, die durch Sparsamkeit und Fleiß vorwärts strebten, so wird es mir ein Vergnügen seyn, wenn ich dazu beitragen kann, daß Herr Mannerstedt je eher desto besser von hier abreisen kann."

Stumm von dankbarer Rührung verbeugte sich Mannerstedt tief. „Ich habe keinen höheren Wunsch; ich will und muß von hier fort." — Verwirrt über die Bedeutung, die der Scharfsinn des Professor Ling möglicherweise aus diesem Muß ziehen konnte, stand er auf, um Abschied zu nehmen, aber der gastfreie Wirth erwiederte, indem er ihn zurückhielt: „Ich befahl heutemorgen Madame Brun, sich für zwei Personen vorzusehen, im Fall ich einen Gast zum Mittagessen aufschnappen würde."

Mannerstedt dankte herzlich und setzte sich auf's Neue, worauf die Unterhaltung eine allgemeinere und freiere Wendung nahm.

Als der Kandidat am Abend fortgegangen war, murmelte der Professor: Ein verdammt braver Bursche; ein wahrer Kernjunge; es wäre eine Sünde, wenn ich ihm nicht hälfe; hm! hm! ich begreife das Bräutchen nicht; warum zum Teufel hätte sie nicht warten können; sie konnte sich ja darauf verlassen, daß ihr die ehrliche Seele nicht entlaufen wäre! Aber sie fürchtete wohl, der Großhändler und die Großhändlerin würden nie ihre Zustimmung dazu gegeben haben. Junge Mädchen geben sich überhaupt nie damit ab, über Möglichkeiten und die Wendungen nachzudenken, die die Dinge nehmen könnten. Der Tag dürfte kommen, wo der Kommerzienrath noch dankbar einen Rector als Schwiegersohn

annähme. Hm! hm! denn mit Ferdinand, das sehe ich, geht es zum Henker! hm! hm!"

12.

Der Fremdling. — Die Verwirrung der Kommerzienräthin. — Vorschläge und so weiter.

Weihnachten mit seinen Vergnügungen war vorüber, und ein Stillstand eingetreten, der eine Oede und Schlaffheit erzeugte, welche besonders in der Einförmigkeit des Alltagslebens gefühlt wurde. Kapitän Ling hatte während des ganzen Zeitraums der geräuschvollen Feste mit seinen ewigen Bällen und Schmausereien gleichsam das Gedächtniß für den Kummer verloren, der sonst seine treue Gesellschaft ausmachte. Aber als der zwanzigste und Schlußball ausgetanzt war, und er nach ein Paar Tagen Ruhe sich wieder davon heimgesucht fühlte, da wuchs seine Unruhe und Angst in dem Maaße, als die Tage bis zu dem Termine sich verminderten. Der Kommerzienrath war unbeweglich in Betreff der Bestimmung des Hochzeittages, ehe der Kapitän einen schriftlichen Zeugen von der Vorsorge seines Onkels beibringen konnte. Ferdinand wußte, daß er diesen nie erhalten würde, und seine Rathlosigkeit bei einer so schwierigen Lage der Dinge stieg allmählich bis zur Verzweiflung. Endlich, nach unglaublichem Hin- und Hersinnen, und nachdem er alle mögliche Pläne entworfen, und alle für gleich unausführbar erkannt hatte, gerieth er auf den Gedanken, sein gedrücktes Herz vor Rosa zu öffnen, und ihr edles und weibliches Gefühl als Fürsprecherin bei dem Professor anzurufen. Mit der Vorstellung einer solchen Vermittlerin vereinigte der Kapitän die einer vollständigen Verzeihung, das heißt, er hoffte, daß die bedeutende Schuld bezahlt werden würde.

Eines Morgens, gegen Ende Januars, begab er sich mit diesem lobenswerthen Vorsatz in das Haus des Kommerzienraths. Auch Rosa war von mannigfachen Sorgen beklemmt. Seit mehreren Tagen hatte ein vollkommen ungewöhnliches und deßhalb um so deutlicheres Düster die Herrschaft über das Wesen des Kommerzienraths erhalten. Man sah leicht, daß er nur mit der äußersten Anstrengung einen Schein seiner früheren, sicheren und unbekümmerten Haltung zu bewahren vermochte. In unbewachten Augenblicken aber, wo er seine Rolle vergaß, erschien er in solchem Grade jammervoll und niedergedrückt, daß es Rosa, die seine Bewegungen beobachtete, tief ins Herz schnitt. Die Erinnerung an die Worte, welche ihre Mutter vor einigen Wochen geäußert hatte, erwachte jetzt auf's Neue, obwohl in einem ganz andern Lichte als damals. Sie ahnte einen Zusammenhang und eine Wirklichkeit, die sie besonders um ihrer Eltern willen zittern und beben machte.

Aber wenn sie dieß auf der einen Seite quälte, gab es auch noch auf der andern mächtige und tiefe Gefühle, die das Herz der armen Rosa bestürmten. Mannerstedt hatte gleich nach jenem merkwürdigen Neujahrsmorgen erklärt, daß er sich nunmehr im Stande sehe, eine Reise nach Lund zu unternehmen, und daher die Vollendung seiner akademischen Laufbahn nicht länger aufschieben wolle, weßhalb er den ersten Februar zu seiner Abreise von H– bestimmt habe. In dieser Zwischenzeit schloß er alle seine Lektionen und übrigen kleinen Angelegenheiten ab. Auch im Hause des Kommerzienraths hatte er aufgehört, sich einzufinden. Als Ursache gab er an, daß die tiefe Trauer seines Herzens ihn für alle Gesellschaft untauglich mache, überdieß sey er genöthigt, die bisher versäumte Zeit für seine Studien wieder einzuholen. Rosa ahnte, Mannerstedt habe die Entdeckung gemacht, daß sie beide am Rande eines Abgrundes schwebten, und seine starke Seele habe mit ihrer ganzen männlichen Kraft gearbeitet, um sich und sie empor zu halten.

Rosa schätzte ihn doppelt dafür, und es verwundete nicht mehr ihr weibliches Zartgefühl, daß er geahnt hatte, wie innig sie ihm ergeben sey. Mannerstedt konnte eine solche Gewißheit nicht mißbrauchen, davon war sie fest überzeugt; denn wie männlich und edel hatte er nicht gerade in dem Wendepunkt gehandelt, wo jeder andere Jüngling mit gleich warmen Gefühlen, aber weniger hellem Kopfe und minder wahrem Ehrgefühl den günstigen Augenblick ergriffen, und zu seinem Vortheile benützt hätte!

Mannerstedt handelte anders. Der beinahe überzeugende Blick, den er in Rosa's Herz zu werfen gewagt hatte, die an Sicherheit grenzende Hoffnung, daß er ihr theuer war, daß seine Gefühle in der, welche er anbetete, ein Echo gefunden hatten, dies erfüllte ihn mit einer Seligkeit, wovon er nie geträumt hatte, daß sie in einer Menschenbrust wohnen könnte. Aber fest überzeugt, daß die Unmöglichkeit ihrer Vereinigung Rosa in dem Beschlusse bestärkt habe, dem Kapitän Ling ihre Hand zu geben, begriff Mannerstedt, daß ihm jetzt, wie immer, die Pflicht Entsagung gebot. Nicht einmal, um sie zu besitzen, wollte er eine niedrige oder weniger rechtliche Handlung begehen, welche ihn in ihrer oder seiner eigenen Achtung herabsetzen konnte. Dies Gefühl leitete die Antwort, die er dem Professor gegeben hatte, als von einem Bruch der Verbindung zwischen Rosa und Kapitän Ling die Rede war. Mannerstedt dachte: Geschähe dies von ihrer Seite, so wäre es wenigstens eine Unmöglichkeit, daß die Gefühle, die sie für ihn hegte, einen Theil an ihrem gebrochenen Worte haben könnten; und wäre dies letztere nicht eine Probe von Schwachheit gewesen, welche er an der nicht finden wollte, der er die stille Anbetung seines Herzens geweiht hatte, und welche er wenigstens nicht billigen konnte, da er selbst die Ursache dieser Schwachheit gewesen wäre. Vielleicht würde er nicht so streng in seinen Ansichten gewesen seyn, wenn er nicht selbst auf das Verhältniß eingewirkt hätte. Jetzt

dagegen konnte er es von keinem andern Gesichtspunkte aus betrachten, und sein Entschluß stand fest, das Haus des Kommerzienraths nicht eher wieder zu besuchen, und Rosa nicht wieder zu sehen, bis der Tag der Abreise da sey.

Einsam und in Gedanken an Mannerstedts hohes Beispiel versunken, saß Rosa, die Arbeit auf ihren Knieen, ruhend im Wohnzimmer, als Kapitän Ling eintrat.

Er war blaß, und der Schmerz und Kummer, der aus seinem Blicke sprach, und seine Stirne, die sonst so stolze Stirne beschattete, erschreckte sie.

„Was gibt es, guter Ferdinand?“ fragte sie theilnehmend. „Ist etwas geschehen?“

„Gerade nicht jetzt schon,“ antwortete er; „aber ich fürchte, daß bald etwas Unangenehmes geschehen wird. O Rosa, wenn ich es wagen dürfte, aufrichtig vor Dir zu sprechen!“

Die Gedanken des Mädchens fielen sogleich auf den Vater, und zitternd sagte sie: „Sprich, Ferdinand, ich bin auf das Schlimmste vorbereitet. Schon seit mehreren Tagen habe ich bemerkt, daß Etwas unterwegs seyn müßte, aber wie hast Du das erfahren können, der Du ja seit dieser Zeit nicht hier warst?“ Der Kapitän schien verwundert und betrübt, denn das sah einem neuen Unheil gleich. — „Ich verstehe nicht, was Du meinst, meine liebe Rosa,“ sagte er, „aber die Sache, worüber ich Deinen Rath einholen möchte, berührt einzig mich allein.“

„Ach! ich glaubte, es ginge Papa an,“ erwiederte Rosa. „Er ist seit ein Paar Tagen so gedankenvoll und unruhig, daß ich fürchtete, Du möchtest eine unangenehme Ursache davon erfahren haben. Es ist recht gut, daß es nicht so ist! Laß mich deßhalb hören, was Du mir anvertrauen wolltest, und ich brauche Dich wohl nicht zu versichern, daß Du bei mir Theilnahme und den innigen Wunsch finden wirst, Deine Unruhe zu lindern. Setze Dich zu mir her, und benütze die Zeit, wo wir allein sind.“

Von der Milde und Herzlichkeit seiner Braut aufgemuntert, begann der Kapitän eine Erzählung zuerst von seinen jüngeren Jahren und seinem unglückseligen Hange zum Spiel, der ihn in so manches schlimme und kitzliche Abenteuer verwickelt hatte. Hierauf folgte die Reise in die Residenz, der lustige Schmaus, die Stichelworte der Kameraden, als er sich weigerte, am Spiele Theil zu nehmen, und die brennende Begierde, es nur ein einzigesmal zu versuchen, und hierauf Schritt vor Schritt seine Kämpfe, seine Schwachheit und die unglücklichen Folgen der unglückseligen Nacht, mit Ausnahme dessen jedoch, was mit Hilda Borgensköld in Verbindung stand, was er vorsichtig ausschloß.

Still und bleich saß Rosa da, als er geredet hatte. Es war ihr jetzt klar, warum Ferdinand, der ihr früher nie mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erwiesen hatte, zu derselben Zeit, als er sein Kapitänspatent erhielt, so heftig verliebt geworden war, mit gleicher Hast geworben hatte und nach einer übereilten Verlobung eine eben so übereilte Hochzeit wünschte. Die Ursache zu all' Diesem war nun keinem Zweifel mehr unterworfen. Wenn dann Rosa in Gedanken das sonderbare Verhältniß zum Hause seiner Tante, besonders zu Hilda, durchging, und sich seines eigenen Geständnisses erinnerte, daß sich damit Umstände vereinigten, die er nicht zu ererklären wagte, so stand der ganze, gelinde gesagt, schamlose Plan des Kapitäns hell vor ihren Augen. Im ersten Augenblick war Aerger das herrschendste Gefühl bei Rosa, aber wenn sie den Leichtsinn seines Charakters, so wie die große Freiheit seiner Ansichten bedachte, welcher das Militär im Allgemeinen größtentheils huldigt, so fand sie, daß er sich zwar schwer vergangen hatte, — aber doch mehr der Spielball seiner eigenen Schwachheit und der zusammentreffenden Umstände, als wirklich schlecht gewesen war. Jetzt erhob sich jedoch Rosa's Brust in einem dankbaren Seufzer gegen den hohen Lenker unserer Schicksale; denn das unbedachtsame Ver-

trauen des Kapitäns rettete sie von der Verbindung mit einem Manne, der so ohne alles Herz und ohne alles feinere Gefühl war. — Aber es that ihr um ihn in seiner gegenwärtigen gedrückten Lage leid; denn daß er jetzt sowohl an Reue, als an verletztem Stolze, vielleicht auch an Selbstvorwürfen litt, das zeigte sich deutlich. Um keinen Preis wollte daher Rosa diesen Augenblick wählen, um Ling die Nothwendigkeit auseinander zu setzen, daß ein Band aufgelöst werden müsse, das auf solche Gründe von seiner Seite hin und von ihr aus im Vertrauen auf die Redlichkeit und Festigkeit seines Charakters geknüpft war, welche Eigenschaften sie, ihm nun nicht mehr zuerkennen konnte. Nein, dies mußte aufgeschoben werden; aber sie faßte den Vorsatz, sobald als möglich eine Gelegenheit zu suchen; und war das Verhältniß ihres Vaters ein solches, wie sie fürchtete, so würde der Kapitän gewiß keine großen Schwierigkeiten machen, sich überzeugen zu lassen, daß es am besten gethan wäre, wenn man eine Verbindung auflöste, die für Beide ein so geringes Glück versprach. Mit wahrer Selbstbeherrschung und ohne ein Zeichen des Unwillens brach sie nun das Schweigen, das nach dem Geständnisse des Kapitäns eingetreten war, und welches er bis jetzt durch keine Frage oder Bemerkung zu stören gewagt hatte.

„Armer Ferdinand!“ sagte Rosa, „es thut mir leid, Dich so tief vom Kummer niedergedrückt zu sehen. Freilich kann ich Dich nicht von Fehlern und Schwachheiten freisprechen; aber Deine Reue und Dein heiliges Gelöbniß, nie wieder zu spielen, sollte doch Deinen Onkel versöhnen können. Ich werde wenigstens zu diesem Endzweck Alles thun, was ich vermag; aber ich wage nicht, Dir eine bestimmte Hoffnung des Erfolgs zu versprechen. Ich will Dir nicht verhehlen, daß ich es für sehr zweifelhaft halte; aber wenn es möglich ist, Ferdinand, sein Herz zur Milde zu bewegen, so verlaß Dich darauf, daß

Deine Sache keinem besseren Fürsprecher für ihre glückliche Beendigung anvertraut seyn kann."

„Ich danke dir, gute, beste Rosa," sagte Ling mit einem leichten Seufzer und küßte die Hand seiner Braut. „Wann willst Du zum Professor gehen?"

„Morgen," antwortete Rosa; „und," setzte sie mit einem aufmunternden Lächeln hinzu, „sey wenigstens davon überzeugt, daß ich die Kraft meiner Beredtsamkeit erproben werde."

Jetzt trat die Kommerzienräthin ein, und da der Kapitän nicht bei Laune war, um sich in eine Unterhaltung über gleichgültige Gegenstände einzulassen, gab er Dienstgeschäfte vor und entfernte sich, obschon seine künftige Schwiegermutter ihn auf das Dringendste bat, da zu bleiben. — „Er ist difficile und verdrießlich, und das nicht gar unbedeutend," sagte die Kommerzienräthin, als Ferdinand die Thüre geschlossen hatte, worauf sie ihre Arbeit nahm und sich an's Fenster setzte.

Es war noch nicht volle Dämmerung eingetreten, als ein langsames, aber starkes Rasseln von Rädern die Ankunft eines größeren Wagens verkündete.

„Wer mag das seyn?" rief die Kommerzienräthin neugierig, als sie eine Maschine, die eher einem kleinen Hause als einem Wagen glich, vor dem größten Wirthshause der Stadt, gegenüber von dem Hause des Großhändlers Widen, halten sah. „Was meinst Du, liebe Rosa! Sieh, wie der Traiteur selbst, der Kellner und das halbe Haus-Personale auf die Treppe hinauseilt."

Während die Kommerzienräthin sprach, öffnete sich die Wagenthüre, und ein sehr langer und hagerer Herr in der Mittagshöhe des mittleren Alters stieg heraus, und ging mit einer festen und, wie Madame Widen sich ausdrückte, verteufelt vornehmen Haltung die Treppe hinauf. — „Ich möchte doch wissen, was das für eine Person ist," fing die Kommerzienräthin nach ein paar Sekunden wieder an, „das möchte ich wissen. Ich will nur sehen, auf welcher Seite man Licht anzünden wird.

„Wenn es auf dieser Seite geschieht, dann ist es gewiß ein Mann von Bedeutung; denn hier liegen ja die Staatszimmer.“

Rosa schenkte dem Reisenden, seinem Wagen, seiner Haltung und Vornehmheit, kaum einen Blick; sie hatte so unendlich viel Anderes zu denken. Aber jetzt schrie die Kommerzienräthin schnell: „Sagte ich es nicht! War es nicht gerade, so wie ich dachte! das Prachtzimmer selbst wird erleuchtet! Sieh nur, was für ein Geläufe von Jungfern und fremden Bedienten das ist; und jetzt kommt der Herr selbst mit dem Wirth voraus, der zwei Lichter trägt. Wer ums Himmelswillen mag das seyn, daß sie so viel Wesens mit ihm machen! Aber nein! wie verdrießlich, das schnippische Zöfchen läßt die Gardine herab! Hm! das kann ich nicht begreifen! doch es ist wahr, ich hätte über dem Plunder beinahe vergessen, der Frau Bern einige Anordnungen mitzutheilen.“ Und schleunig eilte die Kommerzienräthin hinaus.

„Frau Bern, Frau Bern! wo ist Sie?“

„Hier, hier, was befehlen die gnädige Frau?“ erwiederte die Haushälterin, die hastig aus der Küche heraussprang, einen Spühlkumpen in der einen und einen Schaumlöffel in der andern Hand.

„Hat Sie die Kalbsbrust verrauchen lassen, Frau Bern?“ fragte die Kommerzienräthin, die durch ihre hastige Bewegung die neugierigen Blicke des Gesindes auf sich gezogen hatte, und deshalb zuerst diese durch eine natürliche und gewöhnliche Frage zu entfernen wünschte.

„Ei, bewahre, das versteht sich doch,“ sagte die Haushälterin; „aber vielleicht will die gnädige Frau so gut seyn, und das Apfelgelée versuchen.“

Frau Bern war durch Uebung bei dergleichen Gelegenheiten scharfsinnig genug, um zu begreifen, daß ihre Gebieterin einen besondern Auftrag für sie hatte, und deshalb ließ sie so listigerweise die Frage wegen des Apfelgelées einfließen.

„Ja, das wäre nicht so am unrechten Platze. Sie

macht es gewöhnlich zu süß," entgegnete die Kommerzienräthin, trat mit ihr in die Speisekammer und verschloß die Thüre.

„Meine liebe Frau Bern," nahm sie jetzt in einem höchst herablassenden Alltagstone das Wort, „gerade eben hielt ein Wagen vor dem Wirthshause drüben und ein langer, sehr vornehmer und blonder Herr stieg aus, wegen dessen sie nun dort ein entsetzliches Leben und Wesen machen. Wie sollen wir es nun anstellen, um über all das Aufklärung zu bekommen? Ich weiß, daß Sie sich vortrefflich auf solche Sachen versteht, Frau Bern; gibt es keinen dienlichen und schicklichen Grund, daß man zu Frau Svanstedt hinüberschicken könnte, um ganz wie aus Zufall eines und das andere zu erfahren?"

„Verlassen Sie sich auf mich, gnädige Frau, wir werden, so wahr ich lebe, bald alles klar heraus haben! da sehe man nur; blond, sagt die gnädige Frau. Ja, ja, was hab' ich gesagt? das lag nicht blos der Ergötzlichkeit halber so in den Karten; nun, wir werden sehen, wie es geht! Inzwischen will ich Louise hinaufschicken, um den großen Puddingmodel herunter zu holen, den uns die Svanstedtischen vorgestern liehen. Louise versteht sich gerade recht auf's Ausfragen. Und wenn die gnädige Frau jetzt hineingeht, so werde ich Alles gehörig besorgen. Wenn ich dann unter die Thüre komme, und frage, ob wir heute Abend Pfannenkuchen haben werden, so weiß die gnädige Frau, wie viel Uhr es geschlagen hat."

Eine lange, peinliche Stunde brachte die Kommerzienräthin damit zu, sich auf dem Sopha hin und her zu werfen. Die Neugierde war zwar im Allgemeinen eine ihrer Lieblings-Schwachheiten; aber da sich damit noch die Aehnlichkeit mit dem Helden in Frau Berns Prophezeihungen vereinigte, so bekam die Sache ein außerordentliches Interesse, um so mehr, da die letzten Tage so langweilig gewesen waren, daß eine Abwechslung wirklich Noth that. Endlich ging die Thüre, und die Stimme

der Frau Bern ließ das verabredete Signal hören: „Befehlen die gnädige Frau Pfannenkuchen oder Plätze auf heute Abend?“

„Ich weiß noch nicht recht, was ich will,“ sprach die Kommerzienräthin mit erkünstelter Gleichgiltigkeit. „Ich will in einer Weile hinaus kommen, und meine Befehle deßhalb geben.“

Aber diese kleine Weile, in welcher sie sich um des Scheins halber peinigte, und sitzen blieb, wurde fast unerträglich. — „Wie widerwärtig sind doch diese Haushaltungsgeschäfte,“ sagte sie, und erhob sich mit erheucheltem Unwillen, da sie nicht länger auf dem Sopha zu sitzen vermochte, der unter der gequälten Frau im buchstäblichen Sinne brannte. Sie ging auf das Zimmer der Frau Bern, warf sich in einen Stuhl und rief eifrig: „Nun, was hat Louise heimgebracht.“

„Ja, wir haben Folgendes erfahren,“ sagte Frau Bern, und stellte sich in eine rapportirende Positur vor die Kommerzienräthin. Erstens, daß der Herr von Dänemark kommt; zweitens, daß er nach Stockholm zu reisen beabsichtigt; drittens, daß er ganz ungeheuer, ja eigentlich steinreich seyn muß; viertens, daß er Wittwer ist; und zum fünften, letzten und wichtigsten, daß er gefragt hat, ob der Kommerzienrath Widen weit von hier wohne, und da man ihm antwortete, daß das Haus geradeüber ihm zugehöre, hatte er gesagt: „das ist schön!“ auf seine Uhr gesehen und hinzugesetzt; „es wird für heute Abend zu spät.“ Seinen Namen konnte Louise nicht recht auffassen; sie vergaß ihn auch in der Eile, bei der Erforschung der andern Umstände. Aber was sagt die gnädige Frau dazu?“

„Es ist wahrhaftig sehr seltsam,“ sprach die Kommerzienräthin nachsinnend. „Dachte ich nicht vom ersten Augenblick an, als ich den Menschen zu Gesicht bekam, daß es derselbe sey, den Frau Bern schon so lange vorher in den Karten ausgespäht hatte! Herr Gott! wie wundersam! Reich, vornehm, Wittwer, hm, hm! — Nach

dem Kommerzienrath Widen hat er gefragt? — Ja, ja, das gibt etwas Wichtiges! und morgen kömmt er gewiß, — weiß Sie Frau Bern, daß der Kapitän anfängt, mir zu mißbehagen; ich glaube nicht, daß der Mensch brav ist. Das sagte ich auch Widen im ersten Augenblick; aber wann lassen sich die Männer Etwas sagen? Kurzum, Ling und Rosa passen nicht für einander. Aber, wo um's Himmelswillen sollen wir jetzt so Hals über Kopfs Austern und Hummern herbekommen? Das Schlimmste ist, daß ich Widen nicht wohl einen Wink geben kann, ich wisse etwas von dem zugedachten Besuche; denn dann erräth er, wie es zugegangen ist, und das möchte ich nicht. — Aber es ist auch nicht nöthig, daß er Kenntniß davon erhält. — Laß einmal sehen, wir haben ja Hasen und Birkhühner. Es ist zu verdrießlich, daß wir den letzten Auerhahn Sonntags nehmen mußten. So muß Sie eben Schinken einlegen, Frau Bern, im Fall er sich einige Zeit hier aufhalten sollte. Morgen können wir den noch nicht benützen; wir müssen auf etwas Anderes denken; denn es ist sicher, daß ihn der Alte zum Mittagessen einladet, wenn er Vormittags einen Besuch macht.“

Der wichtige Gegenstand, der jetzt zwischen der Kommerzienräthin und ihrer Haushälterin abgehandelt wurde, nahm beinahe zwei Stunden hinweg, ehe man damit zu einem glücklichen Schlusse kam, und Frau Bern ging dann, um alle ihre Dienstboten, Geister und geringeren Kräfte in Bewegung zu setzen. Die Kommerzienräthin setzte sich an den schon lange wartenden Theetisch; aber ihre Phantasie war ganz und gar von ihren Luftschlössern eingenommen; und fast zum erstenmal in ihrem Leben, hatte ein Gegenstand ihre Aufmerksamkeit so ausschließlich in Beschlag genommen, daß sie alle äußeren Umstände vergaß, und in der Verwirrung Wasser und Rahm auf den Tisch einschenkte, so unschuldig, wie ein siebenzehnjähriges Mädchen, wenn sie über ihren ersten Hofmacher oder Freier nachsinnt.

Als die Familie am folgenden Morgen um halb neun Uhr am Kaffeetische versammelt war, trat Larsson mit einer Karte herein und fragte, wann der Herr, dessen Namen auf jener stand, die Ehre haben könne, dem Herrn Kommerzienrath aufwarten zu dürfen. Der Bediente legte die Karte auf den Tisch und zog sich zurück, um die Antwort seines Herrn zu hören. Der Kommerzienrath nahm sie und strengte seine schwachen Augen an, um bei dem noch nicht vollkommen hellen Tag die feinen Buchstaben zu lesen. Plötzlich wurden seine Wangen ganz aschgrau, die Lippen zuckten, und sein ganzes, stolzes Wesen sank zu der äußersten Unbedeutenheit zusammen. Doch schien ihm das Bewußtseyn, daß der Bediente zugegen sey, bald wieder etwas von seiner alten Gewalt in der Beherrschung seine Gefühle zu geben. Er erhob den Kopf, und sagte mit einer erzwungenen Würde, die stark gegen die vorherrschende Gemüthserschütterung abstach: „Mit dem größten Vergnügen bin ich für den Großhändler Garben zu jeder Stunde, die ihm beliebt, zu Hause.“

Sobald Larsson die Thüre geschlossen hatte, stand der Kommerzienrath auf und winkte seiner Frau, mit ihm zu gehen. Als sie schon unter der Thüre waren, wandte er sich mit den Worten zu Rosa: „Zieh' Dich an, mein Kind, öffne das Staatszimmer, und setze Dich in die blaue Stube.“ — Rosa neigte stumm den Kopf, zum Zeichen des Gehorsams; aber mit Schmerz dachte sie an den armen Ferdinand, der in tödtlicher Angst heimgegangen war, und den Erfolg ihrer Bemühung bei dem Professor abwartete. In höchster Eile schrieb sie ihm ein paar Worte, und benachrichtigte ihn, daß die Ankunft eines Fremden sie verhindere, vor Mittag auszugehen. Wenn aber kein unvorhergesehenes Ereigniß eintreffe, wolle sie auf den Abend den Professor besuchen, und ihr Möglichstes thun. Als sie ihr Billet abgeschickt hatte, ging sie auf ihr Zimmer, um nach dem Wunsche

des väterlichen Befehls eine ausgezeichnete Morgentoilette zu machen.

Indessen war die Kommerzienräthin mit heftig klopfendem Herzen ihrem bleichen verstörten Manne auf sein Zimmer gefolgt. Nachdem beide eingetreten waren, und der Großhändler den Schlüssel herumgedreht hatte, rief er in einem beinahe sterbenden Tone: „Brigitte Marie, ich bin ruinirt! ich bin verloren! — es ist ganz aus mit mir! — Himmel und Hölle! ich sehe wie es ist, — er hat Winke erhalten, — der Teufel hole alle Winke! — war ich nicht schon vorher genug in der Klemme! Das einzige Strohhalm, das mich aufrecht erhielt, war mein Kredit bei diesem Hause. Aber jetzt ist Alles vorbei! Dieser Garben hat ungeheuere Schuldverschreibungen von mir; denn während der letzten zehen Jahre haben wir weitläufige Geschäfte miteinander gemacht. Und wenn es nun, wie ich nicht bezweifle, seine Absicht ist, eine Vereinigung der Dinge, vielleicht eine Einlösung der Verschreibungen zu erhalten, so ist es ganz und gar mit mir zu Ende, und ich kann nie wieder mein Haupt erheben, sondern werde zu Spott und Schande vor der ganzen Schaar, die so lange den Machthaber in mir gesehen und verehrt hat. O ich unglücklicher, ruinirter Mann!“ — der stolze Großhändler rang die Hände, und sank jammernd auf den Sopha.

„Um Gotteswillen, lieber Widen, gib Dich zufrieden,“ bat die Kommerzienräthin beweglich. „Laß uns irgend ein Mittel ausfindig machen, um den ersten Sturm abzuwenden; denn keine Spur darf von dem wahren Verhältniß sichtbar werden. Erinnere Dich, mein Alter, der Vorschriften, die Du mir selbst am Abend an Rosa's Verlobungstag gabst, als Du mir zum erstenmale die mißliche Lage Deiner Angelegenheiten vertrautest. Beherrsche jetzt Deine Gesichtszüge, sey artig, frei und unbekümmert in Deinem Wesen, und laß uns ihn so durch Schmeicheleien, Gastmahle und allerhand Anordnungen

einschläfern, daß er nicht zu schnell Gelegenheit bekommt, an den wahren Zweck seiner Ankunft zu denken. Mir fällt allerhand ein. Ich habe gehört, daß er Wittwer ist. Ach lieber Widen, wenn Du nur auf meine Worte gehört hättest. Ich war nie für die Partie mit Kapitän Ling. Das wirst Du Dich erinnern. Wer weiß, wie sich das fügen könnte? Rosa ist reizend; wenige Männer haben sie gesehen, ohne das zu finden. Denke...."

„Ja, denk' die Pest entrückte uns,
Wenn morgen unser Weltsystem vergeht!"

unterbrach sie der Kommerzienrath ärgerlich. „Ihr Weiber seyd doch stets bereit, Pläne zu schmieden."

„Ist denn das nicht unsere Pflicht, lieber Widen," antwortete sein Weib demüthig; denn zu ihrer Ehre müssen wir sagen, daß sie ein sehr gutes und verständiges Weib war. „Ist das nicht unsere Pflicht, wenn wir glauben, unsern Männern damit helfen zu können? Wenn Du aber selbst einen bessern Plan weißt, so — überdies habe ich gehört, daß der Großhändler Garben auf einer Reise nach der Hauptstadt begriffen ist."

„Hm, hm!" sagte der Kommerzienrath und begann wie zum Zeichen eines neuen Lebens im Zimmer auf- und abzugehen. — „Brigitte Marie, mein Schatz, Du meinst es gut, das weiß ich, und wenn ich genauer über das nachsinne, was Du gesagt hast, so war wenigstens die Hauptsache nicht so toll. Gott gebe ebenso gewiß, daß wir ein Mittel auffinden könnten, um den ersten Sturm in einen schönen Sonnenschein übergehen zu lassen! Ist es nur gewiß, daß er, wie Du sagst, von hier nach Stockholm reist, und es glückt mir, die Sache so zu betreiben, daß wir die Geschäfte bis zu seiner Rückkehr aufschieben können, dann sind zwei Wochen gewonnen, ein Schatz von unberechenbarem Werth bei solchen Wendepunkten. Meine Meinung ist, daß er sich dann wird umsehen müssen, wo er einige Sicherheit für sein Geld erhalten kann, da ich gezwungen bin, sämmtliche Ansprüche meiner Gläubiger auf eine Art zu ordnen, die

zwar nicht angenehm, aber die einzige ist, die mir übrig bleibt, damit sie eine gemeinschaftliche Kasse bekommen."

„Widen, mein lieber Schatz," sagte die Kommerzienräthin mit zitternder Stimme und einem nicht unmerklichen Kopfschütteln, „Du erschreckst mich. Wäre das nicht eben so schlimm, ich möchte beinahe sagen, eben so ehrenrührig, als etwas anderes?"

„Pah, mein Schätzchen, das verstehst Du nicht," fiel der Großhändler in einem festeren Tone ein. „Ueberlasse das mir; so etwas sind Alltagsdinge. Nach einiger Zeit ist es vergessen, und man ist deßhalb ein so ehrlicher Kerl wie vorher, wenn man es nur versteht, die Sache richtig zu behandeln, und sich glücklich mit seinen schlimmsten Drängern abzufinden. Es versteht sich jedoch," setzte er hinzu, als er sah, daß seine Frau durch diese Gründe wenig getröstet schien, „daß wenn er Rosa eine solche Aufmerksamkeit schenkt, daß sich daraus abnehmen läßt, die Sachen ließen sich noch auf eine andere Art bereinigen, dieses natürlicherweise das Beste wäre; denn da wir es nun einmal für entschieden ansehen können, daß der Professor seinem eigensinnigen Vorsatze getreu bleibt, so gedenke ich auf alle Fälle dieser Parthie ein Ende zu machen. Doch wir dürfen die Zeit nicht hinwegplaudern, mein Engel! Jetzt, nachdem ich wieder einigen Raum zum Athemholen erhalten habe, fühle ich, wie meine gewöhnliche Kraft zurückkehrt. Es war nur der erste Augenblick, der mich rathlos und verwirrt zu machen vermochte. Ich werde jetzt um so mehr über den entworfenen Plan nachdenken; der Deine oder der meine muß durchgehen. Kleide Dich jetzt an, liebe Brigitte Marie, und begib Dich in's Wohnzimmer, wo ich in Kurzem selbst eintreffen werde: denn es sey ferne von mir, ihn auf meinem Zimmer zu empfangen, wo sich die Unterhaltung nothwendig um einen einzigen Punkt, um specielle oder allgemeine Geschäfte drehen würde. Nein, dem muß man insbesondere ausweichen,

und hiebei seyd Ihr Frauenzimmer der beste Bundesgenosse. Gib Rosa einen Wink, mein Schatz, daß sie einen Mann, gegen den Dein Vater in so großen und mannichfachen Verbindlichkeiten steht, mit besonderer Artigkeit empfängt."

„Ja, ja, ich werde wohl alles thun, was von mir abhängt," antwortete die Kommerzienräthin; „und ich hoffe, wir werden ihn so beschäftigen, daß er nicht viel Zeit übrig haben soll. Aber wie ist es, ladet man einige Fremde auf heute Mittag ein?"

„Für heute nur einige Herren, meine Alte! Bleibt er aber länger, so müssen wir morgen ein Hauptgastmahl geben."

„Wie Du willst," sagte die Frau und ging hinaus, um eine neue Berathung mit der Haushälterin zu eröffnen, während ihr Kopf von der Menge Gedanken schwindelte, die ihn zum Tummelplatze erwählt hatten. Nachdem sie die Thüre geschlossen hatte, stand der Großhändler ein paar Sekunden stumm mit gekreuzten Armen, dann begann er mechanisch seine Toilette, und warf dazwischen einen Blick in den Spiegel, um zu sehen, ob es ihm glückte, seine gewöhnliche, sichere Haltung wieder anzunehmen, jedoch jetzt mit einem Beisatz von zuvorkommender Artigkeit.

13.

Die Vorstellung. — Das Mittagessen. — Folgen des Morgenbesuchs beim Kommerzienrath.

In dem großen, prachtvollen, nur bei Feierlichkeiten geöffneten blauen Zimmer, saß die Kommerzienräthin und Rosa, eine jede an ihrer Stickerei; die erstere in der Ecke eines zierlichen Sophas, die letztere auf einem Tabouret am Fenster. Der Kommerzienrath stand an

einem Tische, und ergötzte sich ganz unbefangen damit, einen Papagei zu necken, der von seinem vergoldeten Gefängnisse aus nach einem Zuckerstück in der Hand seines Gebieters hakte. Dies war noch nicht lange so fortgegangen, als die Doppelthüren von Larssons derben Händen aufgerissen wurden, und gerade wie die Worte: „Der Großhändler Garben!" über seine Lippen gingen, trat auch der erwartete und gefürchtete Gast in eigener Person herein.

Es war ein bleicher und magerer Herr, von einer mehr als gewöhnlichen Länge. Seine ziemlich schönen Züge waren von einigen dünnen, hellen Haaren beschattet, welche zierlich über die gefurchte Stirne gekämmt waren, und die kleinen dunkelblauen Augen drückten Ernst mit Güte vermischt aus. Aber um seine Lippen ging ein Zug von Kraft und Bestimmtheit, der auch dann dort stehen blieb, wenn sie sich zu einem Lächeln öffneten, oder wenn es je bei einem solchen zu verschwinden schien, so fand man gleich, daß dieses Lächeln wie ein leichter Hauch vorüberflog, und nur die Oberfläche kräuselte. Doch schien er kein steifer, langweiliger Schreibtischmensch zu seyn, sondern ein ernster, aber feiner Weltmann. Er war modern und reich gekleidet. Mit gewandter Anmuth verbeugte er sich vor den Damen, und reichte dem Kommerzienrath die Hand, der mit der geschmeidigsten und artigsten Miene dem geachteten Gaste entgegenging, und ihn unter herzlichen Freundschaftsbezeugungen willkommen hieß.

„Sehen Sie hier meine Frau und meine Tochter, die sich schon längst gesehnt haben, die Bekanntschaft des Herrn Garben zu machen. Und hier, liebe Brigitte Marie und Du, mein Kind, seht ihr den Mann, von dem ich so oft und mit so vieler Achtung gesprochen habe. Wir wollen hoffen, daß er nicht verschmäht, in unseren Kreis einzutreten."

Bei dieser seltsamen Vorstellung des Kommerzienraths verneigte sich die Kommerzienräthin einmal über

das andere. Rosa machte einen tiefen Bückling mit ihrem schönen Köpfchen, ließ aber vor Verwunderung über diese Aeußerung ihres Vaters beinahe alle ihre Nähsachen auf den Boden fallen; denn so weit sie sich erinnern konnte, hatte sie den Namen des fraglichen, so sehr geachteten Mannes nie aussprechen hören, außer in Verbindung mit einer Salz- oder Getreidelieferung. Der dänische Großhändler schien ebenfalls über diesen außerordentlich freundschaftlichen und vertraulichen Empfang ein wenig verwundert, und sein ernsthafter, forschender Blick überflog die Anwesenden mit einem festen Ausdruck, worauf er mit einer höflichen Verbeugung den Stuhl nahm, den ihm der Wirth hinsetzte. Die Kommerzienräthin begann sogleich mit einer Menge Fragen über die Beschwerlichkeiten der Reise und die schlechte Beschaffenheit der Wege; aber da der Fremde sie nicht sonderlich weitläufig beantwortete, hielt sie es für's Beste, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Wie lange werden wir das Vergnügen haben, den Herrn Großhändler bei uns zu sehen?"

Der dänische Herr sah auf seinen Wirth, und antwortete artig: „Wenn es dem Herrn Kommerzienrath nicht beschwerlich fällt, so könnten wir wo möglich heute unsere Angelegenheiten vornehmen. Morgen beabsichtige ich, im Falle wir mit jenen zu Ende sind, meine Reise nach Stockholm anzutreten."

Herr Widen sandte seiner Frau einen finstern Blick zu, der sie schnell überzeugte, daß sie die Sache ungeschickt angegriffen habe, und während sie in der großen Angst ihres Herzens an einen Ausweg dachte, um ihrem Mißgriff abzuhelfen, antwortete der Kommerzienrath ruhig und in einem zum voraus wohleinstudirten Tone: „Darüber können wir heute Mittag privatim reden, wenn es Herrn Garben so recht ist."

Die Sicherheit, womit diese Worte ausgesprochen wurden, und das nicht unmerkliche stolze Mißbehagen, das sich in diesen Worten kund gab, daß der Gast in

Gegenwart der Damen einen solchen Stoff berührte, überzeugten Garben mehr, als alle Versicherungen es gethan haben würden, daß sein erster unbehaglicher Argwohn nur eine Folge jener Einflüsterungen gewesen sey, die sein Ohr erreicht hatten; denn diese Sicherheit, diese Freiheit, diesen Stolz konnte ein Mann nicht wohl annehmen, der sich in einigen Stunden am Rande des Abgrunds wußte. Nein, im Gegentheile, der ganze Ausdruck im Gesichte des Kommerzienraths zeugte von einem edlen Unwillen bei dem halben Schimmer von Mißtrauen in seinen Willen und sein Vermögen, die gewünschte Rechenschaft abzulegen. Herr Garben glaubte daher, durch die Hast, womit er zur Hauptsache kommen zu wollen schien, die Familie, von der er so freundlich empfangen worden war, beleidigt zu haben, und sprach demgemäß in einem herzlichen Tone, der dem Kommerzienrath tröstlich durch Mark und Bein drang: „Heute Nachmittag oder morgen Früh, wie es Ihnen gefällig ist. Ich befinde mich wohl genug, um mich nicht nach einer Beschäftigung zu sehnen, womit wir Merkurssöhne uns beständig abmühen." — Hierauf wandte sich Herrn Garbens Blick und Aufmerksamkeit auf Rosa, und nachdem er ziemlich gewöhnlich damit angefangen hatte, die Kunstfertigkeit zu bewundern, womit sie immer neue Blumen auf das Tuch pflanzte, brachte er mit Gewandtheit die Unterhaltung auf diejenigen Gegenstände, über die ein artiger unbekannter Mann vorzugsweise mit einem gebildeten Mädchen sprechen kann, auf Kunst, Literatur, Poesie und so weiter. Ein Paar Stunden verflogen schnell, wobei Herr Garben immer mehr Gefallen an den feinen Bemerkungen Rosa's zu finden schien, die er selbst fein hervorzurufen wußte. Ihr richtiger Takt und ihr angenehmer ungekünstelter Gesellschaftston verfehlten nicht, jetzt, wie immer, den zu entzücken, mit welchem sie sprach.

„Wir haben doch die Ehre, Herrn Garben auf Mittag wieder zu sehen," sagte die Kommerzienräthin in dem süßesten Tone, als der Gast aufstand und dabei auf seine

Uhr sah. Der Großhändler dankte verbindlich, und ging, um noch ein Paar Vormittagsbesuche zu machen. Die Familie hielt sich still auf ihren Plätzen, bis der letzte Schimmer von Herrn Garbens feinem, mit blauem Pelz gefüttertem Mantel hinter der Ecke des nächsten Hauses verschwunden war. Dann aber sagte der Kommerzienrath zu seiner Frau, indem er tief Athem holte: „Nein, was Du für eine Gans bist, Brigitte Marie! War das auch eine Frage unter solchen Umständen? Wenn ich nicht eine so außerordentliche Selbstbeherrschung besessen hätte, so würdest Du damit eine recht hübsche Revolution angerichtet haben; aber glücklicherweise benahm ich mich auf eine Art, die eine höchst vortheilhafte Wirkung auf ihn machte; das zeigte sich deutlich. Aber die Augenblicke sind kostbar und müssen klug angewandt werden. Was sollen wir mit dem Kapitän anfangen? Hast Du ihn auf Mittag einladen lassen?"

„Sey deßhalb ganz unbekümmert, lieber Widen! Rosa hat ein Billet bekommen, das sie benachrichtigt, daß Ferdinand heute auf's Land geht, um einige Tage abwesend zu seyn."

„So, nun das ist gut! Ich hatte schon auf einen andern Ausweg gedacht; aber dieser ist am besten, ja ganz vortrefflich! Und höre jetzt, Rosa, mein Kind!" wandte sich der Vater zu dem vor Erstaunen verstummten Mädchen, „höre jetzt wohl, was ich Dir sagen will, und nehm es Dir zu Herzen. Dieser Mann, den ich, wie Du gesehen hast, mit einem so ungewöhnlichen Grade von Artigkeit empfing, ist mein größter Gläubiger, der mich, versteh' mich wohl, wenn es ihm behagt, verhaften lassen und uns Alle zu Bettlern machen kann. Ich habe aus Veranlassung dieser leidigen Umstände es für das Beste gehalten, Dir selbst zu sagen, was das Ende vom Lied seyn kann, wenn wir nicht unserer Seits Allem aufbieten, um dem Unglück zuvorzukommen, oder es wenigstens zu verzögern. Von Dir, Kind, hängt viel ab. Der Großhändler Garben hat offenbar an Deiner Unter-

haltung Vergnügen gefunden. Biete Allem auf, um ihm zu gefallen. Du thust es ja nur um Deines Vaters Willen," setzte er hinzu, und klopfte der Tochter auf die Wange, die bei diesem zweideutigen Auftrag vor Unwillen erglühte. „Ja, Rosa, um Deines Vaters Willen," wiederholte er noch einmal mit unverstellter Rührung. „Wer weiß, vielleicht hältst Du in Deinen zarten Händen den Faden, der stark genug ist, um alle übrigen zu umschlingen, die jetzt nahe daran sind, zu brechen und die zweifelsohne brechen müssen, wenn sie nicht bald fester gebunden werden."

Rosa stand schweigend, sie wagte nicht aufzusehen; aber der Kommerzienrath las auch in dem niedergeschlagenen Blick die Antwort, und setzte deßhalb schnell hinzu: „Wenn all das geschehen, und das alte Widensche Haus zerstückelt ist, wie sich aus einer Kette Ring von Ring löst, — dann Rosa, hast Du vielleicht keinen Vater mehr, dem Du den Gehorsam verweigern kannst."

Der Kommerzienrath hatte wohl berechnet, wie weit er gehen durfte, um den Plan zu befördern, der ihm anfangs ungereimt erschien, der aber jetzt — er mußte es zugeben, — einen fernen Schein von Wahrscheinlichkeit hatte, wenn er richtig behandelt wurde; denn ausgezeichnet, ja mehr als gewöhnlich aufmerksam und zuvorkommend hatte sich Herr Garben gegen das Mädchen gezeigt. Es war klar, daß sie ihm gefiel, und in demselben Maaße fand es der Kommerzienrath angenehm, sich mit dem möglichen Gedanken an eine Vereinigung der beiden Häuser zu beschäftigen. Deßhalb mußten Rosa's Gefühle auf's Aeußerste gedrängt werden. Ihre Thränen strömten auf die väterliche Hand, welche sie schmeichelnd hinwegwischte, und als der Kommerzienrath so weit gekommen war, setzte er nur noch hinzu: „Ich sehe, daß Du mich verstehst, mein Kind, und Du brauchst Dir keineswegs Vorwürfe zu machen; denn unsere Angelegenheiten mögen nun ausfallen, wie sie wollen, so

wird nie etwas aus einer Parthie mit dem Kapitän. Er muß sich darein finden, wenn ich mein Versprechen zurücknehme; denn ich sehe klar ein, daß Deine Verbindung mit ihm Euer gemeinschaftliches Unglück seyn würde. Er ist ein höchst leichtsinniger, wenn auch nicht schlimmer Mensch, und von einem Freunde in der Residenz habe ich Verschiedenes über ihn erfahren; doch das gehört nicht hieher. Genug, sobald der Kapitän heimkommt, schicke ich ihm seinen Abschied. Doch trockne jetzt Deine Thränen, mein Kind, und Du Brigitte Marie, laß es Deine Sorge seyn, das Mittagessen so einzurichten, daß es bis zum Abend dauert. Dann soll Rosa spielen und singen, und der Spieltisch die übrige Zeit wegnehmen. Wenn also nicht der Teufel los ist, kann heute keine Frage von Geschäften seyn, und Morgen haben wir großes Diner."

Bei diesen Worten schickte der Kommerzienrath seiner Frau und Tochter noch einen aufmunternden Blick zu, und verließ sie sodann, um sich in seine Zimmer einzuschließen, um seine Gedanken ungestört der über ihm schwebenden Gefahr zu widmen.

Die Kommerzienräthin ging nun ebenfalls an ihre wichtigen Geschäfte, und als sich Rosa nun allein sah, brach sie noch einmal in Thränen aus, und seufzte aus tiefem Herzen die Worte hervor: „O wie erniedrigend! Ich sollte suchen, das Herz eines Mannes zu fangen, um — um — o wie abscheulich! wie würde mich Mannerstedt verachten, wenn er es für möglich hielte, daß ich einen solchen Auftrag annehmen könnte! — doch lag in meines Vaters Worten ein Unheil verkündender Ernst, als er begehrte, ich sollte mich wie eine erbärmliche Kokette benehmen, um wo möglich seine irdischen Güter zu retten! Ob die besten und reinsten Schätze meines Herzens, Unschuld und Achtung vor dem Rechten und Guten dabei verloren gingen, darnach fragte man nicht. Ich kann nicht gehorchen! Artig und freundlich will ich seyn, wie

heute früh; aber Netze auszuwerfen, um ihn zu fangen, das ist mir unmöglich. — O wie finster und umwölkt zeigt sich nicht die Zukunft! — Mannerstedt, Du herrlicher strahlender Stern! unsere Bahnen laufen wohl nie zusammen!" Rosa's Gedankengang blieb hier wie von selbst stehen. Sie lehnte den Kopf gegen die Sophakante, und fiel in einen betäubungsähnlichen Zustand; aber mit einer gewaltsamen Anstrengung riß sie sich aus dieser Art Schlummer empor, und heftete mit der Kraft ihres Willens die Gedanken auf Ferdinand. — „Was war es denn, das er schrib?" sagte sie, „ich will es noch einmal lesen." — Dabei nahm sie das Billet des Kapitäns, welches die Antwort auf ihr eigenes enthielt und durchlief Folgendes:

„Theuerste Rosa!"

„Ich bin in der betrübtesten und hoffnungslosesten Gemüthsstimmung, und jener Fremde, den Du erwähnst, erhöht meine Unruhe. Ich fürchte, dieß möchte ein gefährlicher Besuch für Deinen Vater werden, man flüstert hier schon eines und das andere, das mich auf das Höchste erschreckt. Da Du unmöglich heute und vielleicht auch morgen nicht eine Gelegenheit findest, um meinen Angelegenheiten eine Stunde beim Onkel zu widmen, so ziehe ich es vor, während dieser peinlichen Tage auf dem Lande zu verweilen, überzeugt, daß Du engelgute Rosa, sobald Du einen freien Augenblick hast, zum Professor eilen und die ganze Kraft Deiner liebenswürdigen Beredtsamkeit an seinem gerade noch nicht erstarrten Herzen versuchen wirst. Vermag irgend ein menschliches Wesen jenes zu erweichen, so bist es Du allein! — In tödtlicher Angst bringe ich drei Tage in der Ferne zu. Mittwoch Abend bin ich zurück, und hole Leben oder Tod von Deinen Lippen.

Ferdinand."

„Wie leid thut es mir um ihn!" seufzte Rosa, in-

dem sie das Billet zusammenfaltete und wieder zu sich steckte. „Das Leben von meinen Lippen, armer Ferdinand, wird ziemlich schwach ausfallen. Gott weiß, was ich Dir zu verkündigen habe; aber ich wage es nicht, an eine Hoffnung zu denken. Könnte ich nur zum Professor kommen, ehe Papa Gelegenheit findet, seinen neuen Plan in's Werk zu setzen. Dieser Vorschlag erfüllt mich jedoch mit einem Gefühl, dem ich keinen Namen zu geben weiß. Hätten nicht die heute zusammentreffenden, finstern Ereignisse alle meine Sorgen für die Zukunft wie in einen Brennpunkt gedrängt, so würde ich dieses Gefühl für eine Seligkeit gehalten haben, denn wenn wir arm werden, kann sich vieles verändern. Was aber mag das jetzt nützen? — Für Ferdinand hatte ich wenigstens Freundschaft, Theilnahme und herzliches Wohlwollen; ich hätte ihn vielleicht glücklich machen, seinen Charakter vielleicht ändern, und auf seine bessern Gefühle einwirken können — aber dieser Fremdling ist mir ganz gleichgiltig. — O Du armes Herz, mußt Du denn ewig schweigen! doch wer weiß, welche Hindernisse diesem zweiten Plan Papa's begegnen können! Garben scheint mir ein Mann von klarem Verstande zu seyn. Ich fürchte und hoffe, daß sein scharfer Blick den schimmernden Schleier durchdringen wird, den mein Vater über die dunkle Tiefe geworfen hat; und dann, ich schaudere, wenn ich daran denke! wollte Gott, daß er Muth genug besäße, um anstatt dieses falschen Prunkes das wahre Verhältniß einfach zu erklären, und an seine Ehre und seinen Edelmuth bei einer Vergleichung appelliren! Gewiß würde der Mann nicht unbeweglich seyn; denn er hat Gefühl und Bildung. Und wie gerne wollte ich nicht ein gutes, bittendes Wort beilegen! das wäre einer Tochter würdig, nicht aber die Rolle, die man mir zu spielen zumuthet. — Ach, wenn ich zu ihm hinauf gehen und ihm ganz offen meine Gedanken sagen dürfte; aber er hört mich nicht, das weiß ich zum voraus. Doch

will ich mich nicht abschrecken lassen. Heute Abend, wenn alles still geworden ist, will ich ihn auf meinen Knieen anflehen, daß er diesen Ausweg wähle."

„Rosa, Rosa," rief jetzt Carolinchens Stimme durch die halbgeöffnete Thüre. „Mamma fragt, warum Du nicht heraus kommst und ihr hilfst. Eile Dich, eile Dich, Rosa! Du sollst den Tisch anordnen, sagte Mamma."

„Ich komme, Kleine," antwortete die ältere Schwester, und über die Unthätigkeit erröthend, da alle andern die Hände voll hatten, eilte sie in den Speisesaal.

Als sich der Großhändler Garben einige Minuten nach drei Uhr wieder in dem Saale des Kommerzienraths zeigte, war eine Versammlung von Herren in verschiedenen Gruppen dort zerstreut. Ueber Tische wurde politisirt, und als der Kaffee getrunken war, setzte sich Rosa auf einen Wink ihres Vaters an das Piano. Sie war so gewöhnt, ihr Talent vor Fremden hören zu lassen, daß es jetzt wie immer vortrefflich ging. Garben nahte sich mit der eigenen stillen Vorsicht eines Musikliebhabers, und stellte sich hinter ihren Stuhl. Hier war er so ganz und gar Ohr, daß er einige Fragen des Bürgermeisters unbeantwortet ließ, welcher, weit entfernt den Geschmack des Fremden zu theilen, eifrig die Abhandlung fortzusetzen wünschte, die der dänische Kaufmann auf eine so neue und interessante Art mit ihm besprochen hatte, die aber jener zur unglaublichen Freude des Kommerzienraths und seiner Frau, die jetzt in der Stille den Erfolg ihres Planes bemerkten, und einander verstohlen zulächelten, ganz vergessen zu haben schien. Als die letzten Töne zitternd hingestorben waren, und der Bürgermeister nebst einigen andern Herren ein lautes: „Danke gehorsamst!" angebracht hatten, beugte sich Herr Garben zu ihr nieder und sagte artig: „Ein solcher Genuß wird meiner Ansicht nach durch platte Dankbezeugungen nur entweiht; aber ich sehe hier Gesangnoten, und ich würde mich unendlich glücklich schätzen, wenn ich

einen der reinen Töne hören dürfte, die in dem Herzen einer nordischen Nachtigall wohnen."

Rosa erröthete über die feine Schmeichelei, neigte leicht den Kopf und antwortete freundlich lächelnd: „Gerne; aber Herr Garben wird sich selbst die Schuld beimessen müssen, wenn die Nachtigall die Erwartung ihres Lobredners täuscht."

„Darein will ich mich finden," sagte der Großhändler verbindlich, und zog sich an das andere Ende des Zimmers zurück, wohin ihm die übrigen Herren folgten. Rosa präludirte nicht lange, denn Ziererei war ihr zum Ekel, und bald ließ sie das Accompagnement zu Geijer's Freibeuter hören. Der herrliche Schluß desselben bebte wie ein Geisterhauch durch den Raum, und schlug manche sanftere Saite in den mehr oder weniger musikalischen Seelen der stummen Zuhörer an. Der erste, der seine Stimme erhob, als Rosa geendet hatte und in demselben Augenblicke aufstand, war der Bürgermeister B. — „Auf meine Ehre!" sagte er, „Fräulein Rosa singt den Freibeuter besser, als meine Frau! Sie müssen das zusammenüben; denn Aurora's Piano ist auf alle Fälle weit besser. Es kostete mich auch ein hübsches Geld, 600 Reichsthaler Banko. Was gab der Herr Bruder für das hier?"

„Nicht viel weniger," erwiederte der Kommerzienrath etwas ärgerlich und die Kommerzienräthin betheuerte laut, daß der Kandidat Mannerstedt, der, wie jeder wußte, mehrere Instrumente so geschickt zu behandeln verstünde, und allgemein die Piano's in der Stadt stimmte, oftmals versichert habe, Rosa's Piano sey doppelt, ja dreifach so gut, als das der Frau Bürgermeisterin.

„Wie hat er so etwas sagen können?" entgegnete der Bürgermeister blutroth. „Er hat über Sachen geurtheilt, die er nicht versteht. Aber da sieht man die Folge davon, wenn man aufgeblasene, eigenliebige

Bursche in sein Haus aufnimmt, die glauben, sie verstehen alles, und nicht einmal das können, was sie am nothwendigsten wissen sollten, nämlich wie sie ihre Zunge bemeistern sollten."

„Nun, nun, das war ja kein Majestätsverbrechen," scherzte die Kommerzienräthin schadenfroh. „Herr Mannerstedt hat immer einen Grund, wenn er etwas behauptet, und ist überdies," setzte sie in einem wichtigeren Gönnertone hinzu, „einer meiner Lieblinge; ein recht hübscher Jüngling, gelehrt, verständig und bescheiden; ein wahrhaft ungewöhnlicher junger Mann."

„Ein eigenliebiger eingebildeter Narr ist er," antwortete der Bürgermeister durch das Lob noch mehr erbittert, das die Wirthin an ihn verschwendete. „Und hätte er nicht dieser Tage selbst seine Lektion in meinem Hause aufgesagt, so würde ich ihn verabschiedet haben; denn ein solcher Musiklehrer verdirbt durch seine Ungeschicklichkeit die Anlage der Kinder, anstatt sie auszubilden. Wahrscheinlich hatte der gnädige Herr eine Ahnung von meiner Absicht, und hielt es deßhalb für besser, mir zuvor zu kommen."

„Nein, darin täuschen Sie sich sehr," versicherte die Kommerzienräthin; „ich glaube nie, daß er daran gedacht hat, aber er ist jetzt im Begriff, nach Lund abzureisen, und hat deßhalb alle seine Lektionen aufgesagt. Uns thut dies sehr leid, nicht allein, weil er ein unersetzlicher Verlust bei den Kindern ist, sondern auch, weil wir an dem armen, bescheidenen Jüngling eine angenehme und gute Gesellschaft verlieren."

Der Bürgermeister zuckte mit einem verächtlichen: „Ich bedaure!" die Achseln, und während hier der kleine Zwist fortging, hatte sich der Großhändler Garben Rosa genähert, welche, indem sie ihre Arbeit zusammennahm und ordnete, mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte, wie die Mutter den Abgott ihres Herzens vertheidigte.

„Ich preise meine Kühnheit und mein Ahnungs-

Vermögen," sagte der dänische Herr, und nahm an der Seite des Mädchens Platz. „Fräulein Widen hat ihr Talent bis zu einem seltenen Grad über den Punkt hinaus ausgebildet, wie man es blos zu seinem Vergnügen übt." — Er sah ihr freundlich und dankbar in's Auge.

„Herr Garben ist sehr artig," lächelte Rosa; „man kann überdies nie wissen, wozu Talente nützen können; oder besser gesagt, ob man sie nicht einmal zu etwas anderem, als seinem Vergnügen nöthig hat."

Garben wollte etwas darauf antworten, als der Kommerzienrath herzu trat, und ihm meldete, daß der Spieltisch seiner warte. Der dänische Kaufmann stand auf, und verließ mit einer verbindlichen Verbeugung die schöne Göttin des Hauses.

Es war über zwei Uhr in der Nacht, als sich die Gesellschaft trennte, und der Gast schien froh und zufrieden, als er Abschied nahm, um so mehr, da der Kommerzienrath eine Frage, die auf seinen Lippen schwebte, ihm dadurch abnahm, daß er zu ihm sagte: „Morgen, bei Zeiten werde ich mir das Vergnügen nehmen, Herrn Garben meine Aufwartung zu machen und ihn zum Frühstück zu holen," dies setzte er hinzu, als der Großhändler schon auf der Straße unten war.

Als Alle fort waren, und der Hausvater, der in Wahrheit nach einer so mehrstündigen Anstrengung der Ruhe bedurfte, das Licht nahm, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben, faßte Rosa seine Hand, und während sie allein waren — denn die Kommerzienräthin befand sich draußen und die kleinen Geschwister waren zu Bette gegangen. — benützte sie die Gelegenheit, und bat ihren Vater demüthig und beweglich, wie auch der Zustand seiner Angelegenheiten seyn möge, sich lieber der Redlichkeit des Fremden anzuvertrauen, als — als — sie schwieg, sie wagte es nicht, ihre Gedanken auszusprechen; aber das bittende, thränenvolle, auf den Vater gerichtete Auge drückte mehr aus, als Worte vermochten.

„Als durch einen falschen Schein ihn blenden und betrügen," schloß der Kommerzienrath den unvollendeten Satz. „Aber glaube mir, meine Tochter, das verstehst Du platterdings nicht, und mußt es nicht versuchen, mich so etwas kennen lernen zu wollen, denn es steht dem Weibe nicht an, am allerwenigsten aber der Tochter, sich in die Angelegenheiten des Mannes zu mischen. In allem Andern höre ich gerne Deine Meinung, da ich weiß, daß Du ein verständiges Mädchen bist; aber in diesem Falle urtheilst Du wie der Blinde von der Farbe. Thue deßhalb nur ganz einfach, was ich gesagt habe, und alles kann noch gut endigen, ja recht gut, mein Kind."

„O Papa, bester Papa!" bat Rosa und schüttelte betrübt und ungläubig ihr schönes Köpfchen, „dießmal ist es mir unmöglich zu gehorchen; ich kann und will keinem Manne nach Berechnung gefallen."

„Mit oder ohne Berechnung," erwiederte der Kommerzienrath ungeduldig, indem er die Hand aufs Schloß legte, „das ist dasselbe. Genug, wenn es geschieht und Du Dich im übrigen so aufführst, wie ich es von einem Mädchen erwarten kann, das Verstand genug besitzt, um einzusehen, daß sie im andern Falle sich selbst ihren Vater und ihre ganze Familie ins Unglück stürzt. Doch wir wollen nichts mehr von der Sache sprechen; ich habe außerdem Kummer genug. Gute Nacht, mein Kind!" Er küßte seine Tochter auf die Stirne und schloß die Thüre.

Der Großhändler Garben saß am folgenden Morgen bei seiner Pfeife und Kaffeetasse, als man zu seinem großen Vergnügen den Kommerzienrath Widen meldete. Nach einigen vorausgehenden Artigkeiten von Herrn Garbens Seite in Betreff des gestrigen Vergnügens, erkundigte er sich nach dem Befinden der Damen. Der Kommerzienrath dankte verbindlichst, und bat ihn selbst zu kommen und nach ihnen zu sehen.

„Ich fürchte, es ist mir unmöglich," sagte der Dänische Herr;" es dürfte sonst auch heute nichts aus unsern Geschäften werden."

„Ei wir haben ja den ganzen Tag vor uns," entgegnete der Kommerzienrath; „denn ich hoffe, Herr Garben, gedenkt nicht vor Morgn abzureißen?"

„Das wäre mir sehr ungeschickt," meinte der erstere. „Ich sollte eigentlich schon heute Abend unterwegs sein; denn ich muß durchaus an einem bestimmten Tage dort eintreffen; doch ich hoffe, es wird gehen, wenn ich Morgen bei Zeit abreise."

„Wie lange beabsichtigt Herr Garben in Stockholm zu bleiben?" fragte der Kommerzienrath.

„Höchstens acht Tage und bei meiner Rückkehr können wir das durchsehen, woran wir heute nicht mehr kommen; aber ich wünsche, daß wir je eher je lieber damit beginnen. Deßhalb erbitte ich mir von dem Herrn Kommerzienrath als die größte Gefälligkeit, wenn Sie sich nicht mit Gesellschaft belästigen wollten, da dieß ernstere Geschäfte hindert; und da sich meine Reise nicht länger aufschieben läßt, so bitte ich um Erlaubniß, den Herrn Kommerzienrath um halb eilf Uhr auf seinem Zimmer besuchen zu dürfen."

„Wie Herr Garben befiehlt, ich hatte freilich die Absicht, einige Freunde auf Mittag zum Essen zu bitten; aber wir können damit bis zu Ihrer Rückkehr warten; denn zuerst Geschäfte und dann Vergnügen, pflegte mein seliger Vater zu sagen, und darin hatte er recht. Also um halb eilf! Höchst willkommen bis dahin! alles wird in Ordnung seyn. Herr Garben nimmt wohl zuerst ein kleines Frühstück mit meiner Familie ein; nachher sind wir dann ganz ungestört?"

Herr Garben wollte sich das Frühstück verbeten; aber der Kommerzienrath erhielt endlich seine Einwilligung, verbeugte sich und nahm Abschied.

Als der bedrückte Mann heim kam, winkte er seiner

Frau mit den Augen, ihm in das nächste Zimmer zu folgen. Die Kommerzienräthin ahnte nichts Gutes, denn sie sah, daß seine Knien zitterten und nachdem Beide unter tiefem Schweigen sich gesetzt hatten, sagte der Kommerzienrath in dumpfem Tone: „Denke nicht an ein Mittagessen; daraus wird nichts. Er kommt punkt halb eilf Uhr, und Einwendungen, Ausflüchte und Einladungen, wenn wir auch die ganze Stadt zusammen brächten, führen zu nichts. Alles das rückt das Ziel unseres Strebens n cht näher; es ist bestimmt, und ich faßte deßhalb den bestmöglichen Entschluß nämlich den, ihn so ruhig und fest, als ich es vemochte, zu den Geschäften willkommen zu heißen. Mit größter Schwierigkeit nöthigte ich ihm das Versprechen ab, mit uns zu frühstücken, und hierauf baue ich meine letzte Hoffnung auf Aufschub bis zu seiner Rückkehr."

„Nun aber, was ums Himmelswillen, lieber Widen, mag Dein Plan seyn?" fragte die Kommerzienräthin zitternd, und schmiegte sich voll Unruhe an den gequälten Mann. „Sprich, mein Alter, laß hören!"

Der Kommerzienrath beugte sich vorsichtig zurück, die Kommerzienräthin hielt ihr Ohr an seine Lippen und jetzt folgte eine lange und flüsternde Unterhaltung, die von leisem Ausrufen der Frau unterbrochen wurde, welche jedoch Befriedigung auszudrücken schienen. Endlich erhob sie sich und sprach halb ängstlich, halb lächelnd: „Wenn das nur nicht gefährlich ist, lieber Widen."

„Nicht im geringsten" versicherte der Kommerzienrath; „ich glaube im Gegentheile, daß es mir gut thun wird. Gehe jetzt nur, sey vorsichtig, und komme gleich zurück!"

Die Frau ging hinaus, trat in das Schlafzimmer, riegelte die Thüre und ließ die Gardine herab, worauf sie still und eilig eine kleine Schatouille öffnete, in der allerhand verwahrt wurde. Sie besah verschiedene Päckchen in Form von Pulver; die Ueberschriften wurden mit

viel Genauigkeit untersucht, und nun schnell zwei herausgenommen, welche sie behend zwischen die Falten des Rockes steckte, und nachdem alles wieder in gehörige Ordnung gebracht war, kehrte Madame Widen zu dem wartenden Gatten zurück. Hier wurden ebenfalls die Gardinen herabgelassen; sie nahm das versteckte Gut hervor, und sagte in fast weinerlichem Tone: „Es ist zu toll, lieber Widen! glaubst du denn, daß es keine andere Hülfe giebt?"

„Nein, hab' ich Dir gesagt," erwiederte der Kommerzienrath ungeduldig; „mit dem Mädchen kann durchaus nichts ausgerichtet werden, bis er zurück kommt. Das Einzige, was wir erreichen können, ist, daß wir Zeit gewinnen. Verschwende sie also nicht unnöthig, Brigitte Marie, sondern eile Dich."

Die Kommerzienräthin schüttelte ohne eine weitere Einwendung die beiden Pulver in ein Glas, goß etwas Wasser darauf, schüttelte es um und reichte es ihrem Manne. Der Kommerzienrath verschluckte es grinzend, spuckte aus und sagte: „Pfui Teufel, wie schlecht! Doch wenn es nur hilft, so mag es hingehen. — Jetzt schnell, Brigitte Marie, alles in Ordnung gebracht, Vorsicht und Klugheit!" — das Ehepar ging nach verschiedenen Seiten hinaus.

14.

Das Frühstück. — Eine Scene bei Professor Ling.

Als der Großhändler Garben um die festgesetzte Zeit anlangte, wurde er von der Familie im Speisesaal empfangen, wo man ein kleines vortreffliches Frühstück aufgetragen hatte. Mit leichtem Herzen sah Herr Garben, daß auf keine Fremde gerechnet war und alles eine

baldige Erledigung des gewünschten Zweckes zu versprechen schien.

Das ganze Frühstück hatte ein geschäftsmäßiges Aussehen: kalte Speisen und eine geordnete schnelle Bedienung, wie wenn man Eile hätte. — „Wir werden Allem aufbieten, um ein desto besseres Mittagessen zu haben," lächelte die Kommerzienräthin, indem sie artig dem Gaste zusprach, etwas mehr à la daube zu nehmen; „aber ich muß mir doch die Ehre nehmen, Ihnen zu sagen, daß mein Mann die Langsamkeit nicht liebt, sobald von Geschäften die Rede ist. Ich wollte daher unserem geschätzten Gaste zeigen, wie die schwedischen Frauen den Wünschen ihrer Männer zu begegnen wissen, und das Frühstück wurde deßhalb etwas übereilt."

„Ich finde es ausgesucht," versicherte Herr Garben, und zeigte durch sein Benehmen, daß er nach bester Ueberzeugung sprach. „Aber," setzte er hinzu, „was den freundlichen und gütigen Charakter der schwedischen Damen betrifft, so halte ich es für meine Pflicht, zu versichern, daß, so vollkommen ich auch von ihren liebenswürdigen Eigenschaften überzeugt bin, die dänischen Frauen ihren Schwestern in diesen Tugenden nichts nachgeben; und da ich bald selbst Ehemann seyn werde, so sehe ich mich desto mehr veranlaßt, diese Behauptung zu verfechten."

Bei dieser unvermutheten Neuigkeit ließ die Kommerzienräthin eine Essigschale über ihr neues Tibetkleid fallen, und der Kommerzienrath sagte: „Wir haben die Ehre, zu gratuliren," stürzte aber in demselben Athemzug ein Glas Portwein hinab, wie wenn es Leben oder Tod gälte, wer zuerst ein solches verschlinge. Inzwischen war die Frau wieder hinlänglich zu sich selbst gekommen, um, während sie mit der Serviette die Essigflecken auf ihrem Kleide abtrocknete, in dem süßesten Tone zu sagen: „Ach, wie angenehm, eine so interessante Neuigkeit zu hören! Wir dürfen doch hoffen, Herrn Garben mit seiner Frau bei uns zu sehen, wenn Sie das nächstemal Schweden besuchen?"

Als Mamma geendet hatte, erhob Rosa frei und anmuthig ihr Glas, stand etwas auf und sagte mit unverstellter herzlicher Freude: „Glück und Wohlfahrt und einen freundlichen Gruß für Herrn Garbens Braut!“

„Ich danke, ich danke auf das Verbindlichste,“ erwiderte der dänische Großhändler, und brachte das Glas an seine Lippen. „Meine Braut hat die Ehre, Fräulein Widen sehr zu gleichen, und ich habe mich deßhalb so heimisch und behaglich in der Gesellschaft ihres Abbilds gefühlt.“

„Sehr verbunden,“ lächelte Rosa. „Ich glaubte nicht, daß Herr Garben eine so junge Braut gewählt hätte.“

„Nun, obwohl ich mich selbst im mittleren Alter befinde, so liebe ich doch noch das Jugendliche, besonders bei Bräuten. Meine Rika ist nicht viel über neunzehn Jahre alt.“

„Ist Alles in Ordnung?“ fragte der Kommerzienrath in eiligem und ungeduldigem Tone den ersten Buchhalter, welcher aus allen Kräften bemüht war, einen Birckhuhnflügel zu zerschneiden, der etwas zäh zu seyn schien.

„Alles, Herr Patron!“ Der Buchhalter sprach und aß mit gleicher Geschwindigkeit; denn er sah den Augenblick herannahen, wo die Stühle gerückt werden würden; und er fühlte, daß er noch nicht Ladung genug eingenommen hatte, um damit ausreichen zu können, bis man sich wieder zu Tische setzen würde, was, wie er befürchtete, sich weit in den Tag hinein verzögern könnte.

„Wie bald dürfen wir die Herren zurück erwarten?“ fragte die Kommerzienräthin unbefangen, und rückte den Stuhl.

„Um drei Uhr wie gewöhnlich, Brigitte Marie,“ sprach der Kommerzienrath und sah auf seine Uhr: „doch jetzt ist es Zeit, wenn es Herrn Garben gefällig ist.“ — Dieser nickte beifällig; aber in demselben Augenblick, als

sich der Kommerzienrath erheben wollte, schwankte er auf seinem Stuhle hin und her; einige heftige Zuckungen, wie von einem tödtlichen, innern Schmerz, verzerrten seine Züge, und er schien nahe am Umsinken. Die Frau kreischte in einem herzzerreißenden Tone: „Widen, mein lieber Freund, um Gotteswillen, was ist Dir?“

Jetzt sprang die Gesellschaft Hals über Kopf vom Tische auf, der erste und zweite Buchhalter liefen herzu und unterstützten ihren Patron, der zum Sopha mehr geschleppt wurde, als ging. Dort sank er unter heftigen Zuckungen und erschöpft vom gedämpften Schreien nieder. Rosa lief mit Wasser herbei, die Kommerzienräthin brachte Tropfen, und Alles war Lärm und Bewegung. Der erste Buchhalter wurde nach dem Arzte gesandt, und Herr Garben suchte freundlich und mitleidig die Frauenzimmer zu trösten; aber so weit es die bekümmerte Gattin betraf, war aller Trost vergeblich, alle Worte umsonst. In tödtlicher Angst flog sie ab und zu, weinte und rang die Hände mit einer Verzweiflung, die höchst rührend und natürlich schien. Jetzt zeigten sich Symptome zu gewaltsamem Erbrechen bei dem Kranken, und Madame Widen beruhigte sich.

„Frau Bern, Frau Bern!“ rief sie aus allen Kräften. „Komm' und helfe Sie! wo ist Larsson? — und Stinna — und Louise? wir müssen meinen armen Alten zu Bette bringen, ehe der Doktor kommt!“

Mit größter Schwierigkeit wurde die irdische Hülle des Kommerzienraths in das Schlafzimmer gebracht, wo er noch gerade zu rechter Zeit anlangte; denn Rosa und der Großhändler Garben, die im äußern Zimmer geblieben waren, hörten sehr deutlich durch die offene Thüre, daß die Symptome nicht gelogen hatten. Es war ein unerhörtes Schreien und Lärmen, und als nun der Kommerzienrath matt und kraftlos auf die Kissen niedersank, schluchzte die Kommerzienräthin überlaut, kniete am Bette nieder und flüsterte ihrem Manne leise in's

Ohr: „Lieber Widen, Du bist so blaß, Du machst mir wirklich Angst! — Sieh' auf! — Ich sterbe vor Schreck!" Aber der Kommerzienrath sah nicht auf, sondern blieb bleich und mit geschlossenen Augen liegen, und jetzt ging ein neuer Bote an den Arzt ab.

Endlich stand dieser am Bette des Kranken, und erklärte, der Kommerzienrath habe sich heftig erkältet, und wahrscheinlich noch dazu am vorigen Tage etwas Unverdauliches gegessen. Als der Doktor schweißtreibende Mittel und Ruhe verordnet hatte, erklärte er weiter, daß die Sache von keiner Bedeutung sey, und der Kommerzienrath wahrscheinlich in einigen Tagen wieder ganz gesund seyn würde, wenn nämlich kein Fieber dazu käme.

Herr Garben und Rosa hörten jedes Wort. „Gott sey Dank!" sagte das Mädchen, „der Doktor gibt gute Hoffnung! Und wenn der Herr Großhändler morgen noch da bleiben könnte, so wäre er vielleicht dann so weit hergestellt, um die so unglücklicherweise aufgeschobenen Geschäfte wieder vornehmen zu können."

„Es ist mir leider unmöglich, länger zu zögern. Ich muß im Gegentheile noch heute abreisen; denn da hier jetzt nichts gethan werden kann, so bringt mir eine schleunige Abreise wenigstens den Gewinn, daß ich um so bälder zurück seyn kann, und ich hoffe, mit Gottes Hülfe den Herrn Kommerzienrath dann wieder vollkommen hergestellt zu finden."

Da der Kranke versuchen sollte, etwas Ruhe zu genießen, trat der Doktor und die Kommerzienräthin in das Wohnzimmer heraus.

„Ach, wie traurig, mein bester Herr Garben!" seufzte Madame Widen, und schüttelte betrübt den Kopf; „wie wenig wissen wir arme Menschen in der einen Minute, was die andere bringt. Ich hatte auf einen so angenehmen Abend im häuslichen Kreise, nach den Arbeiten der Herren, gerechnet; nun ist es für diesmal mit der Freude vorbei. Wir werden aber doch bald das Vergnügen haben, Herrn Garben wieder zu sehen?"

„In vierzehn Tagen hoffe ich zurück zu seyn; doch ich will Ihnen bei der Unruhe, die in ihrem Hause herrscht, nicht länger beschwerlich fallen.“ — Herr Garben nahm Abschied, küßte den Damen artig die Hand, und wurde von der Kommerzienräthin unter unaufhörlichem Bedauern bis zu der untersten Treppe begleitet,

Zwei Stunden später, als Madame Widen allein im Krankenzimmer ihres Mannes saß, fuhr der große Reisewagen vor der Svanstedtischen Thüre vor. Das Wirthshauspersonale trieb sich mit eben solcher Dienstfertigkeit herum, wie bei der Ankunft des Reisenden. Endlich war Alles im Reinen. Der Kutscher klatschte mit der Peitsche, Großhändler Garben lüftete artig die Reisemütze, der Wirth verbeugte sich mit dem Hute in der Hand, der Wagen rollte die Straße dahin und die Kommerzienräthin sagte, tief Athem holend: „Gott sey Lob und Dank! jetzt ist er fort, mein Alter!“

Der Kommerzienrath erhob sich im Bette, und sagte mit einem halb süß, halb sauern Lächeln: „Das ging verflucht hart, doch es ging. Jetzt müssen wir auf etwas Anderes denken. Es war eine Gnade des Himmels, daß er von seiner Verbindung sprach; sonst hätte ich bei den Hoffnungen, die wir auf Rosa setzten, nichts als eine Frist von vierzehn Tagen gewonnen. Jetzt dagegen, da es mit dem Mädchen nichts werden kann, muß ich meinem ersten Plane folgen; dabei bleibt's.“

Als der Kommerzienrath sah, daß sich seine Frau auf einige Einwendungen bereit machte, setzte er in einem Tone, dessen er sich selten bediente, und gegen den sie deßhalb keinen Einwurf wagte, hinzu: „Brigitte Marie, meine Alte, geh' in das nächste Zimmer; ich muß meine Gedanken sammeln.“

Den Tag darauf hüllte sich Rosa in ihren Mantel, und ging in der Dämmerung nach dem Hause des Professors, um den kitzlichen Auftrag, den sie Ferdinand zu liebe übernommen hatte, auszuführen. Professor Ling saß

mit der Pfeife im Mund in dem bequemen Lehnstuhl vor seinem guten Kaminfeuer; und während er schmauchte, tönte das gewöhnliche: „hm, hm!“ von seinen Lippen.

Leise schlich Rosa auf dem weichen Teppich zu ihm hin und klopfte ihm auf die Achsel. „Guten Abend, bester Onkel! Wie steht es?“

„Ei, bist Du es, liebes Kind?“ Der Professor wandte sich freundlich um; „kommst Du doch noch und siehst nach mir? Das hätte ich nach dem, was vorgefallen ist, kaum erwartet; aber Du bist ein herzliebes und braves Mädchen, und jetzt wie immer innig willkommen.“

„Ich verstehe nicht, was Onkel meint,“ sagte Rosa verwundert, „warum sollte ich nicht herkommen?“

„O, ich dachte nur: seitdem mir Dein Vater gestern Morgen den Brief dort schrieb, den er Dir vermuthlich nebst meiner Antwort gezeigt hat, könntest Du Dich veranlaßt finden, dasselbe zu thun, was die Mädchen bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen, und Dich zurückziehen.“

„Weder von seinem eigenen Brief,“ betheuerte Rosa, „noch von der Antwort des Onkels hat er mir ein Wort gesagt. Papa ist seit gestern Vormittag bedeutend erkrankt, und ich glaubte ihn nur von den Angelegenheiten in Anspruch genommen, die gerade vorlagen.“

„Nun, so setze Dich, liebes Kind,“ fuhr der Professor fort, „dann magst Du das Billet selbst lesen, das mir Dein Vater gestern Morgen schrieb. Siehe, dort auf dem Tische liegt es; das Uebrige werde ich Dir nachher erzählen.“

Mit einem nicht geringen Zittern nahm Rosa das Papier, zündete das Wachslicht an und las bei dessen düsterem Scheine folgende Zeilen von der Hand des Kommerzienraths:

„Hochgeehrter lieber Freund und Bruder!“

„Schon lange her war es meine Absicht, die freundschaftliche Frage an den Herrn Bruder zu thun, ob er

gesonnen sey, seinem Neffen entweder eine größere Summe in baarem Gelde oder in einem Grundstücke zu übermachen, was, wie der Herr Bruder einsehen dürfte, durchaus nothwendig ist, wofern er in eine Verbindung mit meiner Tochter treten will; denn obwohl ich hoffe, Rosa eine passende Mitgift geben zu können, so wird dies doch nicht weit ausreichen, da der Kapitän weit bedeutendere Schulden hat, als der Herr Bruder wahrscheinlich ahnt, die doch natürlich bezahlt werden müssen, ehe man an etwas Anders denkt. Ich bin weit entfernt, dies wie eine Forderung zu verlangen. Der Herr Bruder wird natürlich nach eigenem Gutdünken über sein Vermögen verfügen. Nur so viel will ich gesagt haben, daß im Fall der Herr Bruder diesen Vorschlag unbillig findet, und nicht darauf eingehen will, ich mich hiemit genöthigt sehe — so lieb es mir auch gewesen wäre, mit einem alten Freunde in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu treten, — die Verbindung des Kapitäns mit meiner Tochter aufzulösen; denn der Herr Bruder wird leicht einsehen, daß es nur das Unglück der jungen Leute begründen hieße, wenn man sie ohne bestimmte Aussichten auf ein Auskommen mit einander vereinigte. Ich wollte mich in dieser kitzlichen Sache lieber geradezu an den Herrn Bruder selbst wenden, da ich mehreremale ohne Erfolg mit Kapitän Ferdinand darüber gesprochen habe, der sich wahrscheinlich nicht die Mühe nahm, die Sache Ihnen vorzubringen. Deßhalb ist es meine Pflicht, dies zu thun, und ich setze hinzu, daß die Verlobung nie veröffentlicht worden, oder vielmehr gar nie zu Stande gekommen wäre, wenn ich einmal daran gezweifelt hätte, mein Herr Bruder würde zur Einrichtung der jungen Leute mit Vergnügen das Seinige beitragen.

In Erwartung einer Antwort habe ich die Ehre zu seyn, des Herrn Bruders gehorsamster Diener

Peter Widen."

Tief erröthend und verlegen legte Rosa das Blatt zusammen.

„Davon wußtest Du nicht das Geringste, Kind?“ fragte der Professor, und sein scharfer Blick schien die dunkelsten Verstecke ihrer Seele durchdringen zu wollen.

„Von dem Briefe kein Wort, bester Onkel,“ versicherte Rosa; „aber vorgestern Abend schon sagte mir Papa, daß er gesonnen sey, aus den hier angegebenen Ursachen sein Versprechen zurückzunehmen. Wie das geschehen sollte, oder daß er sich an den Herrn Onkel zu wenden beabsichtigte, davon erwähnte er kein Wort.“

„Das mag wohl seyn; aber sage mir jetzt aufrichtig, mein Kind, was für Gefühle empfandest Du dabei? Aber Du mußt vollkommen aufrichtig seyn.“

„Darf ich das wagen, bester Onkel?“ fragte Rosa bittend, und strich ihm schmeichelnd die grauen Haare aus der gerunzelten Stirne.

„Freilich, mein Kind,“ sprach der Professor; „ganz so wie wenn Du vor einem höheren Richter stündest, als ein armer sündiger Mensch. Sprich mein Kind!“

„Nun wohl,“ sagte Rosa, „ich will die Wahrheit reden. Mein Gefühl bei diesen Worten meines Vaters, war zwar etwas unklar; denn es vermischte sich damit noch eine Menge anderer, die mit ihm kämpften. Aber doch war es mir eine Erleichterung sich frei zu fühlen; denn während der Zeit, als wir verlobt waren, habe ich Ferdinands Charakter genau beobachtet und gefunden, daß wir keineswegs jene Uebereinstimmung in den Ansichten und Gefühlen besitzen, die nothwendig ist, um mit der Hoffnung auf einiges Glück ein ganzes Leben zusammen zu wandern. Aber wenn ich auch, was ich oft that, annahm, daß diese sich mit der Zeit einander anpassen könnten, so gab es doch noch Etwas, was mir den Gedanken an Glückseligkeit durchaus verbot; denn erst neulich habe ich erfahren, daß es ein ganz anderes

Gefühl als Liebe war, das Ferdinand veranlaßte, um meine Hand anzuhalten."

„Hm!" sagte der Professor; „Du hast viel Aufklärung in dieser Sache erhalten. Willst Du jetzt nicht auch so aufrichtig seyn und mir sagen, ob es Liebe war, was Dich zum Jawort vermochte, als es in Deiner freien Wahl stand, Nein zu sagen?"

Rosa glühte wie die herrlichste ihrer Namensschwestern. — „Bester Onkel, sey nicht so streng," bat sie. „Ein Mädchenherz ist ja eine verbotene Stätte für jeden fremden Blick! ist es nicht so?"

„Keineswegs," sagte der Professor ernst; „Verlobung und Heirath sind gerade auch keine Spielwerke. Warum gabst Du ihm Dein Versprechen, wenn doch allem Vermuthen nach Dein Herz dabei kalt blieb?"

„Lieber, bester Onkel, ich will gestehen, daß ich Ferdinand nicht liebte; aber ich glaubte, er liebe mich, und wenn ich damit die Achtung und das Wohlwollen vereinigte, das er mir einflößte, so wagte ich zu glauben, daß diese Gefühle ein hinreichender Bürge für unser künftiges Glück seyen. In dem Augenblick, wo ich ihm anzugehören gelobte, empfand ich auch, daß es von nun an meine Pflicht sey, für die Beförderung seines Glücks zu leben. Aber ich habe gefunden, daß dieses nie durch den Besitz meiner Hand begründet werden konnte, wenn auch mein Herz sie begleitet hätte; wäre er mir hingegen wahrhaft ergeben gewesen, und hätte seine bessere irdische Glückseligkeit auf mir beruht, dann, mein bester Onkel, würde ich diesen Pflichten, wenn auch nicht mit Liebe, so doch mit dem innigen Wunsche und festen Vorsatze entgegen gekommen seyn, mich des heiligen Namens seiner Gattin würdig zu machen."

„Das ist wohl möglich," sagte der Professor; „aber auf alle Fälle war es unrecht, mein Kind, daß Du in dieser Jugend Deine Hand ohne Dein Herz weggeben wolltest. Früher oder später wäre wahrscheinlich das

Mächtigste aller menschlichen Gefühle auch in Deiner Brust erwacht, und wie grenzenlos unglücklich wäret Ihr nicht dann geworden; denn der Versucher ist mächtig, und auch in der stärksten Seele wird er nicht ohne Qual und Kampf besiegt."

Rosa schwieg; aber sie lehnte ihren Kopf an die Schulter des Professors, und als sein alter Arm die zarte Gestalt umschlang, fühlte er sie von einer gewaltsamen Bewegung erschüttert. Der Professor wandte sein Gesicht gegen das ihre; es war mit Thränen überschwemmt. „Nun, nun," sprach er sanft und gutmüthig, „laß es jetzt gut seyn! Ich sehe, wie es steht, und wußte es vorher; aber verlasse Dich darauf, daß Du in mir einen Freund hast, der Dir unter allen Wechseln treu bleiben und so lange er den Kopf aufrecht zu erhalten vermag, an Deinem Glücke arbeiten wird. Ich hätte gewünscht, Mädchen," setzte er tief gerührt hinzu, „daß Ferdinand Deiner würdig gewesen wäre, und Du ihn so geliebt hättest — wie Du Mannerstedt liebst. Ich hätte Dich so gerne Tochter genannt; doch in meinem Herzen sollst Du stets diesen Namen tragen."

Er schwieg und zwei große Thränen, heilige Bürgen seines heiligen Versprechens, rannen über seine Wange herab und vermischten sich mit denen des Mädchens, die vor Staunen und Rührung verstummt war.

In tiefem Stillschweigen vergingen einige Minuten; endlich fanden Beide so viel Fassung, um den abgebrochenen Gegenstand fortsetzen zu können. — „Was für eine Antwort gab mein guter Onkel meinem Vater?" fragte Rosa, und strebte, ihrem Tone einige Sicherheit zu geben.

„Nun, Kind, ich antwortete auf meine gewöhnliche, kurze und bestimmte Art, und sagte ihm meines Herzens Meinung: daß ich für die häusliche Niederlassung meines Neffen keinen Heller hergeben würde, da er mich meiner Seel' schon vorher genug gekostet habe; weiter setzte ich

noch hinzu, daß es in der Ordnung gewesen wäre, wenn man sich hierüber Gewißheit verschafft hätte, ehe man zur Verlobung schritt und so weiter. Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß meine Antwort nicht so ausgefallen wäre, wenn ich nicht vom ersten Augenblick an eingesehen hätte, daß ihr mit einander unglücklich seyn würdet; so aber war es mein Wunsch, und ist es von Anfang gewesen, daß aus der Heirath nichts werde, und nach der Antwort, die Dein Vater von mir erhielt, ist Eure Verbindung als vollkommen aufgelöst anzusehen. Sobald Ferdinand heimkommt, werde ich ihm den Beschluß des Kommerzienraths, sowie auch den meinen kund thun, und Euch bleibt nichts weiter übrig, um die Auflösung zu vervollständigen, als daß ihr Euch die Ringe zurückgebt."

„Ja, das wird ihm keinen großen Kummer machen, sowie die Angelegenheiten meines Vaters jetzt stehen," meinte Rosa. „Mein armer Ferdinand, er hat ohnedies Sorge genug."

„O, das wird sich geben," antwortete der Professor, der an Ferdinands elastisches Herz und an Hilda dachte. „Das ist der geringste Kummer!"

„Nein, bester Onkel, das ist gewiß nicht der geringste Kummer, im Gegentheile, es ist wohl der allerschlimmste, den er je gehabt hat, und nur durch eine kräftige Hilfe kann derselbe überwältigt werden. Aber wenn die tiefste Reue und der aufrichtigste Vorsatz, sich zu bessern, den väterlichen Freund zu besänftigen vermögen, den er durch seine Schwachheit und seine heftigen Leidenschaften beleidigt hat, dann möchte vielleicht der arme tiefbetrübte Ferdinand Vergebung erhalten."

„Was zum Henker ist denn das?" fragte der Professor verwundert. „Ich glaubte, Du meintest seine Liebe zu Hilda! — Eine Thorheit, wie Alles, was er sich in den Kopf setzt! — Aber wenn es nicht das ist, was kann es denn für eine neue Narrheit seyn, die er Dir anvertraut

hat, mein Kind? Sprich ohne Furcht." setzte er freundlicher hinzu, als er bemerkte, wie Rosa mit der Antwort zu zögern schien. „Er hat wenigstens die Klugheit gehabt, die beste Fürsprecherin zu wählen, die er für seine Sache gewinnen konnte."

„Gott gebe, daß es so wäre, bester Onkel!" begann Rosa mit weicher und zitternder Stimme, „und meine Bitte vermöchte, Ferdinand die Verzeihung seines guten Onkels, und damit einen Ersatz für den Verlust eines Lebensplans auszuwirken, den er in seiner großen Noth umfaßte, und der jetzt für ihn zu Grunde gegangen ist! Ja nur dies war es, was ihn veranlaßte, meine Hand für etwas Wünschenswerthes anzusehen. Doch ich habe ihm gerne verziehen, soweit sein Leichtsinn mich berührte, denn mein Herz leidet durch seinen gegenwärtigen Kummer, den ich wie eine schwesterliche Freundin theile."

Nun schilderte Rosa mit lebhafter und feuriger Beredtsamkeit all' die gefährlichen und verführerischen Versuchungen, die das Spiel für Ferdinand hatte, besonders in jener bösen Nacht, sowie seinen Kampf, als er die Accordssumme angriff, und seine Angst und Reue an dem schrecklichen Morgen, wo er sich hülflos und unglücklich sah, ein Gegenstand seiner eigenen Verachtung, und unaufhörlich von der Vorstellung verfolgt, daß er durch diese grenzenlos leichtsinnige Handlung den letzten guten Gedanken, den sein Onkel von ihm hatte, verloren habe, wenn dieser jene unglückliche Schwachheit erführe. Dies Alles erhielt von Rosa's Lippen ein Leben und eine Färbung, welche einen bedeutenden Theil des Tadelnswerthen darin hinwegnahm. Sie schloß mit diesen Worten: „Bester, theuerster Onkel, wenn Sie im Geringsten etwas auf mich halten, so seyen Sie nicht taub für meine Bitten und für Ferdinands Reue. Verzeihen Sie ihm; ich würde ja nie mehr eine ruhige Stunde haben, wenn ich ihn all' den widrigen Zufällen, die seiner warten, blosgestellt und mit dem Allerbittersten belastet wüßte —

mit den Vorwürfen, vielleicht der Verachtung seines Onkels."

Sie schwieg und drückte mit einem so rührenden und bittenden Blick, daß es hätte einen Tiger erbarmen können, die runzlichte Hand des Alten an ihre Lippen, und überschüttete sie mit ihren Thränen. Der Professor saß stumm.

„Laß seyn, Kind," sagte er endlich und zog die Hand mit einer Bewegung zwischen Zorn und tiefem Schmerz zurück. „Siebenhundert Thaler banko von der Accordssumme, hm! hm! — und all die Ermahnungen, die ich ihm auf den Weg gab, wie Spreu in den Wind gestreut! Großer Gott! Der Bursche ruinirt mich nicht allein, er zerstört mit seinen Thorheiten die Ruhe meiner letzten Tage. Dennoch, mein Kind, müßte ich härter seyn, als ich bin, wenn ich Deinen Bitten, Deinen Thränen und sanften flehenden Blicken widerstehen könnte. Du hast mich so weich gemacht, daß ich mich dessen beinahe schäme. Aber um Deinetwillen, und weil er noch so viel Ehrgefühl besaß, daß er mich nicht durch Kniffe und Umwege betrügen wollte, sondern seine schlechte Sache meinem Urtheil unterwirft, will ich ihm verzeihen und bezahlen. Wird er nicht von dieser Stunde an ein rechtschaffener und braver Kerl, so hat er Dein Fürwort und meine Schwachheit nicht verdient. Doch wir müssen hoffen, daß dieses Mittel mehr auf sein moralisches Gefühl einwirken wird, als die äußerste Strenge. Ich will wenigstens diese Hoffnung hegen, denn der Bursche ist noch an mein Herz festgewachsen, und verhaftet darf er nicht werden, obwohl er es wegen seines Leichtsinns verdient hätte."

Rosa schlang in froher und dankbarer Rührung, ja in einem Gefühl seliger Lust ihre Arme um den Hals des Professors, und eine jener heiligen, tief in's Herz eingreifenden Minuten trat ein, deren es nicht viele im Leben gibt. Jetzt knarrte die Thüre, und in demselben Augenblicke erschien Ferdinand mit bleichen, von den un-

erträglichen Qualen der Angst gezeichneten Zügen. Er war eben heimgekommen, und da er kein Billet von Rosa fand, was ihn von ihren Bemühungen für sein Bestes beim Professor unterrichtet hätte, so nahm er für gewiß an, daß sie nicht habe hingelangen können, und seine aufgeregte Gemüthsstimmung gab ihm einen Muth, den er bei ruhigerer Besinnung nie gehabt hätte. Er ging, um seinem Onkel seine Noth zu entdecken, und seiner Verzeihung oder Verachtung und Verweisung das Urtheil seiner Zukunft zu überlassen. Da stand er nun ein Paar Schritte von der Thüre entfernt. Ein einziger Blick auf die Gruppe, die vor seinen Augen lag, sagte ihm, was Rosa ausgewirkt hatte. Er stürzte hinzu, und ohne ein Wort hervorzubringen, bog er sein Knie und drückte in seltsamer, durchdringender und nie gefühlter Rührung die Hand seines Onkels an seine Lippen und an sein gewaltsam klopfendes Herz.

„Nun steh auf, Du Tollkopf," sprach der Professor, indem er sich bemühte, das eigene tiefe Gefühl, das ihn fast überwältigte, unter einem erkünstelten Lächeln zu verbergen. „Steh' auf und danke Gott, daß Du noch so viel Vernunft hattest, um Dich durch diesen Engel an Deinen alten Onkel zu wenden."

„Mein guter, mein theurer, mein geliebter Onkel!" stammelte Ferdinand, „Ihre Güte trifft mich weit schwerer, und läßt mich das Gefühl meiner eigenen Unwürdigkeit weit tiefer empfinden, als Ihr gerechter Zorn es gethan hätte. Doch dieser väterliche Edelmuth soll nicht verloren seyn. So wahr mir Gott helfe, er soll in meinem bisher leichtsinnigen Herzen Früchte tragen. In dieser Stunde, die nie in meinem Gedächtnisse erlöschen wird, schwöre ich heilig und feierlich, in meinem ganzen Leben nie mehr zu spielen."

„Nun wir wollen sehen, ob Du Wort hältst wie ein Ehrenmann, mein Junge," sagte der Professor in gütigem, väterlichem Tone. „Du wirst dann meinem

Herzen stets so nahe seyn wie in diesem Augenblicke. Aber eins muß ich Dir sagen. Deine Fürsprecherin hast Du für immer als Braut verloren. Der Kommerzienrath hat seinen Sinn geändert, und die Verbindung durch einen Brief an mich aufgelöst. Ueberdies hat Deine bisherige Verlobte durch Dein großes Vertrauen in Erfahrung gebracht, daß es keine große Bewandtniß mit Deiner feurigen Liebe hatte und eben so wenig mit der ihrigen. Deshalb findet sie sich ohne Zwang in den Beschluß ihres Vaters. Ist es nicht so, mein Kind? Habe ich nicht recht geredet?"

„Ganz der Wahrheit gemäß, bester Onkel! Ferdinand sieht das selbst ein. Läugne nicht, lieber Ferdinand, daß es so ist! Aber wir können dessen ungeachtet Freunde seyn. Die Auflösung unserer Verbindung soll uns nicht das Vertrauen zu einander rauben; im Gegentheile wir können jetzt ohne alle Bedenklichkeit unsere Gedanken gegen einander aussprechen. Du wirst mich also immer wie eine Freundin betrachten, bester Ferdinand?"

„O Rosa!" entgegnete der Kapitän beschämt, denn er sah jetzt den ganzen Zusammenhang, so weit er ihn berührte, ein, „kannst Du mir verzeihen, und willst Du mich zudem noch durch Deine Freundschaft glücklich machen, so bist Du ein Engel an Güte; und ich wäre dieser Stunde unwürdig, wenn ich ein Gefühl zu erheucheln suchte, das ich schon längst einer andern geweiht habe."

„Was, was!" rief der Professor ihn unterbrechend; „das heißt etwas zu weit in den Erklärungen gehen. Laßt es jetzt genug seyn mit der platonischen Freundschaft, und denkt nur darauf, Eure Ringe abzulegen. — Nun, nun keine Umstände! Legt sie hübsch dort auf meinen Schreibtisch. Ferdinands werde ich an Ort und Stelle behalten als ein Zeichen seiner Verlobung mit der Redlichkeit und Charakterfestigkeit. An eine andere Braut zu denken, ist er bis auf Weiteres nicht werth. Ich

werde besorgen, daß der Rosa's morgen dem Kommerzienrath zugestellt wird."

Schweigend und mit weit tieferer Rührung, als sie damals empfanden, wo sie die Ringe ansteckten, zogen sie jetzt diese Wahrzeichen ab, deren Bedeutung sie Beide auf eine gewisse Art mißbraucht zu haben fühlten, und die freien Hände vereinigten sich jetzt in einem wärmeren und ehrlicheren Druck, als sie dies je während der vergangenen Tage gethan hatten.

„Es wird spät, Kinder," sprach der Professor, der fürchtete, daß noch mehr Bitten nachkommen könnten, die er keinentheils zu bewilligen geneigt war. „Erinnert Euch, daß ich alt bin und dem Schwung Eurer Gefühle nicht mehr folgen kann. — Gute Nacht, Kinder! Gott segne Euch! Du kannst Rosa heim begleiten, Ferdinand; und Du Rosachen, sieh nach wie vor, hie und da nach Deinem alten Onkel; Du bist immer gleich willkommen, mein Kind!"

Während der kleinen Abschiedsrede des Professors hatte Rosa ihren Pelz umgethan. Sie war so an die kleinen Eigenheiten des Alten gewöhnt, daß sie sie nie übel nahm. — „Leben Sie wohl, bester Onkel! Gott segne den Onkel für alle seine Güte und sein Wohlwollen! Ich werde bald wieder kommen."

Rosa bekam einen Kuß auf die Stirne wie gewöhnlich, und Ferdinand einen kraftvollen und freundlichen Handschlag mit der Einladung, sich folgenden Morgen beim Frühstück einzufinden. Madame Brun, die durch des Professors Glocke gerufen worden war, geleitete die jungen Leute durch den kleinen Saal hinaus, und auf der Straße angekommen, bot Kapitän Ling Rosa seinen Arm so herzlich und freundschaftlich, wie wenn er heute Abend ein Ja anstatt eines Korbs bekommen hätte.

„Ach!" sagte Ferdinand, als sie an Frau Borgenskölds Fenster vorbeigingen, die ein einsames Licht spar=

sam erleuchtete, „ach, Rosa! noch einen Wunsch erfüllt, und ich wäre der glücklichste Mensch auf der Erde!“

„Wir müssen nicht zu viel auf einmal begehren,“ meinte Rosa. „Sey für jetzt mit dem zufrieden, was Du erreicht hast und lasse auch der Zukunft etwas übrig.“ — Sie standen am Eingange zum Haus des Kommerzienraths und trennten sich mit einem leichten Handdruck.

15.

Der Erste Februar.

Es schlug halb 11 Uhr am 1. Februar Vormittags, als der Bürgermeister B— in dem gewaltigen Richterstuhl auf der Rathsstube Platz nahm. Die Herrn Rathsherrn hatten ebenfalls ihre Sitze eingenommen, und ein großer Theil flüsternder Zuhörer sich in Gruppen da und dort versammelt, als sich der Großhändler Widen mit gesenktem Blick und zusammengefallener, unsicherer Haltung dem Tische näherte, wo der Lenker der Stadt präsidirte. Der Großhändler verbeugte sich und legte einen recht artigen Bündel Papiere, den er vorher unter dem Arm gehalten hatte, auf den Tisch nieder. Und was enthielten diese Papiere? Nun das Gesuch des Kommerzienraths Widen um Cession, nebst den dazu gehörigen Beilagen. So launig und veränderlich ist der Glücksschimmer vor Allem am Handelshorizonte. Als der Großhändler Widen, der stolze stattliche Mann, vor dem sich noch eben ganz H— mit dem Hute in der Hand gebeugt hatte, jetzt wieder von der Rathsstube zurückkehrte, um sich nach Hause zu begeben, fand er kaum den einen und den andern Handelsdiener, der ihm diese Höflichkeit erwies. So aufgeregt er auch war, bemerkte er doch diesen Mangel an Aufmerksamkeit, und

dies trug nicht wenig dazu bei, das unbehagliche Gefühl zu vermehren, womit er seine Wohnung betrat. Seine Familie wollte er nicht sehen, sondern schloß sich in sein Zimmer ein, wo seine langsamen und eisenschweren Tritte ein schauerliches Echo in dem heute so stillen und unbesuchten Hause fanden.

Doch wir wollen in das Schlafzimmer der Kommerzienräthin schauen. Dort war es finster und einsam, die Vorhänge waren herabgelassen, so daß kein Blick eines neugierigen Nachbars oder vorübergehenden Bekannten erspähen konnte, was darin vorfiel. Madame Widens gewöhnlich eingebildete Stärke war bis auf die letzte Spur verschwunden, als das Unglück in seiner ganzen Nacktheit vor ihr stand; und während der langen Ohnmachten, welche ihre bittere Gefühle betäubten, tönten unaufhörlich die Unglücksworte in ihr Ohr: „Ei, haben die Herrschaften auch schon gehört, daß der Kommerzienrath Widen seine Zahlungen eingestellt hat?“ — Seltsam, daß der Gedanke an die kleinen nadelscharfen Stiche, welche jetzt das Uebelwollen und die Schadenfreude gegen sie und ihr Haus richten würden, sie tiefer und schmerzhafter verwundete, als die Sache selbst. Madame Widen war noch nicht so weit gekommen, daß sie die Folgen der heutigen Scene in ihren Gedanken ordnen konnte. Die mögliche Verhaftung ihres Mannes durch seine Gläubiger und ihre von drückenden Sorgen, ja sogar von täglichem Mangel schwangere Zukunft, diese so gewöhnlichen Dinge lagen ganz außerhalb des Gesichtskreises, den Madame Widen zu umfassen vermochte. War es nicht eine mehr als hinreichende Last für ihre Kräfte, daß sie das tragen mußte, was schon eingetroffen war? Madame Widen war eine herzensgute und verständige Frau in den Tagen des Glücks; aber sie besaß eine jener schwachen Seelen, die sich nicht über die Geringfügigkeit des Alltäglichen erheben können, und nicht einmal den Willen haben, es zu versuchen.

Die Kommerzienräthin lag auf einem Sopha, die Kleidung in Unordnung, das Haar aufgelöst, und die Stirne, so wie die bleichen Wangen von einer Menge Umschläge durchnäßt, die in Wasser und Eau de Cologne getaucht waren und sie zum Leben und Bewußtseyn zurückrufen sollten. Die kleinen Kinder standen weinend um das Lager der Mamma, weil sie meinten, daß die, welche in einer Stunde so oft vor ihren Blicken gestorben war, endlich so sterben möchte, daß sie weder Wasser noch Tropfen mehr erwecken könnten, aber zu ihrer innigen Freude half dieses doch jedesmal. Still und verwundert schmiegten sie sich fest an einander, betrachteten die Mamma von Ferne und gaben flüsternd ihr Erstaunen darüber zu erkennen, daß es heute so sonderbar sey. Kein Fremder erschien und Papa war fort; Rosa weinte, und Mamma war am Sterben. Endlich kam Frau Bern herein, und sprach in einem herrischeren und bestimmteren Tone als gewöhnlich: „Was stehen die Kinder hier und gaffen? Geht in das Gesindezimmer und eßt; dort ist für euch gedeckt! Dann gehen die Knaben hübsch ordentlich in die Schule, und Karoline und Josephine sollen ihre Puppen vornehmen und mit ihnen spielen. Aber schnell jetzt! Thut wie ich sage! Mamma muß schlafen, und die Jungen's verpassen die Schulstunde, wenn sie sich nicht beeilen."

„Liebe Frau Bern," sagte eines der kleinen Mädchen, „sag uns nur, warum wir heute im Gesindezimmer zu Mittag essen sollen, anstatt im Speisesaal? Und wo ist Papa und Rosa, und die Komptoirsherren, und alles miteinander?"

„Alles hat Geschäfte," antwortete Frau Bern entschieden. „Kommt deßhalb und beeilt Euch!"

„Aber Frau Bern kann uns doch sagen, wo Papa ist?" fragte der Aelteste der Knaben.

„Papa ist auf seinem Zimmer, und hat befohlen, daß Linus und ihr andern gehorsam seyn und thun

sollt, was ich sage. Nun also Linus, nimm Deine kleinen Schwestern mit Dir, und geht hinein, und nehmt etwas zu Euch; denn es ist schon längst Frühstückszeit. Und damit ihr Kinder recht artig und gehorsam seyd, habe ich euch Heidelbeerkrême zubereitet und Pfannenkuchen gebacken."

„Ach liebe, gute Frau Bern!" jubelten alle Viere; Heidelbeerkrême und Pfannenkuchen! wir wollen auf der Stelle gehen — wie gut Frau Bern ist! Danke, danke — meine liebe Frau Bern! Gebt auch Mamma, wenn sie erwacht, und Rosa, wenn sie zurückkommt, etwas von unserer Bewirthung!" — Und jetzt war aller Kummer und Schmerz von den runden vollen Zügen verschwunden, und die leichte Schaar hüpfte zu dem Gesindezimmer.

Indessen stand Rosa in tödtlicher Angst an der Kammerthüre ihres Vaters und lauschte. Der Schlüssel war abgezogen, und die Schritte des Kommerzienraths hatten aufgehört zu tönen. Es war stille darinnen, wie in einem Grab. Rosa's Herz klopfte heftig; seine Schläge schienen ihr die Brust sprengen zu wollen, denn die Stärke derselben nahm mit jeder neuen Sekunde zu. — „Soll ich anklopfen?" flüsterte sie bei sich selbst. „O Gott, wenn keine Antwort erfolgte! Ich weiß nicht, was für eine entsetzliche Angst sich meiner Seele bemächtigt. Mein Blut will bis zu Eis erstarren — ich muß Gewißheit haben, ich halte es nicht länger aus."

Und jetzt pochte sie dreimal leise an die Thüre; sie vermochte nicht einmal das einzige Wort „Papa" auszusprechen. — Aber schnell rief eine barsche Stimme von innen: „Wer ist da, wer stört mich?"

Rosa fuhr vor Schreck und Freude zugleich zusammen; aber bald erholte sie sich wieder, um in einem beweglichen Tone zu sagen: „Mein bester Vater, ich bin es! Lassen Sie mich hinein; ich habe weder Rast noch Ruhe, bis ich Sie sehe."

„Bist Du es, mein Kind?" antwortete der Kommerzienrath mit einem veränderten Ausdruck in der Stimme. Rosa war sein Liebling; er hatte nicht das Herz, sie abzufertigen, so schmerzlich es auch für ihn war, sich in diesem Augenblicke vor Jemand von den Seinigen zu zeigen. Der Kommerzienrath hatte sich in die Sophaecke gelehnt, um nach der Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht ein paar Augenblicke des Schlummers zu genießen. Er stand auf und öffnete die Thüre.

„O mein Vater, mein geliebter, theurer Vater!"

Mehr vermochte Rosa nicht hervorzubringen; aber nie war die väterliche Hand von ihr mit tieferer und innigerer Rührung geküßt worden. Nie war es ihr so süß erschienen, Tochter zu seyn, als jetzt, wo ihre Liebe und Zärtlichkeit dem bekümmerten und niedergedrückten Vater ein sanftes, obwohl trauriges Lächeln abzwang. Er strich ihr die goldnen Locken aus der Stirne, und küßte ihre Thränen hinweg, obwohl sie seine Lippen brannten.

„Wie steht es mit Deiner Mutter, mein Kind?" fragte er nach einigem Schweigen.

„Besser als ich zu glauben wagte," erwiederte Rosa, die es nicht über sich vermochte, ihren ohnehin tief genug erschütterten Vater durch die Angabe des wahren Verhältnisses noch mehr zu betrüben; „und ich hoffe, Mamma wird bald wieder vollkommen gesund seyn, wenn sie nur erst wieder hinlänglich zu sich selbst gekommen ist."

„Nein, meine Liebe," entgegnete der Kommerzienrath. „Ich kenne sie besser," setzte er langsam hinzu. „Wenn sie zur Besinnung gelangt ist, wird es erst recht schlimm werden; besonders, wenn wir durch irgend ein leicht mögliches Ereigniß getrennt werden sollten, und meine arme Brigitte Marie (worauf sie sich gefaßt machen darf) das Haus, in dem sie so viele Jahre in Ehre und Glanz gelebt hat, gegen eine geringe Wohnung austauschen muß, wo sie geschieden von dem Umgange,

der ihr so nothwendig geworden ist, wie die Luft, still und einsam ihr Leben hinschleppen müßte. Dann, meine liebe Rosa, fürchte ich mit Grund, daß ihr Muth sinken wird!"

„Gott, der Alles vermag," antwortete Rosa, indem sie mit Anstrengung den eigenen Schmerz bekämpfte, der bei dem dunklen Gemälde ihres Vaters in ihr aufstieg, „wird ihr auch Kraft geben, dies zu ertragen, wie es sich für ein Weib geziemt, das den Kummer ihres Gatten, den bösen Tag wie den guten mit ihm theilen muß, und wie es einer Christin geziemt, welche in jedem Leiden wahren Glauben uud Ergebung zeigen soll. Dessen sey gewiß, mein bester Vater, und lege wenigstens nicht auch diese Qual noch zu den übrigen."

Der Kommerzienrath klopfte seiner Tochter auf die Wangen. „Du warst immer ein verständiges und gutes Mädchen, meine Rosa, Du sollst auch in den Tagen der Betrübniß mein Trost seyn. Aber geh' jetzt, Kind, ich erwarte einige Herren, die meine Papiere versiegeln und alle, bei solchen Gelegenheiten üblichen, Formalitäten vornehmen werden. Versuche wo möglich Deine Mutter zu trösten, aber nicht etwa durch eine falsche Hoffnung, denn dies dient zu nichts, sondern mit Deiner eigenen Stärke und Ergebung, die Dir Muth geben wird, die Entsagungen zu tragen, die leider Gottes! nicht ausbleiben können, und die Dir auch Worte eingeben wird, die in ihr Herz, wo nicht tröstend, so doch beruhigend eindringen mögen. Mein Schicksal wird hauptsächlich von dem Großhändler Garben und einigen andern Gläubigern abhängen, und ich habe Grund das Schlimmste zu fürchten, doch ich bange am meisten um die Wesen, die ich ohne Schutz zurücklasse."

„Sie sind nicht ohne Schutz, mein theuerster Vater!" fiel Rosa mit einem Tone der innigsten Ueberzeugung ein; „wir werden nicht verzweifeln. Doch ich muß

gehen. Darf ich vielleicht noch vorher fragen, ob ich etwas zum Essen bringen soll, ehe die Herren erscheinen?“

„Nein, mein Kind, nicht das Geringste! ich will sehen, ob ich bis Abend Dir zu Willen seyn kann; jetzt vermag ich nichts zu genießen.“

Rosa wollte eine freundliche Einwendung dagegen machen; aber der Vater küßte sie schnell auf die Stirne und gab ihr ein neues, obschon sanftes Zeichen, ihn allein zu lassen. Die Tochter gehorchte mit einem stummen Kopfnicken.

In dem kleinen Saale des Professor Ling saßen drei Personen um den einfach geordneten Tisch. Es war der Wirth mit seinen zwei Gästen, dem Kapitän Ferdinand Ling und dem Kandidaten Mannerstedt, welcher seinen letzten Mittag in H — bei seinem alten Gönner halten sollte. Um sechs Uhr Abends sollte Mannerstedt abreisen. Es war Mondschein, und dem gemäß meinte der Professor, daß, obwohl die Reise vom Morgen bis zum Abend aufgeschoben worden war, es doch immer besser sey, wenn auch spät, heute noch einige Entfernung zurückzulegen, als einen neuen Morgen abzuwarten, da die Tage noch so kurz seyen, daß man sie mit den Abenden vermehren müsse. Unser guter Professor führte allein das Wort. Das in der Stadt schnell herumgekommene Gerücht von dem Falliment des Kommerzienrath Widen war schon abgehandelt, und jetzt entstand eine Pause im Gange der Unterhaltung, was den Wirth veranlaßte, einen neuen Gegenstand zu beginnen.

„Was zum Henker betrachtet Herr Mannerstedt so genau? Ich glaube Ferdinands linke Hand? Ha, ha! jetzt begreif' ich! Das Auge des Herrn vermißt ein Zeichen, was vor nicht langer Zeit noch einen Finger derselben zierte. Aber so etwas ist wandelbar, das hab' ich immer gesagt, und die Ereignisse haben einander in den letzten Tagen so rasch gedrängt, daß der Herr, der in seiner einsamen Kammer eingemauert war, wohl nicht

die Hälfte davon kennt. Ich will deßhalb in wenig Worten Herr Mannerstedt damit bekannt machen. Der Kommerzienrath Widen bekam in der vorigen Woche einen Besuch von einem seiner bedeutendsten Gläubiger, dem Großhändler Garben aus Dänemark. Diesen, der reich und Wittwer ist, sah die spekulirende Kommerzienräthin und auch der Kommerzienrath selbst als eine gute Prise für Rosa an, die jedoch beiläufig gesagt, sich wahrscheinlich nicht dazu bewegen ließ, als Lockspeise zu dienen. Inzwischen war es unmöglich, die Sache gehörig anzugreifen, ehe man sich vorher von dem Prätendenten befreit hatte, der bereits Anspruch auf die Hand des Mädchens hatte; und da Ferdinand auf dem Lande war, benützte der Kommerzienrath die Gelegenheit, und wandte sich an mich, um diese Angelegenheit abzumachen. Es versteht sich, daß ich ihm reinen Wein einschenkte, und die Sache schloß nun damit, daß die jungen Leute einander die Ringe hübsch ordentlich zurückgaben. Es nahm jedoch für den Kommerzienrath und seine Frau eine ganz andere Wendung, als Herr Garben sie mit dem kleinen Umstande bekannt machte, daß er schon verlobt sey, und seine Aufmerksamkeit für Rosa sich nur von ihrer Aehnlichkeit mit seiner Braut herschreibe. Jetzt war alle Hoffnung vorbei; eine wahre oder verstellte Krankheit, Gott allein mag das entscheiden, befreite den Kommerzienrath von der Rechenschaft, die Herr Garben vor seiner Abreise gefordert hatte, der sich aber jetzt genöthigt sah, dieselbe bis zu seiner Rückkehr aufzuschieben. Inzwischen hat der Kommerzienrath die Zeit nach seinem besten Wissen und Können benützt. Um seiner Familie Willen wäre es zu wünschen, daß ihn Herr Garben nicht zu hart drückte. — Aber trink Er das Glas aus, Herr Mannerstedt, und sitz' Er nicht da und träum' Er. Wenn der Herr in die Welt hinaus kommt, und eine Zeit lang mit dabei gewesen ist, so wird er bald die Erfahrung machen, daß die eine Neuigkeit so gut wie die andere

ein Alltagsding ist. Profit also auf Rosas Wohl! Das Mädchen ist mein Augapfel, und soll nie Noth leiden, so lange der alte Ling lebt."

Die Herren stießen an. Jeder war lebhaft für die besorgt, welcher der Toast galt; aber Mannerstedt's Brust war nahe daran zu zersprengen. Das Blut schoß in glühend heißen Strömen durch seine schwellenden Adern, und nur mit der größten Anstrengung vermochte er es, auf seinem Platze zu bleiben. Es drängte ihn hinaus, gleich viel wohin, wenn er nur mit der unermeßlichen Seligkeit allein seyn durfte, die sein Innerstes durchbebte. Rosa war frei, frei durch den Willen ihres Vaters, ohne selbst ihr Gelübde gebrochen zu haben. Ueberdies war sie jetzt arm, kein Nebenbuhler mehr vorhanden, und: Rosas Herz, ihre wärmsten Gefühle hatten sie nicht längst ihm angehört? Alle diese süßen Gedanken erleuchteten hell und strahlend wie Blitze die finstere Mitternacht, die ihren Schleier über Mannerstedt's Herz geworfen hatte. Sein Kopf verwirrte sich, es sauste an seinen Ohren vorbei; Alles ging um und um; das Zimmer, der Tisch und die Gläser, alles war ein verworrenes Durcheinander; er wußte kaum, wo er selbst war.

„Herr Mannerstedt," sagte der Professor, nachdem er seinen Gast eine Weile betrachtet hatte, „was zum Henker geschieht da? Ist der Herr auf seiner Himmelfahrt oder auf dem Weg unter den Tisch zu fallen? Hm! ich kann meiner Seel' nicht recht unterscheiden, was von beiden der Fall ist; aber der Herr sieht mir gerade aus: als wollte er in Bälde einen Sprung in die Höhe oder in die Tiefe thun?"

Mannerstedt faßte sich mit einer jener gewaltsamen Anstrengungen, deren seine Seele mächtig war, wenn ihm die Nothwendigkeit gebot, seinen Gefühlen einen Zaum anzulegen. „Verzeihen Sie mir," bat er leise, fast schüchtern, „ich war so sehr erstaunt. Seit meh-

reren Tagen bin ich nicht mehr ausgegangen; ich hatte demnach gar nichts gehört."

„Es sieht wahrhaftig so aus," meinte der Professor mit einem bedeutungsvollen Lächeln. „Herr Mannerstedt hat also seinen Abschiedsbesuch im Widenschen Hause noch nicht gemacht?"

„Ach nein, ich hatte diesen bis zuletzt aufgespart; aber jetzt darf ich wohl nicht hoffen, Jemand von der Familie zu treffen. Das thut mir wahrhaftig sehr leid, da ich so manchen Beweis des Wohlwollens und der Güte in diesem Hause genossen habe."

„Die Frauenzimmer werden wohl anzutreffen seyn, wenigstens Rosa," sagte der Professor gleichgiltig. „Ich müßte mich sehr in ihr getäuscht haben, wenn sie bei einem Schlag, wie der gegenwärtige ist, unterläge oder nur schwankte. Nein, ich glaube, daß sie ziemlich ruhig ist; denn sie besitzt einen sanften und gleichmüthigen Charakter, gerade wie ich ihn allen Weibern wünschen möchte. Dann würden sie in den Tagen des Unglücks ihre Männer nicht mit Klagen und Jammern über Dinge quälen, die nicht mehr zu ändern sind. Ihre Frau Mutter dagegen gehört zu dem allergewöhnlichsten Schlag, und ich wette, daß sie jetzt im besten Zug von Ohnmachten, Konvulsionen und anderem Satanszeug begriffen ist; denn diese Nuß war doch zu hart aufzubeißen, nachdem sie so lange nur an Süßigkeiten gewöhnt war."

Der Kapitän und Mannerstedt saßen schweigend; der erstere, weil trotz seines Mitleids mit den Damen des Kommerzienraths alle seine Gedanken doch bei Hilda Borgensköld weilten, welche alle seine Bemühungen, sie allein zu treffen, bisher unbarmherzig vereitelt hatte; Mannerstedt, weil sein Herz einen solchen Reichthum von Gefühlen in sich schloß, daß er fürchtete, sie durch ein einziges Wort über diejenige zu verrathen, deren bloßen Namen er unmöglich hören konnte, ohne eine er=

schütternde Bewegung unter der linken Knopfreihe zu empfinden.

Da keine Unterhaltung in Gang kommen wollte, rückte der Professor den Stuhl und man ging wieder in das gelbe Zimmer, wo Kaffee und Pfeifen bereit standen. Der Kapitän entfernte sich bald, indem er Dienstgeschäfte vorgab, und Mannerstedt nahm auf einen Wink des Professors in der andern Sophaecke Platz. Nachdem dieser das gewöhnliche „hm, hm!" hatte ertönen lassen, und ein Paar gewaltige Züge aus seiner Pfeife der Unterhaltung als Einleitung vorangegangen waren, sprach er endlich sehr schnell: „Nun, mein lieber Kandidat, erinnert Er sich noch unseres Gesprächs am Neujahrsmorgen? Ich meine, ich sagte damals, ich würde froh seyn und Gott danken, wenn aus der Parthie zwischen meinem Neffen und Rosa nichts würde; und da diese nun wirklich aus ist, so sag' ich es nur um so gerner; hat der Herr das Herz, das Nämliche auszusprechen?"

Das war eine allzudirekte Frage; aber der Professor war kein Liebhaber von Umschweifen und bediente sich derselben nie. Mannerstedt wußte das wohl, fühlte sich aber dennoch in hohem Grade verwirrt; denn er war nicht allein schüchtern, sondern in diesem Falle sogar blöde. Ein Ja schien ihm zu viel Kühnheit zu enthalten; ein Nein würde seine Lippen durch eine Unwahrheit entweiht haben, und ein längeres Schweigen stempelte ihn zu jenem Mittelding, das der Professor eine Memme zu nennen pflegte. In jedem Falle mußte er daher in der Achtung seines alten Freundes und Gönners sinken. Vor diesem Unglück zitternd, nahm Mannerstedt seinen Muth zusammen, und mit erröthenden Wangen, und in einem Tone, der von widerstreitenden Empfindungen bebte, antwortete er: „Ja, ich danke Gott, daß nichts daraus wurde, weil es nicht Rosa war, die ihr Versprechen brach, und weil" — aber hier stammelte

er und schwieg, nachdem er ein paar Mal versucht hatte, den Satz zu vollenden.

„Nun, warum weil?“ — nahm der Professor den abgebrochenen Satz wieder auf. „Weiter im Text.“

„Bester Herr Professor, ich — in Wahrheit — nein.“ —

„Bester Herr Mannerstedt, es ist wahrhaftig zu kläglich, wenn man sieht, wie sich ein junger Mann so linkisch benimmt. Weil, sagte der Herr?“

„Weil — da Rosa jetzt vollkommen frei ist, und ihre Gefühle dem Kapitän Ferdinand doch nie in dem Maaße gehörten, wie sie es bei der Abschließung einer so wichtigen Verbindung hätten seyn sollen — ich möglicher Weise in der Zukunft — aber nein, der Herr Professor lacht mich aus. Die Träume eines Jünglings können immerhin vermessen seyn, aber es würde das Lächeln eines verständigen Mannes verdienen, wenn man sie in Worte kleiden wollte.“

„Ich lache nicht über die Träume des Herrn, auch nicht über die Worte, worein sie sich kleiden,“ sagte der Professor freundlich, und streckte Mannerstedt die Hand hin. „Ich war ja selbst einmal jung, und habe mir zudem jetzt selbst die Mühe gegeben, diese Träume hervorzulocken, um zu sehen, wie sie sich ausnehmen würden, wenn sie in Worte gekleidet sind. Und wenn mir aus alter Gewohnheit ein Lächeln über die Lippen schwebte, so war es gewiß nicht, um über die Sache selbst zu lachen, sondern über die Schwierigkeit und Schüchternheit, womit sie Herr Mannerstedt behandelt. Meines Bedünkens nach liegt keine Vermessenheit darin, eine solche Hoffnung zu hegen. Merk' er wohl, ich sage Hoffnung, nichts weiter. Ein Mann muß sich nie binden, noch die Hand eines Mädchens zu gewinnen suchen, ehe er ihr ein Brod bieten kann, das für beide hinreichend ist. Sey Er deßhalb frohen und guten Muthes, streb' Er und arbeit Er; eine kleine Unterstützung soll nicht fehlen;

und wenn der Herr einmal das Rektoramt in B — mit dem schönen angenehmen Schulhause in Besitz genommen hat, dann ist es Zeit, an dessen vornehmste Zierde, eine hübsche, junge Hausmutter zu denken. Jede nähere Erklärung für jetzt wäre im höchsten Grade unpassend. Wenigstens jede bindende Erklärung," setzte der Professor nach einer kleinen Pause hinzu, da er die Schwachheit des menschlichen Herzens kannte, und Mannerstedt keinen zu strengen Zwang auferlegen wollte. — „Keine bindende Erklärung, mein lieber Kandidat, präg' Er sich das wohl ein, und laß' Er Gott für den Ausgang sorgen. Eure Herzen sind gut und treu; sie werden Probe halten!"

Mannerstedt athmete tief; er wagte es nicht, aufzusehen; aber seine Bewegung war namenlos. Da sprach der Professor: „Und hier lässest Du einen Vater zurück, mein Junge, der die zarte Ranke beschützen wird, die dereinst die Krone Deiner Lebensfreude, der Lohn für alle Deine Entsagungen, Dein Mühen und Streben werden soll. Reise mit Gott und sey getrost! Mein und ihr Segen begleiten Dich!"

Tief in den innersten Räumen von Mannerstedt's Seele fand die weiche und sanfte Stimme des sonst so strengen Mannes ein Echo. Von mächtigen, heiligen Gefühlen ergriffen, sprang er auf und eilte in die Arme, die sich ausstreckten, um ihn zu empfangen. — „Vater!" war das einzige Wort, das seine Lippen hervorzustammeln vermochten; aber in diesem einzigen Wort, das er so lange nicht mehr ausgesprochen hatte, und das ihm jetzt so wohl bekannt, so freundlich und so schön klang, in diesem Wort lag eine unermeßliche Lust für Mannerstedt's Herz.

„Wir werden beide zu weich, mein lieber Junge," sagte der Professor und bemühte sich, seine gewöhnliche, ruhige Fassung wieder vorzunehmen. „Ich liebe Dich,

wie wenn Du mein eigener Sohn wärst; aber geh' jetzt heim und suche Dich etwas zu erholen, ehe Du sie besuchst. Um sechs Uhr erwarte ich Dich zurück. Lebe wohl!"

Ohne zu wissen wie, kam Mannerstedt in sein einsames Dachstübchen heim, wo alles eingepackt, und zur Abreise bereit stand. Er warf sich auf einen Stuhl, und ließ seinen Blick auf jedem Gegenstande ruhen, der seinem Ich so vertraut war. Dieses Zimmer, in dem er so manche an Schmerz und Kämpfen reiche Stunden verlebt hatte, war ihm theuer geworden; jetzt endlich durfte es Zeuge seyn, wie ein glänzender Strahl der Hoffnung und Freude die lange, dunkle Nacht durchbrach, die das Herz des einsamen Bewohners umdüstert hatte. Mannerstedt stand auf, und öffnete mechanisch sein Geigenfutteral, und da er sich jetzt mit der ältesten Vertrauten seiner Schmerzen und Freuden allein fühlte, beruhigten sich seine Gefühle und verschmolzen still und heilig in den Tönen der Violine.

Die Dämmerung brach an. Mannerstedt warf seinen Mantel um, und schlug mit hochklopfendem Herzen den Weg zum Hause des Kommerzienraths ein. Alle Fenster, die auf die Straße gingen, waren dunkel; nur aus dem Schlafzimmer der Kommerzienräthin schimmerte ein einsames Licht. Mit einem fast unheimlichen Gefühle stieg Mannerstedt die Treppe hinauf. Der große Korridor war nicht, wie gewöhnlich, erleuchtet, sondern überall herrschte eine Finsterniß und Stille, welche bei dem Gast eine unbehagliche Empfindung erweckte. Er klopfte an die Thüre des Wohnzimmers; kein freundliches „Herein!" ertönte von Innen. Er drückte am Schloß und fand zu seinem Entsetzen, daß die Thüre verriegelt war. — „Großer Gott!" seufzte er leise, „wenn ich abreisen müßte, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, das wäre doch zu hart!" — Nachdem er ein paar Minuten überlegt hatte, was wohl zu thun

sey, um seinen Wunsch zu erreichen, ging er nach der andern Seite der Wohnung, in die Küche. Hier traf er nur einen Jungen, der von der Haushälterin, Frau Bern, als Handlanger und Bratenwender benützt wurde. Die Bedienten waren auf eigene Rechnung ausgegangen; Frau Bern befand sich bei der Kommerzienräthin, und die Jungfern hatten den Auftrag bekommen, die Kinder in ihrem Zimmer ruhig zu halten.

„Guten Abend, Sven," sagte Mannerstedt zu dem Jungen, der eifrig beschäftigt war, das Feuer unter einem Theetopfe anzublasen. „Ist die Herrschaft zu Hause?"

„Ja wohl, ist sie zu Hause," antwortete der Knabe, „aber die Frau ist schrecklich krank, und den Herrn darf Niemand stören. Deßhalb ist es dasselbe, als ob Niemand zu Hause wäre."

„Nun aber, wo ist Fräulein Rosa? ist denn die auch nicht zu sehen?"

„Ja, das kann ich dem Herrn nicht so genau sagen; aber sie ist auf ihrem Zimmer, das weiß ich; denn sie ging eben hier durch und zündete ein Licht an. Und da sagte sie, daß sie dorthin gehe, im Falle Frau Bern etwas von ihr wollte."

„Nun so geh' hinauf, mein artiger Sven, und richte eine Empfehlung von dem Kandidaten Mannerstedt aus, und frage, ob ich vom Fräulein Abschied nehmen dürfe. Du mußt ihr sagen, daß ich in einer Stunde abreise. Spute Dich, mein Junge, ich habe Eile!"

„Ja, ja, das will ich sagen," versicherte Sven, und faßte das einzige im Herd befestigte Licht, um sich damit die Treppe hinaufzuleuchten.

Ewig lang erschienen Mannerstedt die Minuten, die der Knabe fort war. O wie sein Herz von Angst und Unruhe klopfte, er hoffte bestimmt, daß sie ihn annehmen würde, denn konnte sie sich wohl weigern, ihn jetzt zu sehen, wo er auf eine so lange, ja unermeßliche Zeit ihr

Lebewohl sagen wollte? Nein, nein, so hart konnte sie nicht seyn! Aber Sven war der langsamste Schlingel, dem je ein Geschäft in Amors Dienst anvertraut worden war. Endlich kam er langsam zurückgeschlurft.

„Nun, was sagte sie?“ rief Mannerstedt und holte tief Athem.

„Sie sagte, der Herr könne heraufkommen, sagte sie. Soll ich dem Herrn leuchten?“

Sven zündete bei diesem wohlmeinenden Vorschlag das Licht wieder an, das ihm ein Luftzug ausgeblasen hatte, ließ es jedoch aus reinem Entzücken fallen, als ihm Mannerstedt den unermeßlichen Schatz von einem ganzen Achtzehnschillingstück in die Hand drückte. „Herr Gott! was für ein nobler Herr!“ rief Sven aus und zündete sein Licht zum Drittenmal an. — „Kommt jetzt, ich will vorausgehen; aber geht leise, denn wir müssen hier ganz stille seyn.“

Und mit diesen Worten begab sich Sven die Treppe hinan. Mannerstedt hüpfte leicht und leise nach. Man ging über einen langen, schönen Gang, an mehreren verschlossenen Thüren vorüber. Jetzt blieb Sven stehen und sagte: „So, hier ist es.“ Aber wie ein Blitz war er wieder die Treppen hinab und am Kochherde, da er für seine Ohren fürchtete, wenn Frau Bern während der Zeit käme, und der Theetopf nicht fortgekocht hätte.

Inzwischen stand unser Held im Finstern da und hatte die Hand am Schlosse zu Rosa's Zimmerthüre. Er bemühte sich, den hastigen Athem ein wenig zu hemmen; aber es war ihm, als ob das unruhige, unlenksame Herz aus der Brust springen wollte, da er jetzt im Begriffe war, das Heiligthum zu betreten, wohin er nicht einmal in seinen kühnsten Träumen einen Blick zu werfen gewagt hatte. Dies nun in Wirklichkeit zu schauen, kam dem schüchternen, unbeschreiblich zart fühlenden Jüngling fast wie ein Kirchenraub vor; aber sie nicht zu sehen, das war mehr, als er über sich vermochte. Er drehte ein

wenig am Schlosse, und bei dieser Bewegung war es schwer zu entscheiden, welches Herz am heftigsten pochte: das, welches innerhalb, oder das, welches außen schlug. Endlich sprang das arme Schloß auf, und Mannerstedt trat über die Schwelle.

Jetzt befand er sich also in Rosa's Zimmer, wovon er geradezu nichts sah; denn am Kamine saß die holde, liebliche Gestalt, die alle seine Gedanken und Gefühle ausschließlich in Beschlag nahm. Er verbeugte sich tief, aber stumm. Das große, angenehme Zimmer war nur von dem Licht in der Glaslampe erleuchtet; aber vor Mannerstedt erschien dieses sowohl, als seine Bewohnerin, in einem verworrenen Strahlenkranz, der seine Augen so sehr blendete, daß er sie mit der Hand schirmen mußte, um nicht noch irrer im Kopfe zu werden.

„Willkommen, Herr Mannerstedt!“ tönte die sanfte, schöne Stimme, und Rosa stand auf und bot ihm einen Stuhl. Mannerstedt meinte im Paradiese zu sitzen, und er wünschte, nicht sprechen zu müssen, nur um desto länger sein Trugbild festhalten, und einzig und allein schauen zu können, was er auch mit leiblichen und geistigen Augen that. Rosa fühlte zwar etwas Aehnliches; aber sie war Weib, und fand deßhalb, daß es nicht anging, sich so seinen Gefühlen zu überlassen. Man mußte irgend einen Gegenstand zur Unterhaltung auffinden.

„Herr Mannerstedt kann meine Eltern nicht sehen! Ach, wie betrübt das ist; aber die Lage der Dinge in unserm Hause erlaubt es heute nicht.“ — Sie schwieg. Jetzt war es an Mannerstedt, sich dem süßen, wachen Traume zu entrücken. Er beugte sich etwas gegen Rosa hin.

„Mein theures Fräulein Widen, ich habe dies mit tiefer und inniger Theilnahme gehört. O ich habe so Manches vernommen!“

Rosa's Erröthen schien ihre Wangen verbrennen zu zu wollen; sie wehte sich mit ihrem Tuche Kühlung zu, von einer Antwort hierauf war natürlich keine Rede.

„Ich werde um sechs Uhr abreisen," begann Mannerstedt wieder nach einer kleinen Pause, „und aus diesem Hause nehme ich die Erinnerung an meine schönsten und seligsten Stunden in H. mit. Diese Erinnerungen werden die Tage und Jahre versüßen, die dahingehen können, bis ich wieder so unaussprechlich glücklich werde; doch — ich werde vielleicht Fräulein Widen nie wieder sehen."

Der unendlich tiefe Schmerz, den dieser Gedanke in ihm erweckte, gab Mannerstedt den Muth, seinen Stuhl Rosa drei Schritte näher zu rücken. In den Augen des Mädchens schimmerten die hellen Thränen. Es war ja schon so bitter, sich von ihm zu trennen; aber sich diesen Augenblick als den letzten zu denken, wo sie ihn sah — ihn, der ihr Alles war — in diesem Gedanken lag ein Abgrund von Qual.

Sie saßen schweigend.

„Wird Rosa mich vermissen?" fragte er leise; und als ihr Blick dem seinigen begegnete, und ihm die Antwort gab, welche die Lippen nicht auszusprechen vermochten, da faßte er ihre Hand, betrachtete genau den Finger, der noch eine leichte Spur von dem etwas engen Verlobungsringe trug, und seufzte mit gedämpfter Rührung: „Wenn ich einst wiederkehre, dann wird dieser wohl schon längst mit einem neuen Symbole der Treue geschmückt seyn?"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete sie bestimmt, und Purpurwolken jagten über Rosen und Lilien.

Mannerstedt sah ihr tief in das Auge, in die Seele, und sein Herz schwellte von namenloser Seligkeit. Jetzt gute Nacht Furcht, Unruhe und Mißtrauen! Es gibt Augenblicke im Leben, wo man alle Fesseln abschüttelt. Unwillkürlich schlang sich Mannerstedts Arm um Rosa, und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, als er hinzufügte: „O möchte es so seyn! Ja, ich will mit einer außerordentlichen Kraft arbeiten, um desto bälder zurückzukommen und mich dieses Glücks zu versichern. Und dann, Rosa, Abgott meiner Seele, Angebetete meines

Herzens, ich will den Schwur der Treue nicht von Dir begehren; aber ..."

„Das braucht es auch nicht," flüsterte Rosa und lächelte durch Thränen; „ich werde ihn nie Jemand anders weihen, als Dir."

Und jetzt stand der Himmel offen, und als Mannerstedt den ersten Kuß auf Rosa's Lippen drückte, da war ihnen Zeit und Raum verschwunden. Das Erste, was sie an den Schmerz des Abschieds und die Wirklichkeit erinnerte, war Svens Stimme, der von außen rief: „Des Professors Lings alter Larsson ist hier, um zu melden, daß der Professor auf den Kandidaten warte. Es habe sieben geschlagen, sagte er."

„Ich komme gleich," rief Mannerstedt und sprang auf. „O wo ist die Zeit hingekommen! — Lebe wohl, meine Rosa! Meine! o welche Seligkeit liegt in diesem Wort! Ich wage keinen Augenblick länger zu zögern; denn das Gefühl der Freude ist doch das mächtigste von allen und am schwersten zu beherrschen. Ich muß fort!"

„Ja, das mußt Du," seufzte Rosa; „aber auch in der Trennung liegt eine Seligkeit; denn getrennt oder vereint leben wir doch von demselben Leben, von dem unserer Liebe."

Mannerstedts Lippen fingen den Schluß dieser Worte auf; und jetzt war er draußen, auf der Treppe, auf der Straße, und hielt nicht eher, als bis er mit flammenden Wangen, blitzenden Augen und heftig klopfendem Herzen vor dem Professor stand, der in seinem großen Lehnstuhl saß, und drohend den Finger gegen den Jüngling erhob.

„Nicht eine halbe Linie über die Erlaubniß," sagte Mannerstedt aufgeräumt und küßte jetzt vergnügt die magere Hand des Professors.

„Ja, ja, Du siehst mir gerade aus, als ob Du an Linien und Erlaubnisse gedacht hättest," meinte dieser. „Das hast Du wohl vergessen, ich kann mir's denken?"

„Nein, ich betheure es Ihnen, mein väterlicher Freund," versicherte Mannerstedt ernst. „Hätte ich Ihrer Güte so unwürdig seyn können? Konnte ich Ihre Ermahnungen vergessen? Nein, gewiß nicht! Aber sagten Sie nicht selbst: wenigstens keine bindende Erklärung?"

„Freilich, sagte ich so etwas, und Du hast wohl daran gethan, es Dir einzuprägen, aber die Erklärung Eurer gegenseitigen Gefühle wird wohl nicht ausgeblieben seyn, wenn nicht alle Zeichen trügen: das wirst Du doch nicht läugnen, mein lieber Mannerstedt?"

„Der Himmel bewahre mich, mein zweiter Vater, die glückseligste Stunde meines Lebens vor Ihnen zu verläugnen! Doch habe ich ihr Versprechen nicht begehrt, aber ich hoffe darauf, und ich kann nicht verhehlen, daß sie es mir freiwillig gab."

„Ja, die Mädchen sind immer mit Versprechen bei der Hand," meinte der Professor lächelnd; „doch glaube ich, daß sie diesmal Wort hält. Aber jetzt mußt Du fort, mein Junge! Da hast Du meinem Versprechen gemäß etwas, um Dir damit weiter zu helfen. Es bedarf keiner Ermahnung zum Fleiß, da Du das Ziel schon vor Augen hast. Gott sey mit Dir! Keine Danksagungen! Du weißt, ich kann das nicht leiden. Du wirst sie mir durch Deine Handlungen beweisen, davon bin ich überzeugt. Schreibe oft, und willst Du etwa einmal im Monat Rosa einen kleinen Wisch zuschicken, so kannst Du ihn in meinen Brief legen und der alte Mann wird dann in seinen alten Tagen noch den Liebesapostel machen, und bisweilen ein Paar Zeilen mit zurückfolgen lassen."

In tiefer dankbarer Rührung umarmte Mannerstedt den Professor, schickte Rosa seinen letzten Gruß, und eine halbe Stunde später saß er im Schlitten und eilte zum Südthore hinaus. Die Bahn war gut, und rasch glitt das leichte Fuhrwerk, von den wartenden Postpferden gezogen, die Straße dahin. Ein schöner, mondheller Abend erfreute den Reisenden; und jeder funkelnde Stern am

Himmelszelte schien seinen Strahlenglanz in Mannerstedts Seele wiederzuspiegeln. Er hatte ja den Himmel darin.

16.

Die Reisenden. — Die neue Heimath.

An einem entsetzlich heißen Junitag desselben Jahres fuhr eine leere altmodische Kutsche, die ehemals grün bemalt gewesen, jetzt aber innen und außen abgenützt und verschlissen war, den ewig langen und ermüdenden Gylticker Bergrücken hinauf, der ein Paar Meilen von Halmstad an der Småländischen Grenze liegt. Dem Wagen folgten ein Paar gewaltige Packkarren, die von Ochsen gezogen wurden, welche man dort zur Beförderung der Reisenden vorfindet. Dießmal standen diese noch in scheinbarer Unentschlossenheit in einer Wirthsstube im Thale und schienen darüber nachzusinnen, wie sie auf die beste Art über alle diese zusammenhängenden, kleinen Kirchthürme hinwegkommen könnten. Im Wagen sitzen bleiben, war eine reine Unmöglichkeit; hinauf gehen, wäre entsetzlich ermüdend gewesen, denn der Gylticker Rücken ist kein gewöhnlicher Berg, das können Alle bezeugen, welche diesen Weg gemacht haben. In den Reisenden erkennen wir zwei uns wohl bekannte Damen, Frau Borgensköld und Hilda, die nun auf der Reise nach Lindsfors begriffen waren, jenem Gute, wo Lieutenant Borgensköld die Inspektorsstelle erhalten hatte. Die Seereise war glücklich überstanden, und mit frohen und gerührten Gefühlen sahen sie der Stunde entgegen, wo sie den Gatten und Vater wiederschauen sollten. In diesem Augenblicke jedoch war ihre ganze Aufmerksamkeit von der unermeßlichen Höhe in Anspruch genommen, die vor ihnen lag und welche sie unwiderruflich passiren mußten,

wenn sie weiter kommen wollten. Hilda sowohl als ihre Mutter waren wenig an Reisen und deren Beschwerlichkeiten gewöhnt; es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß sich die Unterhaltung nur um den nächsten Gegenstand vor ihnen drehte. „Meine liebe Hilda," sagte Frau Borgensköld, die eben aus dem Chausseehause gekommen war, wo sie sich mit einem Glas Milch erfrischt hatte, „meinst Du, daß ich je hier hinauf komme? Es war nicht recht, daß wir nicht dieselbe Straße einschlugen, wie unsere Sachen. Wenn ich auf dem Weg vor Mattigkeit umsinke, oder bei dem Anblick der unendlich tiefen Abhänge einen Schwindel bekomme, wer soll mir da helfen? Ich bin in großer Furcht; es wird nicht gut gehen."

„Mamma macht mir recht Angst," antwortete Hilda, „es wird wohl nicht so gefährlich seyn. Wir wollen oft ausruhen; aber dann darf Mamma durchaus nicht in die Tiefe hinabsehen, sondern muß sich fest auf meinen Arm stützen. Ich bin stark, verlasse Dich darauf." Als Hilda die letzten Worte ausgesprochen hatte, hörte man auf dem Weg hinter ihnen ein neues Fuhrwerk.

„Ruhig, halt Polle!" tönte eine wohlklingende männliche Stimme. Ein wenig neugierig wendeten sich die Frauenzimmer um, und gewahrten ein sehr hübsches und wohlgepolstertes Fuhrwerk, aus welchem in demselben Augenblick ein junger Mann heraussprang. Mit der Reisemütze in der Hand machte er den Damen eine Verbeugung, die von einer näheren Bekanntschaft mit den Sitten feinerer Gesellschaft zeugte, während er mit dem Taschentuch die heißen Tropfen von der Stirne trocknete, und Bart und Kragen in Ordnung brachte. Nach dieser kleinen Koketterie wandte er anscheinend seine Aufmerksamkeit auf das hübsche, feurige Pferd, das ungeduldig in dem Geschirr des Fuhrwerks wieherte. Nachdem es ausgespannt war, und der Eigenthümer es mehrmals mit der flachen Hand über den stolzen Hals gestreichelt, und ihm endlich ein gutes Futter gegeben hatte, war nichts

weiter mit ihm zu schaffen. Der Reisende wandte sich jetzt wieder zu den Damen, und als Frau Borgensköld den Priesterkragen erblickte, den der Fremdling unter der weißen Blouse trug, welche er jetzt gewandt abwarf, faßte sie mit jener, ältern Damen bei solchen Fällen eigenen Entschlossenheit, den Muth, den Herrn Pfarrer zu fragen, ob er vielleicht den nämlichen Weg über diesen abscheulichen Bergrücken fahren werde, in welchem Falle sie höchst glücklich seyn würden, Gesellschaft zu bekommen, da Kutscher und Wagen bereits voraus seyen.

„Es ist allerdings gerade auch mein Weg," sagte der junge Geistliche mit einer neuen Verbeugung, die an Gewandtheit und Anmuth dem Benehmen eines weltlichen Elegants nichts nachgab. „Wenn ich Ihnen zu Diensten seyn kann," setzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „so soll es mit dem größten Vergnügen geschehen."

Dabei war sein schwarzes blitzendes Auge zwischen den unendlichen Wolken von Frau Borgenskölds großem Reisehut und Hilda's Sonnenschirm hindurch gedrungen, und hatte gerade das Angesicht des schönen, verlegenen Mädchens getroffen. Erröthend und verwirrt über die flinke Art der Mamma, Bekanntschaften auf der Landstraße zu machen, stand Hilda da und ließ den Sonnenschirm beschatten, was ihm beliebte; doch wurde das Angesicht nicht eher bedeckt, als bis sie die Augen erhoben und den Pfarrer gewahrt hatte, der seine Blicke mit einem Ausdruck auf sie heftete, welche deutlich ein Interesse an der jungen reisenden Dame aussprachen.

„Ach mein Herr!" fing Frau Borgensköld wieder an, „Sie würden uns den größten Gefallen erzeigen, wenn Sie uns da hinauf Gesellschaft leisten würden. Aber darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen," — die Frauen vergessen ihre Neugierde nicht einmal in der Angst über einen solchen Bergrücken, wie der Gylticker ist.

„Recht gern, Madame," antwortete der Fremdling lächelnd. „Mein Name ist Wallinder, Pfarrverweser bei der Pfarrei B—by in Småland.

„Ach, das trifft sich ja sehr schön! Gott sei Dank!" rief Frau Borgensköld vergnügt. „Der Herr Pfarrer ist dann gewiß auch mit dem Lieutenant Borgensköld bekannt, der Inspektor in Lindfors ist? Ich weiß, das Gut liegt in dem Kirchspiel B—by?"

„Ja, ich habe die Ehre, oftmals eine Pfeife bei dem Herrn Lieutenant zu rauchen, und vermuthlich bin ich so glücklich, seine Frau und Tochter vor mir zu sehen, die er gegen das Ende dieses Monats bei sich erwartete?"

„Ja, Du lieber Gott!" rief Frau Borgensköld, „Sie haben ganz recht gerathen! Ach wie angenehm das ist; ich darf mit Recht sagen, es ist eine Schickung der Vorsehung, daß wir so hier zusammentreffen sollten. Das ist meine Tochter! Wie angenehm, mein Hildchen, daß wir jetzt auf die ganze Reise Gesellschaft bekommen! Ich erinnere mich jetzt, daß Papa mehrmals in seinen Briefen von dem Herrn Pastor Wallinder sprach; aber nie glaubte ich, daß wir in unserem geistlichen Lehrer zugleich einen so jungen und artigen Mann kennen lernen sollten."

Endlich versiegte die Quelle der mütterlichen Beredsamkeit. Hilda verneigte sich vor dem Pastor Wallinder, und dieser versicherte in dem überzeugendsten Tone, daß es ihm ganz besonders schmeichle, der Beschützer der Damen auf dem Rest der Reise zu seyn. Nachdem man noch einige weitere Freundschafts- und Glückswunschsphrasen ausgetauscht hatte, spannte Pastor Wallinder an, und nöthigte Frau Borgensköld in sein Fuhrwerk einzusteigen, indem er artig versicherte, daß er sogleich halten würde, sobald es unmöglich sey, länger zu fahren, und jetzt ging es allmählich hinan. Hilda spazierte voraus und der Pfarrer ging neben der Droschke

her, indem er seine Aufmerksamkeit zwischen Frau Borgensköld und Polle theilte. Blickte er aber vorwärts, so ward jene dem ausgezeichneten reizenden Wuchse Hildas und dem kleinen allerliebsten Röckchen gewidmet, das von geblümtem Moll war, und sie leicht und anmuthig umfloß. Pastor Wallinder fand ein besonderes Vergnügen an wohlgekleideten Mädchen. Seit er in dem etwas einsam gelegenen B—by war, genoß er seltener diesen Anblick, obwohl er als Kenner zugab, daß die Moden in W—, denen die Frauenzimmer dieser Gegend treulich folgten, auch nicht zu verachten seyen; aber selten kleideten sich jene paradenmäßig, außer bei festlichen Gelegenheiten; an Werktagen begnügten sie sich mit ihren eigenen ländlichen Trachten.

„Nein, nein, mein lieber Herr Pastor!" unterbrach Frau Borgensköld Wallinders stille Betrachtungen über Hilda, ihren Wuchs, Rock und Hut. „Mein lieber Herr Pastor, Gott sey vor, daß es noch lange so Bergan geht! Lassen Sie mich heraus, ich bitte Sie. Ich sterbe vor Angst."

Der Pastor hielt artig stille, und rief einem Postknecht, der auf der Höhe stand und herabgaffte, zu: „Komm herunter und nehme das Pferd!" Als dieser dem Rufe nachgekommen war, bot Wallinder Frau Borgensköld den Arm, und nach unzähligen Beschwerlichkeiten erstieg die Gesellschaft endlich den mühevollen von Frau Borkensköld, Hilda oder Wallinder nie vergessenen Gylticker Rücken. Nachdem die Frauenzimmer mit Hülfe des Pastors glücklich in die alte Kutsche eingeschachtelt waren, sprang der junge Mann in sein eigenes hübsches Fuhrwerk und so ging es rasch fort den ganzen Tag. Man rastete nur so kurze Zeit als möglich an ein paar Punkten, um eine kleine Erfrischung einzunehmen, die größtentheils aus Kaffee bestand, der von Hilda's eigener Hand zubereitet wurde. Neun Uhr Abends kam die Gesellschaft in Sken's Wirthshause an, wo man das Nacht=

quartier aufschlagen sollte. Hier beklagte sich Frau Borgensköld entsetzlich, daß sie vor dem schrecklichen Rauschen des Stromes kein Auge würde zuthun können, sie schlief jedoch dessen ungeachtet vortrefflich, und war noch nicht erwacht, als schon Hilda früh am Morgen von der Hitze in dem dumpfen Zimmer gequält, hinabschlich und die frische Luft aufsuchte. Im Oehrn begegnete sie Pastor Wallinder, der roth und warm von einer Wanderung in der schönen Gegend zurückkehrte.

„Will Fräulein Borgensköld einen Morgenspaziergang machen?“ fragte er artig, als er sie im Hut und Shawl sah.

„Ja, es würde mir wirklich ein großes Vergnügen machen, wenn ich mich ein wenig umsehen könnte. Die Aussicht ist nicht ohne Interesse, und die kleinen Holme im Flusse nehmen sich allerliebst aus.“

„So lassen Sie uns denn dies Vergnügen genießen,“ sagte Wallinder ungekünstelt. „Diese Gegend gleicht Ihrer künftigen Heimath, Fräulein Borgensköld. Lindfors ist sehr schön gelegen; aber ehe wir dahin gelangen, müssen wir noch manche häßlichen Gegenden passiren, und in ein paar Stunden sogar die unendlichen flachen Haiden von Lungby. Es ist deshalb um so besser, das Schöne, das wir jetzt vor Augen haben, nicht unbetrachtet zu lassen.“

Wallinder bot Hilda den Arm, den sie ohne Ziererei nahm, und jetzt wanderten sie zu Skens schönem Herrenhofe hinan. Der Morgen war herrlich; Alles war so ruhig, still und friedvoll in der ganzen Natur. Schweigend gingen sie einigemale auf und nieder; da kam ein Bote mit der Nachricht, daß die Frau Mamma wach sey, und auf das Fräulein und den Kaffee warte. Die jungen Leute kehrten eilig zurück.

Um zehn Uhr war die Gesellschaft in Lungby, wo sie frühstücken sollten. Aber mit einem kleinen unruhigen Herzklopfen für ihre Kasse machte Frau Borkensköld

bei sich die Bemerkung — denn sie fand keine Gelegenheit, sie Hilda zuzuflüstern — daß es sich nicht wohl paßte, den Speisesack in einem Wirthshause hervorzunehmen, das sich so vieler in die Augen fallender Herrlichkeiten rühmen konnte, wie das in Lungby. Seufzend warf Frau Borkensköld wie aus Zufall den Mantel über den vom Kutscher heraufgetragenen Speisesack und forderte ein Frühstück für drei Personen; aber als unsere gute Frau die Rechnung erhielt, war sie nahe daran vor Entsetzen in Ohnmacht zu fallen, so unverschämt groß war diese ausgefallen. Aber hier ging es nicht an, zu feilschen, und mit schwerem Herzen machte sie sich, etwas abseits stehend, bereit, die kleine wohlverwahrte Schreibtafel hervorzunehmen, um die Schuld zu bezahlen. Ehe sie jedoch dies bewerkstelligen konnte, ward sie durch einen Boten benachrichtigt, daß die Rechnung schon von Pastor Wallinder bezahlt sey. Mit einem Gefühl, das die Mitte zwischen Freude und einer gelinden Demüthigung hielt, steckte Frau Borgensköld die kleine Reisekasse wieder an ihren Ort, worauf man einpackte und abreiste.

Am folgenden Mittag war endlich das Ziel der langen Reise erreicht. „Mein Weg geht dorthin,“ sagte Pastor Wallinder, und schlug nach einer artigen Begrüßung und freundlichen Danksagung für die gute und angenehme Reisegesellschaft die Straße zur Linken ein. „Die Damen haben jetzt nur noch eine Viertelmeile, und wenn es mir erlaubt ist, so werde ich morgen Abend kommen und nachsehen, wie sich die Herrschaften nach der Reise befinden.“

Frau Borgensköld dankte herzlich und verbindlich, und versicherte den Herrn Pastor, tausendmal willkommen zu seyn. Hilda war zwar nicht so wortreich, als Mamma, aber sie sagte einfach, daß es ihr ein Vergnügen machen würde, ihren angenehmen und munteren Reisegefährten wieder zu sehen.

„Gehorsamster Diener, meine Damen!“ tönte es von den Lippen des Pastors, und in einem Nu war die Droschke um die Krümmung herum, und Wallinders hohe stattliche Figur verschwand in einer Staubwolke. Lange blickte ihm Hilda nach und Mamma sagte: „Herr Gott! was für ein hübscher Mensch! Ich hätte mir nicht vorgestellt, daß man auf dem Lande einen so angenehmen Geistlichen treffen könnte. Es sollte mich wundern, wenn er verheirathet wäre; ich dachte nicht daran zu fragen. Der Pfarrhof würde dann eine sehr angenehme Nachbarschaft seyn.“ — Frau Borgensköld wünschte jedoch herzlich bei sich selbst, daß der Pastor noch Junggeselle wäre.

„O er ist gewiß nicht verheirathet,“ meinte Hilda, „er ist noch so jung!“ — Aber Frau Borgensköld wollte bessern Bescheid haben. — „Höre Väterchen!“ o — dabei klopfte sie den Postknecht auf den Rücken, „ist der Pastor in B — by — verheirathet?“

„O ja wohl, er ist seit manchem lieben Jahr her verheirathet.“

„Seit manchem lieben Jahr her,“ unterbrach ihn Frau Borgensköld verwundert. „Er ist doch noch nicht so alt, meine ich?“

„Nicht so alt?“ wiederholte der Fuhrmann, „ja, aber er ist auch kein heuriges Häslein mehr.“

„Nun, wie alt mag er denn seyn, liebes Väterchen?“

„Ja, das weiß ich nicht so genau, aber ich denke, er ist so ungefähr zwischen fünfzig und sechzig. Ja so ungefähr.“

Frau Borgensköld und Hilda brachen in ein herzliches Gelächter aus, und etwas erzürnt über diese Unterbrechung fuhr der Fuhrknecht fort: „Das muß ich wohl wissen, denn ich hab' ihn ja seit Kindsbeinen an gekannt; und es wird nicht viel fehlen, daß der älteste Sohn so alt ist wie der Magister.“

„Welcher Magister?“ fragte Hilda hastig, da sie

zu ahnen begann, daß hier ein Mißverständniß stattgefunden habe.

„Nun, den Magister meine ich, der eben von uns ging; die Herrschaften müssen ihn wohl kennen, da sie ihn bei sich hatten."

„Ja aber, Väterchen," sprach Frau Borgensköld besänftigend, „war das nicht der Pastor? Er steht ja der Pfarrei B—by vor?"

„Ja wohl thut er das," erklärte der Fuhrmann; „aber er ist doch nur Magister. Das verhält sich so, der Probst ist alt und blind; deßhalb schickte das Consistorium vor drei Jahren den Herrn Wallinder her, der ein recht braver Prediger und bei Hohen und Niedern beliebt ist. Aber dieser Geistliche hier in B—by, ist nur der erste Helfer."

Hilda lächelte und Frau Borgensköld war mit dem Mißverständniß wohl zufrieden; die Unterhaltung mit dem Kutscher ergötzte sie und sie fragte deßhalb weiter: „Nun, der Probst hat wohl viele hübsche Töchter?"

„Ja wohl, vier Stück, schön wie der Tag."

Frau Borgensköld fand dies gewiß weniger interessant, als das Vorhergehende; wenigstens würde ein aufmerksamer Zuhörer einen nicht unbedeutenden Zusatz von Unruhe in ihrer Stimme entdeckt haben, als sie die weitere Frage machte, obschon eine von ihnen verlobt sey.

„Ja es ist schon lange her, daß sie verlobt waren," meinte der Kutscher lachend; „die letzte hat vor zwei Jahren Hochzeit gehabt."

„So! ei da sind ja schon alle versorgt," lächelte Frau Borgensköld sehr freundlich; „aber das ist wohl Lindfors, liebes Väterchen, das dort zwischen dem Laubwerk durchschimmert?"

„Nein, es steht noch eine kleine Weile an; der Hof dort gehört dem Steuereinnehmer; Lindfors steht gerade

nicht so aus. Es ist alt und verfallen; und seit dem letzten Jahr in ganz schlechtem Zustand."

Frau Borgensköld seufzte, und da der Kutscher glaubte, dieß geschehe in Folge der Länge des Weges, tröstete er die Damen durch die Versicherung, daß sie in einem Nu drüben seyn würden. — Jetzt klatschte die Peitsche, die Pferde trabten an und man fuhr zwischen schönen Feldern und Wiesen dahin. Da rief Hilda plötzlich: „Halt, halt, Väterchen, um's Himmelswillen! Fahr nicht so schnell; ich sehe dort den Papa auf dem Ackerfeld! Halte, damit ich aussteigen kann!"

Der Wagen hielt stille, und mit einem leichten Sprunge stand Hilda auf dem Wege, und flog dann wie eine kleine Elfe rasch über Aecker und Wiesen auf einen ältlichen Herrn von mittlerer Größe zu mit einem länglichen und sonnverbrannten Gesichte, der dort stand und mit den Arbeitsleuten sprach. Er war in einen langen grauen, leinenen Rock gehüllt, der im Sommer höchst bequem war, und sein ganzes Aussehen bewies, daß er zu den nicht so seltenen kleinen Seelen gehörte, von denen nichts weiter zu sagen ist, als daß sie fast auf dieselbe Art vegetiren, wie ihre materielle Hälfte; Menschen, deren ganze Standhaftigkeit und Festigkeit davon abhängt, ob ihr Eigensinn in's Spiel kommt oder nicht, in welchem ersteren Fall sie dann eben so fest seyn können, wie andere Leute aus Ueberzeugung. Ferner gehörte Lieutenant Borgensköld zu der Art von Männern, die nur unvollständige Exemplare sind, wenn nicht ihre Weiber ihnen als Beilage, immer mit Rath und That bereit, vorsehend und nachsehend zur Seite stehen, wie ein Kalender, wo sie jeden Umstand aufschlagen können, an dessen Erinnerung ihr schwaches Gedächtniß oder ihre Stumpfheit sie hindert.

Der Leser kann sich leicht vorstellen, wie angenehm die Ankunft seiner ersehnten Gattin und innig geliebten Tochter für ein so von der bisweilen stiefmütterlichen

Natur ausgerüstetes Wesen seyn mußte, als Lieutenant Borgensköld war. Als er die alte Kutsche gewahrte, jenes Fragment aus

„Früheren, besseren Tagen,
Wo man auf Bälle D'rin ward getragen,"

stürzte er mit ausgebreiteten Armen und weithin flatterndem Rocke seinem Abgott, seiner kleinen lieben Hilda entgegen, denn das Vaterherz klopft gleich warm, ob die Brust, die es umschließt, stolz und kraftvoll sich erhebt, oder auch nur kaum eine Schutzwehr für den edleren Theil ist. Eine lange und innige Umarmung schloß Vater und Tochter aneinander. Das bärtige Kinn hatte Hildas feine Wangen gekratzt, und halb lächelnd, halb weinend, unter dieser Lust des Wiedersehens sagte sie: „Papa muß nicht so unordentlich mit dem Rasiren seyn, obwohl wir auf dem Lande wohnen." — Sie hielt die Hand gegen die gewöhnlich bleiche, aber jetzt hochrothe Wange.

„Ach das hatte ich vergessen," erwiederte der Papa und fuhr mit der flachen Hand über das Kinn. „Ja, ja, mein Mädchen, das war ein garstiger Kuß: aber da Du mich daran erinnerst, werde ich es nicht unterlassen, mich zu säubern. Doch, wo ist die Mamma, mein Kind? Es war hohe Zeit, daß sie kam."

Und bei diesen Worten setzte sich der graue Rock wieder in flatternde Bewegung, und Lieutenant Borgensköld hatte bald den kleinen Zwischenraum zurückgelegt, der ihn von seinem andern Ich trennte. Sein Angesicht strahlte von Freude, als er seine theure Elisabeth wieder sah, und auch Frau Borgensköld fühlte sich so froh und glückselig, als sie am Herz ihres Mannes ruhte, wie sie es am Hochzeittage gewesen war.

Arm in Arm ging das Ehepaar nun dem Hofe zu. Herzlich und vertraulich sprachen sie unterwegs über das angenehme Leben auf dem Lande, die Mastung der

Schweine und des Rindviehs, der Mehlbereitung aus Kartoffeln, und der Ration Getreide, die für den Inspektor bestimmt war. Ueber alle diese Gegenstände, und wenigstens einhundert andere holte Lieutenant Borgensköld die Ansichten seiner Frau ein, und froh und herzlich vergnügt, die geliebten Eltern wieder einmal ihre Gedanken in einer lebhaften Unterhaltung austauschen zu sehen, hüpfte Hilda nebenher und bückte sich oft zum Grabenrande nieder, um eine der schönen Blumen zu pflücken, auf die sie Wallinder unterwegs aufmerksam gemacht hatte. Sie schickte dann wohl auch einen freundlichen Gedanken an ihren angenehmen Reisegefährten zurück, und wünschte, er möchte schon am folgenden Abend zurückkommen. Aber jetzt wurde Hilda ebenfalls mit in die Unterhaltung gezogen; denn von der Haushaltung, den Knechten, Mägden und Arbeitsleuten war Papa und Mamma zu einer Musterung der Nachbarn übergegangen, und dabei sollte Hilda zuhören und sich über die sinnreichen Beschreibungen Papas freuen.

Der Anblick des roth gemalten Gatterthors brach jedoch jede weitere Mittheilung ab. Mit einem kleinen Schritt war man jetzt wieder in seiner eigenen Welt. Lieutenant Borgensköld ließ den Arm seiner Frau fahren, und öffnete den Eingang zu der neuen Heimath, die mit einer einige Klafter langen Allee anfing, an deren Schlusse ein paar graue gewölbte Thore in den Hof führten, wo das Wohnhaus stand. Der Theil, welcher früher der Mannhof genannt wurde, war zum Theil eingestürzt und so verwittert, daß sich Niemand dorthin wagte; der eine Flügel wurde von den Dienstleuten benützt und diente zugleich zur Speisekammer, zur Webstube und zum Speicher für das Getraide, die Geräthschaften u. s. w.; der andere enthielt Lieutenant Borgenskölds Wohnung. Dahin also lenkten unsere Reisende ihren Schritt. Dieses Flügelgebäude war, ehedem wie die übrigen, weiß getüncht gewesen, hatte jedoch vor

Alter dieselbe graue Farbe angenommen, wie seine Kameraden. Die Thore der Vorhalle standen offen, und über den mit hohem Gras bedeckten Hof führte Lieutenant Borgensköld seine Frau und Tochter in den sogenannten Saal. Dieß war ein langes, aber sehr schmales, jedoch ziemlich helles Zimmer, obwohl die Fenster klein waren. Die Wände waren weiß und zierlich, mit rother und blauer Farbe beworfen. Diese glückliche Veranstaltung des zärtlichen Gatten, um seiner Elisabeth eine Freude zu machen, hatte jedoch die Ungelegenheit, daß auch der Boden etwas von den Farben bekommen hatte. Dieß war jedoch ziemlich durch darübergestreutes frisches Birkenlaub bedeckt. Die Fenster hatten zwei Flügel in der Höhe, aber das Glas war etwas grünlich, und die Gardinen ebenso wie man sie bei einem „Strohwittwer" finden konnte, wie der Lieutenant heiter bemerkte. An der andern Seite des Saals stand ein gewaltiger Heerd mit einem frischen Fichtenstamme geziert, und auf dem obersten Rande des Heerdgemäuers war ein Gemälde aufgestellt, dessen Gegenstand einer von Lindfors früheren Besitzern in Lebensgröße war. Die Möbel bestanden sämmtlich aus einfachen, ungepolsterten Sophas und eben solchen Stühlen.

„Was meinst Du, mein Schatz, glaubst Du Dich darein finden zu können?" fragte Lieutenant Borgensköld, und sah dabei sein Weib freundlich an.

Die Frau hustete und nießte, indem sie ihr Nastuch benützte, um den Schmerz zu verbergen, der sich hier mit der Freude des Wiedersehens vermischte. Sie liebte jedoch ihren Mann zu sehr, um ihn mit dem Anblick des Mißvergnügens verletzen zu wollen, das sie in diesem Augenblicke empfand. Nachdem sie sich etwas erholt hatte, antwortete sie freundlich: „Gewiß werde ich mich darein finden, lieber Hermann; wo Du bist, fühle ich mich immer wohl; es wird schon recht werden."

„Ja, meine Elisabeth, das glaube ich gerade auch.

Wir brauchen wenigstens nicht um das tägliche Brod besorgt zu seyn, und was das Uebrige betrifft, so muß man sich eben behelfen, so gut man kann. Aber was sagst Du dazu, Hildchen?"

„Ach Papa, ich meine, es ist hier überall ländlich und frisch, wohin ich komme, und ich finde es im Ganzen weit besser, als ich es mir nach den Beschreibungen Papas vorzustellen gewagt hatte. Ich denke schon darüber nach, wie ich mit den Dingen, die sich auf unseren Packkarren befinden, unserem Saale ein besseres Aussehen geben will, und ich hoffe, es soll mir gelingen. Wir werden dann dem Uebrigen nach und nach schon aufhelfen."

„Nun, Gott sey Dank, mein Mädchen! Du weißt Dir zu helfen und zu rathen wie immer! doch wir wollen jetzt weiter gehen." Und nachdem man sich hinlänglich im Saale umgesehen hatte, öffnete Lieutenant Borgensköld die Thüre zu einem kleinen, viereckigten Zimmer, das in früheren Tagen gelb bemalt gewesen war und wahrscheinlich zum Wohnzimmer gedient hatte. Dieses Zimmer hatte helle Fenster, und eine göttlich schöne Aussicht. „Daraus soll etwas werden," dachte Hilda, und sah sich schon im Geiste mit dem Malertopf und Pinsel hier stehen. Von da führte eine Thüre zu dem Schlafzimmer, welches finster und unangenehm war, und endlich kam man in die Küche, wo man wieder in neuen Ueberlegungen stehen blieb, und der Lieutenant sagte: „Jetzt haben wir die ganze Herrlichkeit gesehen bis auf zwei kleine Dachkammern."

„Ich finde es nicht so arg, lieber Hermann," versicherte seine Frau. „Ich habe jetzt alles durchgegangen, und sehe ein, daß es mit ein wenig Mühe und Arbeit recht ordentlich werden kann. Sey gewiß mein Alter, in Kurzem wirst Du die alte Höhle nicht mehr erkennen."

„Das bin ich überzeugt, liebe Elisabeth," sagte

der Lieutenant herzlich vergnügt. „Wenn Du hier ordnen und handtieren darfst, so müßte es ja ein Wunder seyn, wenn ich die Rumpelkammer wieder erkennen würde. Nein, ich bin überzeugt, ich werde künftig alles mit andern Augen ansehen; und ich weiß ja auch, daß unsere kleine Hilda alles vortrefflich einzurichten versteht, wohin sie kommt.“

Und hierin hatte der gute Mann recht; denn am folgenden Abend, wo man den Pastor oder wie er allgemein genannt wurde, den Magister Wallinder erwartete, stand der Saal so gescheuert, gefegt, mit Blumen geziert, und reinlich da, wie eine Braut um Johannis. Die von der Stadt mitgebrachten Gardinen, die so weiß und frisch gestärkt waren, hatte man geschmackvoll aufgemacht, und vor den mit braunem Bombassin überzogenen Sopha, dem lieben, alten Sopha der Mamma, stand der wohlbekannte Theetisch mit den echten Tassen, der seit Hilda's Geburt mitgemacht hatte, und bei der großen Auktion der übrigen Mobilien von dem Professor für Hilda erstanden worden war. In der Mitte des Tisches stand ein feiner Weidenkorb mit frischen Bretzeln, die von Hilda's eigenen, schönen Händen gebacken waren; denn weit entfernt, auf die Beschwerlichkeiten der Reise auszuruhen, war sie schon seit drei Uhr Morgens auf, und hatte überall herum gewirkt und angeordnet; und so ward ihr jetzt auch die Befriedigung, alles in einem ziemlich ordentlichen und angenehmen Zustande zu sehen.

Es war schon sechs Uhr Abends. Hilda saß an einem Fenster und nähte an Einlagekrägen für den Papa; aber bei jedem dritten Stich blickte sie auf die Straße hinaus. Diese Erwartung begann nach und nach lange zu werden. Frau Borgensköld hatte sich freundlich und vergnügt in einer Sophaecke niedergelassen, und war damit beschäftigt, den Spinat für den Abend zu reinigen, und Papa selbst wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zim-

mer auf und ab, und erzählte kleine Stücke aus einer Abhandlung über die Landwirthschaft, die er neulich von dem Beisitzer entlehnt hatte, und die besonders interessant und nützlich für den angehenden Praktikus waren

Mitten im stärksten Laufe der väterlichen Beredtsamkeit ließen sich feste männliche Schritte von außen hören, zur großen Freude Hilda's, die bei Papa's schönen Reden über Kohl, Kartoffeln und Rüben, unbarmherzig gegähnt hatte. Die Thüre zu dem umlaubten Oehrn war offen, und in einem Nu stand unser Magister in einem leichten, schönen Jagdrocke mit der Büchse und Waidtasche über der Schulter, und einem feinen runden Strohhut in der Hand, mitten im Zimmer.

„Ich glaube, eine Fee hat in einem einzigen Tage Lindfors altes Nest in einen Götterpalast verwandelt“ sagte Magister Wallinder lächelnd und küßte, so altmodisch es auch war, der Mamma die Hand, um es nachher auch der Tochter thun zu können.

„Ja, bin ich nicht ein glücklicher Mann?“ fiel Lieutenant Borgensköld eifrig ein, indem er all' die neuen Versuche vergaß, für die er noch so eben geeifert hatte. „Alles das haben Mamma und Hilda seit gestern zu Stande gebracht. Aber lassen Sie mich nicht vergessen, Ihnen, Herr Magister, auf das Innigste für den Schutz zu danken, den Sie so gütig waren, meinen Frauenzimmern auf der Reise zu widmen.“

Wallinder versicherte artig, daß dies Zusammentreffen einer der glücklichsten und interessantesten Umstände gewesen sey, die ihm je begegnet wären; und da Hilda jetzt die Näherei hinweglegte und aufstand, um den Thee herein zu holen, nahm der Magister seine wohlversehene Waidtasche herab, und eilte ihr nach.

„Fräulein Hilda, um Vergebung, warten Sie noch einen Augenblick.“ — Man war gegen das Ende der Reise hin so bekannt geworden, daß „Fräulein Borgensköld“ Wallinder zu frostig vorkam. — „Um Vergebung,

erlauben Sie mir, Ihnen diese kleine Probe meiner Geschicklichkeit im edlen Waidwerk zu übergeben!" — Er öffnete die Tasche und zog zwei Birkhühner heraus. Hilda verneigte sich auf der Schwelle, ein Huhn in jeder Hand. — „Dank, herzlichen Dank," sagte sie lächelnd; „Magister Wallinder soll zur Belohnung für seine Artigkeit heute Abend eine davon bekommen."

„Wird das jedesmal meine Belohnung seyn?" fragte Wallinder, und sah Hilda dreist und schalkhaft in's Auge.

„Ja, ich glaube wohl nicht, daß sie zu groß ist," antwortete sie leicht erröthend, und warf einen Blick auf Mamma.

„Nein, das glaub' ich wahrhaftig auch," lachte Frau Borgenskföld sehr behaglich. „Das Geringste, was wohl ein Schütze für seine Mühe bekommen kann, ist, daß er das Wildbrät kosten darf."

„Das ist auch meine Meinung," fiel Papa ein, der als Wirth doch auch etwas sagen zu müssen glaubte, obwohl der Ausschlag schon gegeben war, indem sich ja bereits seine Frau geäußert hatte.

„Nun, es ist gut, wenn der Jäger weiß, was er für eine Belohnung für seine leichte Bemühung zu erwarten hat," fuhr Wallinder in heiterem Tone fort. „Ich besitze übrigens noch eine andere Kunstfertigkeit, in der ich Meister bin."

„Welche denn, wenn man so neugierig seyn darf?" fragte Frau Borgenskföld. — Hilda hatte schon die Thüre geschlossen.

„Wenn meine Wirthin erlaubt, so werde ich die Antwort auf eine andere Gelegenheit aufsparen," erwiederte Wallinder und setzte sich ganz unbefangen neben Frau Borgenskföld auf den Sopha, wo er ihr mit aller Gewandtheit den Spinat reinigen half.

Nach einigen Minuten kam Hilda mit dem Theebrette zurück. „Ich glaube, wir setzen den Tisch hinaus

in den Hof unter die große Linde," sagte sie fragend und hielt noch das Theebrett, in Erwartung, was die Gesellschaft entscheiden würde.

„Ach ja! das wäre herrlich, ganz ausgezeichnet," versicherte der Magister, und war gleich bereit, bei dem Umzuge zu helfen.

Mamma nahm ihre grünen Sachen in die Schürze und die Tabaksdose und Zuckerbüchse in die Hand. Lieutenant Borgensköld hob die Tassen hinweg, und jetzt nahm Wallinder den Tisch mit dem Korb darauf, und trug alles zusammen mit festem Arm in den Hof hinaus unter die Linde, die bereits Hilda's Lieblingsplätzchen geworden war, und wo Papa eine kleine Holzbank hatte aufschlagen lassen.

Aber wo der Magister die Augen hatte, als er den Tisch niedersetzen sollte, das ist ungewiß; vermuthlich waren sie jedoch nicht auf den Punkt gerichtet, wo sie es hätten seyn sollen; denn der Tischfuß stieß gegen die Bank, worauf der Korb mit allen Bretzeln in das hohe, weiche Gras hinabfuhr.

„Ach, alle meine schöne Bretzeln!" rief Hilda herzlich lachend und fiel zugleich mit dem Magister auf die Kniee, um sie wieder zusammen zu lesen.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, Fräulein Hilda!" bat Wallinder, während er aufstand und den Korb wieder auf den Tisch stellte. Zugleich setzte er jedoch, während sie zusammen die Tassen ordneten, hinzu: „Wenn es nicht so fad und altmodisch wäre, alle Phrasen zu gebrauchen, die von Körben veranlaßt werden, so würde ich sagen, es sey ein gutes Zeichen, daß dieser mir entfiel."

Hilda erröthete leicht, bat jedoch den Magister munter, Platz zu nehmen, damit sie Gelegenheit bekäme einzuschenken. Der Abend verfloß schnell und angenehm, und als Wallinder spät die breite Treppe zum Pfarrhofe hinauf stieg, dachte er bei sich selbst, daß es wohl

der seligste Abend sey, den er seines Wissens erlebt hatte. Nachdem Hilda ihr dürftiges Bett auf dem kleinen Sopha in dem ehemals gelben Zimmer zurecht gemacht hatte, sagte sie leise, indem sie ihre Locken aufwickelte: „Wallinder ist wahrhaftig ein sehr artiger und angenehmer Mensch. Welch ein Glück, hier auf dem Lande eine solche Gesellschaft zu finden! Er ist auch recht hübsch und einnehmend. Wie sehne ich mich nach dem Sonntag, um ihn predigen zu hören; denn ein geistlicher Herr, so weit ich ihn zu würdigen verstehe, muß doch etwas mehr seyn, als nur ein angenehmer und gebildeter Gesellschafter. Er muß eben so gut auf meine Seele einwirken können, als auf meine Phantasie und meinen Geschmack." — Hilda wollte nicht von dem Herzen sprechen; sie schloß es ganz unschuldig aus und setzte bloß hinzu: „Ach wenn es nur Sonntag wäre!" worauf sie gut und ruhig einschlief, mit dem Gedanken an Wallinder und seine Predigt.

13.

Die Kirche. — Die Ausfahrt Nachmittags. Gespräch zwischen Frau Borgensköld und ihrem guten Mann.

Freitag und Samstag waren unter verschiedenen nützlichen Hausgeschäften ziemlich schnell vergangen; doch hatte Hilda niemals in ihrem Leben so oft nach der Uhr gesehen, oder gewünscht der Zeit Schwingen geben zu können. Endlich war es denn Sonntag Morgen, und Hilda war schon frühzeitig auf, um allein diese ersten schönen Stunden zu genießen; denn es war ein so herrlicher, ruhiger und klarer Sonntag Morgen, daß die Engel ihre Lust daran hätten haben können. Als Hilda von

einem Spaziergang zurückgekommen war, auf welchem sie einen göttlich schönen Morgen auf dem Lande so recht genossen hatte, brachte sie ihren Eltern den Kaffee hinein, und ging dann an die Toilette, die heute mit etwas mehr als gewöhnlicher Sorgfalt gemacht wurde. Papa und Hilda sollten zur Kirche gehen, da das eine Pferd den Fuß beschädigt hatte, und man also die Kutsche nicht benützen konnte. Die Mamma fuhr in der alten, einsitzigen Chaise, einem Stücke, das zum Hofe gehörte. Als der Zug endlich bereit war und langsam sich in Bewegung setzte, konnte Hilda nicht umhin an den Landprediger von Wakefield und den Zug seiner Familie nach dem Jahrmarkte zu denken. Sie lächelte, als sie sah, wie sogar das Pferd, welches Mamma in der Chaise zog, hinkte und keuchte.

„Er hat den Husten, mein Schatz," sagte Lieutenant Borgensköld zu seiner Frau, während er nebenher ging und den Berg hinauf schob. „Weißt Du nichts dafür, liebe Elisabeth?"

„Ja, ich glaube, ich habe gehört, daß man Petersilie kocht, und es den Pferden für das Uebel gibt; das Wasser nämlich, in dem sie gekocht wird."

„O das wird vortrefflich, mein Schatz! Wir haben ja einen ganzen Haufen Petersilie, oder wie? Ich habe auch gehört, daß man dieses Heilmittel noch gegen eine andere Krankheit gebrauchen kann; aber es schadet nichts, den Versuch zu machen, meine Kleine. Hilft es nicht für das eine, so muß es wohl für das andere helfen oder der Teufel ..!"

„Still, lieber Borgensköld, es paßt sich nicht, an einem Sonntag Morgen etwas mit einem Fluche zu bekräftigen. Das ist eine üble Gewohnheit, die Du Dir abthun mußt. Es lautet nicht gut und gesittet."

Man war jetzt den Berg hinauf, und gerade als der fromme Ehemann versichert hatte, daß er allem aufbieten wolle, um sich vor dieser üblen Gewohnheit in

Acht zu nehmen, schwang Frau Borgensköld die Peitsche über Brunte's Rücken, bis er sich in einen langsamen Trab setzte, und an einer Schaar grüßender Kirchenleute nach der andern vorüber humpelte.

Als Lieutenant Borgensköld die Gesellschaft seiner Frau nicht mehr genießen konnte, wartete er auf Hilda, die hinten nachkam, und artig auf dem Grassaume am Graben hüpfte, um den Staub auf der Landstraße zu vermeiden. — „Ich bin begierig, mein Kind," sagte Papa und legte den Stock bedächtlich an die Nase, „ob wir heute in unserer Kirche den Magister Wallinder oder den alten Stenberg hören werden."

„Den alten Stenberg!" rief Hilda verwundert, und war nahe daran, in eine große Wasserpfütze zu treten. „Predigt denn der Magister nicht jeden Sonntag hier?"

„Nein, bewahre mein Kind, nur jeden dritten. Es gibt hier drei Kirchen und drei Geistliche; sie wechseln jeden Sonntag."

„Nun dann muß ja Papa wissen, an wem heute die Reihe ist, in B—by zu predigen?"

„Ich bin schon seit ein paar Sonntagen nicht in der Kirche gewesen, meine Liebe, und habe deßhalb die Ordnung vergessen."

Hilda schwieg, dachte jedoch bei sich selbst: „Es wäre doch zu ärgerlich, wenn ich jetzt in der Hitze und im Staub eine ganze viertel Meile gegangen wäre, nur um das Vergnügen zu haben, über der schleppenden Predigt des alten Stenberg zu gähnen! Daß ich auch Niemand fragte, ehe ich mich auf den Weg machte! Das wäre ja zu langweilig!"

Jetzt kam ein Bauer auf einem andern Rozinanten hergetrabt. — „Guten Tag, Vater Ola von Ringstad," sagte Lieutenant Borgensköld, und lüftete den grauen Hut etwas. „Wißt Ihr, Vater Ola, wer von den Geistlichen heute in B—by predigen wird, und wie geht es mit Eurer Gesundheit?"

„Dank' der Nachfrage, Herr Spektor," antwortete der Rozinanten-Reiter. „Es geht so, so! So viel ich weiß, werden wir heute den Vicar Dahlstedt hören;" und damit hinkte Vater Ola von Ringstad weiter.

„Hast Du jetzt gehört, Hilda, mein Kind, wir haben heute nicht unsern artigen Magister, sondern Dahlstedt, der ganz entsetzlich langsam und langweilig, ja sogar weit schlimmer als Stenberg ist. Ich fürchte, wir werden vor Abend nicht zum Mittagessen kommen. Das wäre zu verdrießlich; oder was sagst Du dazu, Hilda?"

„Ich bin ganz der Meinung, wie Papa, und zudem schon so müde, daß ich beinahe glaube, ich kehre wieder um."

„Ja, das wäre nicht so dumm, meine Liebe; ich hätte gute Lust, es auch so zu machen. Aber wie ging es dann mit Mamma; sie würde sich entsetzlich darüber ängstigen, wo wir wohl hingekommen wären, und Brunte könnte störrig werden, das geschieht ihm hie und da: Nein, meine Liebe, ich darf nicht umkehren; die Unruhe würde mich dann eben so sehr plagen, wie jetzt die Hitze, und der Gedanke an Dahlstedts lange Predigt."

„Nun, so laßt uns denn gehen," sagte Hilda mit dem Tone ächter Ergebung.

Bald lag die Kirche, die auf einem vorspringenden Berge stand und von hohen Birken umgeben war, so einladend im Morgenglanz vor ihrem Auge, und der Anblick des Tempels, die mit Blumen geschmückten Gräber und der feierliche Schall der Glocken drang wohlthuend in ihre Seele, wo der bessere, heiligere Gottesdienst seinen Anfang nahm. Die getäuschte Hoffnung in Betreff des Predigers wurde über dem hohen Eindruck vergessen, den die Gegenwart des großen Lehrers im Tempel des Herzens machte; das Irdische entschwand bei einem leichten Berühren von der göttlichen Schwinge des Friedensengels.

Jetzt wurde zusammengeläutet, und man trat in die Kirche. Die Bank, welche Lindfors zugehörte, lag im

Chor. Die Frauenzimmer hatten sich in Ordnung gesetzt, der erste Psalm war gesungen, und jetzt öffnete sich die Thüre zur Sakristei. Hilda sah nicht auf; aber als der erste Ton der geistlichen Stimme so tief und melodisch ihr Ohr traf, daß sie davon erbebte, da erhob sie die Augen; und siehe! — vor dem Altare stand im Priestergewande Wallinders hohe, imponirende Gestalt. Ruhig und mild, aber voll Ernst, fiel sein Auge auf Hilda. In seinem Blick lag so viel Hoffnung eines Friedens und einer Seligkeit, die nicht mit dem Irdischen verwandt war, daß das Mädchen gleichsam ihr ganzes Wesen davon durchbebt fühlte, und ihr Herz schwoll von Empfindungen, die so süß und seltsam, so unfäßlich und doch so heilig waren. Sie konnte ihr Auge nicht von Wallinder losreißen. War der Lehrer, der jetzt dort kniete, und mit kraftvoller und doch so weicher Stimme das Sündenbekenntniß ablas, war das derselbe junge, lebensfrohe Mann, der ihr vor Kurzem noch so einnehmend erschienen war, und jetzt so groß und heilig dastand, daß sie sich ein Nichts vor ihm fühlte?

Während der andere Psalm abgesungen wurde, waren Hilda's Augen fast beständig auf ihn gerichtet; aber als die letzten Töne der Orgel hinstarben, und Wallinder sich gegen die Versammlung wendete, und seine tiefe Stimme so herrlich und klangvoll den Raum durchwehte, da meinte Hilda, ihre Brust müßte springen vor mächtigen Gefühlen; sie beugte ihr Haupt und süße, selige Thränen stürzten über ihre Wangen. Nie hatte sie einem Gottesdienste beigewohnt, der einen solchen Eindruck auf sie gemacht hatte.

Von der Kanzel aus sprach Wallinder mit derselben Haltung und Sicherheit, die wohl manche Andere auch besitzen mögen, aber zugleich auch mit einem Feuer und einem Gefühl, das desto seltener ist. Es war jener glückliche Mittelweg, der eben so sehr zum Gefühle, als zum Verstande spricht, und der den Prediger jedem Stande

und jedem Herzen gleich sehr begreiflich macht. Er sank weder zur Sprache des Alltagslebens herab, noch prahlte er mit all' den geordneten und ungeordneten Blumen der Rhetorik. Seine Worte waren ein Kranz von Glaube, Hoffnung und Frieden, der sich tröstend um jedes Herz wand, das darnach seufzte, und jede Seele seiner Zuhörer mit heiligen und sanften Empfindungen erfüllte.

Als der Gottesdienst zu Ende und die Versammlung auf den Kirchhof hinausgetreten war, ging Hilda schweigend an der Seite ihrer Mutter. Frau Borgensköld trocknete gerade die letzten Thränen, indem sie sich leicht auf Hilda's Arm stützte, und fragte: „Mein Kind, kannst Du Dich erinnern, jemals in H. — eine so schöne Predigt gehört zu haben?"

Hilda antwortete nur mit dem einen Worte: „Nie!" Hierauf setzten sie schweigend ihren Weg fort, bis sie die Stimme Papa's hörten, der ihnen nachkeuchte: „Elisabeth, meine kleine Alte, willst Du den Herrn Magister nicht begrüßen? Ich habe ihn da bei mir."

Die Damen wendeten sich um, und sahen den Papa mit Wallinder unter dem Arme, auf sie zukommen. Auf den schönen, männlichen Zügen des jungen Predigers lag noch ein heiliger und ruhiger Ernst. Frau Borgensköld grüßte herzlich und dankte einfach und tief gerührt für die erbauliche Predigt. Wallinder verbeugte sich schweigend; aber als er sich gleich darauf gegen Hilda wandte, die stumm geblieben war, und sich erkundigte, wie sie sich seit dem letzten angenehmen Abend befunden habe, den sie in Lindfors mit einander zugebracht, da ergriff der Lieutenant die Gelegenheit, und flüsterte seiner Frau die Frage zu: ob es sich nicht thun ließe, den Magister zum Mittagessen zu bitten. Frau Borgensköld nickte beifällig ihrem Manne zu und wandte sich sodann zu Wallinder mit der freundlichen Einladung, ihnen nach Lindfors Gesellschaft zu leisten und dort den Rest des Tages zuzubringen.

Wallinder machte einige Komplimente und ver-

sicherte, daß er ihn n gar zu oft beschwerlich falle; aber diesen kleinen, nicht allzuernst gemeinten Einwendungen wurden bald durch Frau Borgenskölds Beredtsamkeit und die Versicherung des Lieutenants ein Ende gemacht, daß, je länger man sich auf dem Kirchhof bekomplimentire, man auch desto länger auf das Mittagessen warten müsse, welchen Grund er seinerseits für den beweglichsten hielt. Die Sache war somit bald entschieden. Jetzt fuhr die alte, einsitzige Chaise vor, und da Wallinder nur für eine Person Platz darin sah, fragte er gegen Hilda gewandt, ob das Fräulein fahre.

„Ich gehe mit Papa."

„Dann ist Fräulein Hilda vielleicht so gut und fährt mit mir? Es ist wahrhaftig eine hinlänglich lange Promenade, wenn man in die Kirche geht, ohne daß man auch noch den Rückweg zu machen braucht, und ich hoffe, das Fräulein schlägt meine Bitte nicht ab."

„Aber," wandte Hilda ein, „es würde zu langweilig für Papa werden, wenn er allein gehen müßte. Nein, ich kann das nicht zugeben."

„Nun, so machen wir es auf eine andere Art," fiel Wallinder scharfsinnig ein. „Lieutenant Borgensköld fährt in meiner Droschke, da wir nicht alle Drei darin fahren können, und so leiste ich Fräulein Hilda Gesellschaft. Geht das nicht an, Herr Lieutenant?" fragte er den eben zurückkehrenden Ehemann, der jetzt den letzten Riemen am Fußsacke zugeschnallt und Brunte mit seiner theuren Hälfte den Heimweg hatte antreten sehen.

„O bewahre, das braucht es nicht! Hilda kann wohl in der Droschke fahren; denn ich bekomme einen Platz beim Pächter von Bro, dessen Weg an Lindfords vorbeiführt. Für mich brauchst Du also nicht zu sorgen, mein Kind."

„Nun, dann ist ja Alles recht," lächelte Hilda, und Wallinder half ihr in seine bequeme, hübsche Droschke,

Nachdem er selbst hinaufgesprungen war und sich an ihrer Seite in Ordnung gebracht hatte, begann die Fahrt; aber sie ging nicht sonderlich geschwind; denn Wallinder meinte, daß es zu stark für Fräulein Hilda staube, weßhalb er sich zur Seite hielt und das ganze Bauernpersonale mit einem „Fahrt zu! fahrt zu, guten Leute!" vorbeipassiren ließ. Dabei hielt Polle still, obwohl mit einiger Mühe, und man wandte sich lächelnd gegen einander, um den Staubwolken auszuweichen, welche, wie Hilda behauptete, jetzt weit schlimmer seyen, als wenn man gleich zugefahren wäre und die Andern hätte nachkommen lassen.

„Da sehen Sie, wie es geht, wenn man es wohl meint," fiel Wallinder halb in Scherz, halb in Ernst ein. „Wenn Fräulein Hilda auf den Weg sehen wollte, so würde sie leicht finden, daß wir recht daran gethan haben, ein wenig zu zögern; jetzt ist keine einzige Staubwolke mehr da, sondern die Luft frei und rein. Ist's nicht so?"

„Freilich; aber wir kommen auch etwas später heim, als die andern."

„Darin sollen wir nicht zu Schaden kommen," versicherte Wallinder, und rasch trabte Polle die kurze Strecke nach Lindfors hin. Frau Borgensköld war schon seit einer guten Weile zu Hause, weßhalb der Tisch schon gedeckt stand und das einfache Mahl sie bereits in sauberer und zierlicher Ordnung erwartete. Als man sich setzte, sprach Lieutenant Borgensköld, indem er in seinen unermeßlichen Taschen zu suchen begann: „Ich traf die Post unterwegs, und soviel ich mich erinnern kann, waren zwei Briefe an Dich dabei, Hilda."

Als Papa den Bündel mit den Zeitungen aufgemacht, und nebst der Brille, der Schreibtafel, dem Nastuch und verschiedenen kleinen, netten Rollen, von denen Papa ein großer Liebhaber war, neben sich auf den Tisch gelegt hatte, kamen endlich auch die Briefe zum Vorschein.

„Ach, von Rosa!" sagte Hilda mit freudiger Bewe-

gung und legte den ersten hinweg. „Sie hielt also Wort meine gute, geliebte Rosa, und erfreut mich gleich nach meiner Ankunft in meiner neuen Heimath mit einem Briefe! Da ist aber noch einer; von wem mag der wohl seyn?" Sie warf einen Blick auf die Ueberschrift, und das Blut stieg ihr rasch in die Wangen, so mächtig kann sogar noch eine verschwundene Liebe wirken. Es war Kapitän Ferdinands Handschrift.

Wallinder sah ihre Bewegung und erbleichte. Er hatte nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Hilda's Herz schon einem Andern gehören könnte. Dieser Gedanke fuhr jetzt wie ein Blitz durch seine Seele, und warf ein unbehagliches Licht hinein. Hilda sah auf und las ohne Schwierigkeit in Wallinders Blick eine Furcht, die sie auf's Neue, obwohl aus einer andern Ursache erröthen machte. — „Dieser Brief ist von meinem Vetter, dem Kapitän Ling," sagte sie mit ziemlicher Fassung. „Er war einige Zeitlang mit meiner besten Freundin, Rosa Widen, verlobt; aber gewisse leidige Familienverhältnisse hoben die Parthie wieder auf."

Wallinder verbeugte sich ein wenig, wie man es im Allgemeinen zu thun pflegt, wenn man glaubt, man erzähle einem etwas, das sich noch auf eine andere Art erklären lasse. Die Unterhaltung bei Tische war nicht sehr belebt, und als man den Kaffee getrunken hatte, sprach Hilda, indem sie die Briefe gegen Wallinder hielt: „Der Magister weiß ja, daß die Neugierde unsere Erbsünde ist; erlauben Sie mir, deßhalb sie zu befriedigen." — Als nun Hilda hinaufgegangen war, und der Lieutenant sich, wie er glaubte, ganz unvermerkt auf sein Zimmer geschlichen hatte, um auf das Essen sein Schläfchen zu machen, winkte Frau Borgensköld dem Magister, neben ihr auf dem Sopha Platz zu nehmen. Der Himmel mag wissen, aus welchem Grunde sie es für nothwendig hielt, allen Mißverständnissen zuvorzukommen,

Sie erzählte also dem aufmerksam zuhörenden Wallinder von Anfang bis an's Ende das Verhältniß des Kapitäns Ferdinand zu Hilda mit allen größeren und kleineren Umständen, sowie auch das gegenwärtige Streben des Kapitäns, mit ihr wieder auf den alten Fuß zu kommen, und Hilda's bestimmten Widerwillen in dieser Beziehung, „welcher stets derselbe bleiben wird," so schloß Frau Borgensköld ihre vertrauliche Mittheilung, „denn Hilda verachtet ihn, und nie wird sie sich mit einem Manne vermählen, der sich einmal ihrer Achtung unwürdig gemacht hat. Nein, er bekommt sie nie, das bin ich gewiß, und könnte er ihr auch das ganze Vermögen seines reichen Onkels zu Füßen legen."

„Aber die Liebe hat wohl größere Wunder vollbracht, meine beste Frau," wandte Wallinder ein, jedoch gewiß nur, um das Vergnügen zu haben, widerlegt zu werden.

„Die Liebe, ja das wäre etwas anderes, mein lieber Magister Wallinder, aber ich habe ja gesagt, daß es schon längst mit Hilda's Liebe vorbei ist, und ich denke, da Ferdinand es nicht vermochte, jene Liebe während der Zeit wieder zu beleben, die zwischen dem Bruch mit Fräulein Widen und unserer Abreise von H— verging, so hat er gewiß keine Hoffnung, dies jetzt thun zu können, da sie sich ferne befindet. Nein, damit ist es für immer ganz und gar vorbei."

Als Hilda nach einer guten Stunde wieder kam, schwebte ein gedankenvoller schmerzlicher Zug um die sonst lächelnden Lippen. Sie fand ihre Eltern und Wallinder im Erker sitzen, und in einer Unterhaltung über die viel versprechende Ernte und den üppigen Flachs begriffen, der die Mamma so innig freute.

„Nun, waren es gute Neuigkeiten, Hildchen?" fragte Papa, und stopfte eine neue Pfeife.

„So, so," antwortete Hilda ausweichend, „der Kum-

mer dauert noch immer im Hause des Kommerzienraths Widen fort.

„Ach ja, an Kummer ist nie ein Mangel," meinte Papa. „Apropos von Kummer, da fällt mir der unsrige von heute Früh ein, Hilda! und ich muß jetzt den Magister Wallinder fragen, warum wir ihn heute in unserer Kirche zu hören bekamen; man sagte uns unterwegs, daß Dahlstedt predigen würde?"

„Die Reihe war wirklich an ihm," erwiederte Wallinder; „aber er fühlte sich gestern Abend so unwohl, daß er mir einen Boten schickte und mich bitten ließ, heute für ihn seinen Dienst zu übernehmen. Die Kirche, wo ich predigen sollte, liegt ganz nahe an seinem Wohnort."

„Das war ein Glück für uns," sprach Hilda und erhob ihr Auge mit einem Ausdruck zu Wallinder, der mehr sagte, als die reichste Lobrede über sein Predigertalent in sich fassen konnte.

Wallinder erröthete leicht und antwortete bescheiden: „Fräulein Hilda ist zu artig. Ich wage nicht zu glauben, daß diese Ansicht Ihre Ueberzeugung ist."

„O ja, das kann der Herr Magister wohl glauben," versicherte der Lieutenant; „denn ist es nicht wahr, Hilda, daß Du unterwegs wieder umkehren wolltest, als wir erfuhren, daß Dahlstedt predigen sollte?"

„Nein, nicht deßhalb," antwortete Hilda und ward so roth wie die Rose, die sie in ihre Locken geflochten hatte. „Erinnert sich Papa nicht mehr, daß ich über Müdigkeit klagte? Und da ich noch keine Gelegenheit gehabt hatte, weder den Herrn Magister Wallinder noch den Pastor Dahlstedt zu hören, so konnte ich natürlicherweise auch nicht beurtheilen, wer von Beiden den Vorzug verdiente.

„So, so, mein Kind, es war nur Müdigkeit, was Dir so schnell Lust machte, umzukehren?" sagte Papa lachend und herzlich vergnügt, daß er einmal — es war

das erstemal, daß er sich erinnern konnte — Hilda in die Enge gebracht hatte. Aber Wallinders Blick hatte sich aufgeklärt, und indem er aufstand, sprach er, um einen Gegenstand fallen zu lassen, der Hilda quälen mußte: „Wollen wir nicht einen Spaziergang machen, um den angenehmen Abend zu genießen? Die Gegend besitzt viele Schönheiten."

Frau Borgensköld entschuldigte sich mit ihren Hühneraugen, die durch die beschwerliche Reise so böse geworden seyen, und der Lieutenant sagte, er erwarte den Pächter von Bro, mit dem er ein Geschäft für Rechnung seines Patrons abzumachen habe.

„Dürfte sich dann Fräulein Hilda nicht allein meiner Obhut anvertrauen?" fragte Wallinder in leichtem Scherz. „Ich muß jedoch zum voraus erwähnen, daß es hier herum in der Gegend eine Berggrotte gibt, die nach der Sage noch von Hexen bewohnt ist."

„Ich wage es dennoch," erwiederte Hilda fröhlich und sprang hinein, um Hut, Sonnenschirm und Handschuhe zu holen. Wallinder bot ihr den Arm, und sie schwebte an seiner Seite leicht zum Thore hinaus und die kleine Allee hinab, indem sie Mamma und Papa freundlich zunickte, welche im Erker zurückblieben und dem jungen, schönen Paare nachsahen, das bald in der Krümmung des Wegs verschwand.

„Er ist zu artig, der Magister," sagte Frau Borgensköld zu ihrem Mann. „Weißt Du nicht, ob er schon das Pastorexamen gemacht hat, mein Freund? denn ich halte es für ausgemacht, daß ein Mann von seiner Bildung und seinen Kenntnissen nicht als Pfarrhelfer vertrocknen will."

„Wie Du sagst, mein Schatz, er will gewiß nicht Pfarrhelfer bleiben, und was das Pastorexamen betrifft, so machte er es letzten Winter, und man glaubt allgemein, daß er einen Ruf an die Pfarrei von B—by erhält, wenn der Pastor stirbt; denn Wallinder hat nicht

allein alle Honoratioren auf seiner Seite, sondern auch die ganze Volksmasse."

„Ja, das ist nicht zu verwundern," meinte Frau Borgensköld. „Er hat eine so einnehmende Art mit Allen, daß er nothwendig beliebt seyn muß. Aber ist der Probst schon sehr alt? Er dürfte vielleicht noch manches Jahr leben."

„Das ist freilich möglich, meine Alte," antwortete Lieutenant Borgensköld, der nicht immer den Gedanken seiner Frau zu folgen vermochte; „das ist freilich möglich; aber er ist sehr alt, und dazu kränklich und blind. Aber warum interessirst Du Dich so sehr dafür, meine liebe Elisabeth, ich meine, Du fragtest mich gestern dasselbe?"

„Ach nein, da hab' ich von etwas ganz Anderem gesprochen. Als Nachbarn ist es übrigens immer gut, wenn man nach einem oder dem andern frägt. Hast Du nicht gehört, ob Magister Wallinder verlobt ist? Aber das kannst Du wohl nicht wissen."

„Ja, mein Schatz, das weiß ich sehr wohl, er ist es nicht; denn der Patron S.— von Skallerbo hat, wie man zu sagen pflegt, mit Händen und Füßen gearbeitet, um ihn zum Schwiegersohn zu bekommen; aber es wurde nichts daraus, denn Wallinder ist in gewissen Fällen so störrisch und hartnäckig, wie ein Pferd. Man bringt ihn zu nichts, wenn er nicht selbst will."

„Nun, lieber Herrmann, die Männer sollen allerdings immer bestimmt in ihren Handlungen seyn; sie müssen stets selbst so ziemlich wissen, was sie wollen, oder nicht. Aber warum hatte Wallinder keine Lust, in Skallerbo zu werben?"

„Ja, meine liebe Alte, hol' mich der Teufel, wenn ich mehr behalte, als ich weiß. Vermuthlich, weil das Mädchen häßlich und auch dumm ist, so sagen wenigstens die, welche sie kennen; aber reich ist sie, und das tüchtig."

„Es erhöht meine Achtung vor Wallinder," fiel die Frau ein, „daß er nicht wie die jungen Männer unserer

Zeit Alles dem Reichthum aufopfert. Es thut einem wohl, wenn man hört, daß noch hie und da Einer daran denkt, daß es etwas mehr als Geld braucht, um glücklich in der Ehe leben zu können."

„O sie gleichen nicht wohl Alle Ferdinand, meine Alte! Ich, meines Theils, habe immer gedacht, daß — doch da kommt mein Pächter von Bro. Meinst Du, mein Schatz, daß ich darauf eingehen kann, ihm die Bretter für jenen Preis zu lassen, ehe ich die Antwort des Patrons einhole? Es möchte nicht zu rathen seyn."

„Das mußt Du selbst am besten verstehen, mein lieber Hermann, aber wenn es der gangbare Preis in der Gegend ist, so mag es wohl angehen."

„Ja, so denk' ich auch. Siehe da, guten Abend, Vater Pächter! wie ist es mit der Saat in Bro, steht sie hier in Lindfords nicht schön? Ach, mein lieber Schatz," setzte er hinzu, indem er sich gegen seine Frau wandte, „willst Du nicht eine kleine Erfrischung für den Nachbar auf mein Zimmer besorgen?"

Frau Borgensköld faßte den Schlüsselbund und entfernte sich mit einem stillen Seufzer über die Ungelegenheiten, die auf dem Lande vorkommen, worunter die schlimmste war, daß man Allen, die da kamen und gingen, Essen und Trinken anbieten mußte.

Unterdessen gingen Hilda und Wallinder, Arm in Arm, das schöne Ufer am Flusse entlang. Weiter unten lag ein kleines Fahrzeug. Als sie dort anlangten, sagte Wallinder: „Sehen Sie die kleine Insel dort, mitten auf dem klaren, blauen Spiegel, ist sie nicht recht herrlich und einladend? Darf ich Fräulein Hilda hinüberrudern?"

„Haben dort die Hexen ihre Wohnstätte," fragte Hilda scherzend.

„Nein, aber Necken vielleicht. Wollen wir nicht sehen, wie es in seiner kleinen Residenz aussieht?"

„Immerhin," fiel Hilda ein und stieg in das kleine Boot, das Wallinder schützend mit Laub bekleidete und am Bo=

den mit Moos bedeckte, damit Hilda von den feuchten Brettern nicht naß in den Füßen werden möchte. Jetzt faßte Wallinder die Ruder, und leicht glitt das Fahrzeug auf der spiegelhellen Woge dahin. Sie saßen einander gegenüber und betrachteten bald die kräuselnden Wellen, die sie zu Neckens Burg hinüber trugen, bald die herrlichen Ufer, deren mit Büschen besetzter Rand ihnen einen leisen Gruß beim Vorüberfahren zuwehte. Auf sich selbst sahen sie nicht.

„Das ist sehr hübsch, sehr lieblich," sagte Hilda und sah dankbar auf ihren Gefährten.

„Wie glücklich macht es mich, daß Fräulein Hilda es so findet," erwiederte Wallinder, und ließ das eine Ruder ruhen, indem er sich niederbeugte und einen leichten Kuß auf Hilda's Hand drückte, mit der sie sich an die Seite des Bootes stützte. Etwas verlegen zog sie sie zurück, und ohne ein einziges Wort weiter gewechselt zu haben, kamen sie zum Holme. Wallinder sprang heraus, befestigte das Fahrzeug und half dann seiner Begleiterin an der kleinen, entzückenden Stelle an's Land, die würdig schien, Necken zur Wohnung zu dienen.

Die Insel war fast zirkelrund und von kleinen Gebüschen bekränzt, die ihre Ränder beschatteten. Auf ihrem höchsten Punkte hatte man ein paar neue Rasenbänke angebracht. Dort war die Aussicht auf die umliegende Gegend am reizendsten. Dorthin führte Wallinder Hilda und lud sie zum Sitzen ein.

„Wer pflegt diesen kleinen, reizenden Holm?" fragte sie und nahm auf der von frischem Grün schwellenden Rasenbank Platz; „die Bank scheint ja ganz neu zu seyn, und ist nicht der kleine Plan da vornen mit Blumen bestreut?"

„Vermuthlich hat Necken eine Ahnung von diesem Besuche gehabt, und deßhalb seine Wohnung auszuschmükken gesucht," erwiederte Wallinder, indem er mit einem Stocke Züge in den Sand malte, welche Hilda nicht sehen

zu dürfen glaubte, denn bei einem flüchtigen Blicke, den sie auf seine Arbeit warf, als sie die Blumen betrachten wollte, hatte sie ein H. gewahrt und schloß daraus, daß sie ihren Namen gelesen haben würde.

„Necken ist ein sehr artiger Wirth," sprach Hilda endlich, als das Stillschweigen zu lang dauerte, und hoch erröthend setzte sie hinzu: „Ich wollte, er wüßte, wie dankbar ich ihm für die Freude bin, die er mir bereitet hat."

„Sprechen Sie nur die reine Wahrheit," fiel Wallinder ein, und im Klang seiner Stimme lag etwas wehmüthig Hinreißendes. „Neckens scharfes Auge dringt durch Fräulein Hilda's Herz, und schmerzlich möchten die Töne werden, in denen er seine Klage ausgießt, wenn er findet, daß sie ihm bloß eine Artigkeit sagen wollte."

„Necken soll keine Ursache zu einer solchen Klage haben," antwortete sie rasch und ließ Wallinder in die klaren, schwarzen Augen blicken. „Dieser Tag, dieser ganze Tag war mit Ausnahme des Kummers, den mir der Brief meiner Freundin brachte, einer der schönsten meines Lebens."

„Dann hoffe ich Ihnen noch manche so schöne Tage zu bereiten," antwortete Wallinder mit Rührung; „und da ich schon gestern Abend, als ich hier war, die Hoffnung hegte, Fräulein Hilda heute führen zu dürfen, so ließ ich etwas zurück, das, wie ich glaubte, meine Begleiterin ergötzen und unterhalten könnte."

Wallinder ging zu einer Aushöhlung hin, die sich im Stamme eines alten Baumes befand, und nahm eine Flöte daraus hervor. Er setzte sich auf den zur Hälfte umgestürzten Stamm, und entlockte dem Instrumente reiche und schöne Töne, die von dem fernen Echo wiederholt wurden. Hilda war ganz entzückt. Einen herrlicheren Abend hatte sie nie erlebt: nie eine solche Seligkeit ihr Herz durchströmt. „O, wie betrübt, daß Mamma nicht dabei ist," seufzte sie, als Wallinder die

Flöte hinweglegte. „Sie hat ein großes Vergnügen entbehrt. Doch, wir müssen es bald wiederholen."

Die Sonne tauchte schon ihre letzten goldenen Strahlen in den blauen, wogenden Spiegel, als unser junges, glückliches Paar wieder nach dem Strande von Lindfors hinschaukelte, dessen hohe, dickbelaubte Bäume sich wie gewaltige Riesengestalten über die Ränder des Flusses hinbeugten. Sachte schoß das Boot gegen den Strand, und leicht und fröhlich wanderten sie die kleine Allee hinauf und traten in den Hof. Papa saß wieder, die Pfeife rauchend, im Erker, und Mamma rief ihnen von dem offenen Fenster entgegen: „Wo um's Himmels Willen waret Ihr so lange? Ich fing schon im Ernst an, zu fürchten, meine liebe Hilda, daß die Hexen Dich geholt haben."

„Nein, diesmal war ich es," entschuldigte Wallinder, indem beide in den Saal traten, und er vom Rudern erhitzt, die Schweißtropfen von der hohen Stirne trocknete, „ich war es allein, meine beste Frau Borgensköld, der das Fräulein entführte. Wir haben eine kleine, so unendlich schöne und liebliche Insel dort unten im Flusse. Dahin führte ich sie, damit sie die entzückenden Aussichten, die wir hier haben, recht genießen könnte."

„Nun, darin war nichts Schlimmes," sagte Mamma lächelnd, „aber jetzt werdet Ihr wohl recht hungrig seyn, da Ihr die Theezeit versäumt habt?"

„Man muß im Alter der Frau Borgensköld seyn, um eine solche Frage machen zu können," flüsterte Wallinder Hilda zu, sprach jedoch laut und mit einer verbindlichen Verbeugung: „Ach nein! ich wenigstens nicht."

„Aber Du bist gewiß hungrig, Hilda, das weiß ich gewiß," fuhr die Mamma fort. „Ich weiß, wie gerne Du Abends Deinen Habergrützbrei issest."

„Wir aßen so spät zu Mittag," versetzte Hilda ausweichend; „doch, wir können wohl noch Mammas Brei eine Ehre anthun, Magister Wallinder."

Sie gab ihm die Hand und führte ihn an den Tisch, der ihrer ländlich und behaglich wartete. Beim Abschied sprach Wallinder: „Ich komme bald wieder!“ und Lindfors drei Bewohner erwiederten ein: „herzlich willkommen! stets willkommen!“

Von frohen, glückseligen Gefühlen voll, fuhr Wallinder auf dem schönen Wege zum Pfarrhofe hin, und was er dabei dachte, dürfte der Leser errathen, ohne daß wir es ihm mitzutheilen brauchen. Wir kehren daher lieber zurück und blicken in Hildas Zimmer. Lange saß sie schweigend, die Hände auf dem Knie übereinander gelegt da, bald seufzend, bald lächelnd. Wir wollen uns bei ihren Gedanken und Gefühlen nicht aufhalten. Sie hatten wahrscheinlich dasselbe Ziel, wie Wallinders, obwohl wir keineswegs behaupten, daß Hilda damals zu weit in die Zukunft blickte. Nein, sie hob nur ein ganz klein wenig den Vorhang, der jene verhüllte, aber das Wenige, was sie so erblickte, war schon hinreichend, um ihr Herzblut in einen schnelleren Lauf zu bringen. Sie wollte diese Gedanken zerstreuen und Wallinders Bild verjagen, da es Rosas verdunkelte, die sie doch nach dem erhaltenen Briefe einzig und allein hätte beschäftigen sollen. — So meinte Hilda, und sich ihre Schwachheit vorwerfend, nahm sie wieder Rosas Brief, um sich nur mit ihr zu unterhalten. Ferdinands warf sie bei Seite. Wir wollen indessen unseren Lesern die beiden Schreiben von H — vorlegen.

18.

Neuigkeiten von unserer Heldin.

Rosa an Hilda.

H — den 15. Juni 1827.

„Meine theure Freundin! wie sehr betrauere und vermisse ich Dich, Dich, die Einzige, der ich mich wahrhaft anvertrauen, der ich mein Herz mit all seinen reichen Gefühlen, mit seinen tiefen Schmerzen und seiner unermeßlichen Lust öffnen konnte! Zwar habe ich meinen guten und innig geliebten Onkel Ling; aber sein Alter und Geschlecht machen es doch unmöglich, ihm jedes Gefühl anzuvertrauen, das mein Herz durchbebt. Nur Dir konnte ich das. — O Hilda, das Leben trägt bittere Früchte in reichem Maaß! doch ich will nicht darüber klagen, wenn ich nur einmal die Hand ausstrecken darf, um die guten und edlen Früchte zu erndten. Wie viel ist nicht in der kurzen Zeit seit Deiner Abreise geschehen! Ach, wie wenig Tage bedarf es, um Ruhe und Freude in Unruhe und Qual zu verwandeln! In meinem Herzen wohnen jetzt die Letztern; noch gestern ahnte ich nicht, daß sie heute darin herrschen würden. Ich will Dir alles treulich berichten, denn es ist mir ein Bedürfniß, allen Kummer meines Herzens in das Deine auszugießen, und ich weiß ja, wie warm und aufrichtig Du Dich für Alles interessirst, was Deine Rosa betrifft.

Du weißt, beste Hilda, wie still und eingezogen wir in unserer kleinen, engen Wohnung lebten, seitdem Papa die Zahlungen eingestellt hatte, und wir genöthigt waren, unser großes, prächtiges Haus und alle seine Haupt- und Nebendinge zu verlassen. Wir hatten jedoch Grund, Gott zu danken, daß Papa einen so glücklichen Akkord

mit seinen Gläubigern geschlossen hatte und dadurch dem Schuldthurme entging. Papa fürchtete Herrn Garben am meisten, und wahrscheinlich wirst Du Dich erinnern, wie ich Dir in einer vertraulichen Stunde den eben nicht hübschen Auftritt erzählte, der nach seiner Rückkehr von Sockholm bei uns Statt fand, als er anstatt der erwarteten Abrechnung fand, daß Papa mit ihm nur Komödie gespielt, und seine Abwesenheit benützt hatte, um Bankerott zu machen. Ich will Dir nicht sagen, wie zornig und durchdringend der Blick war, den er Papa zuwarf, als er uns besuchte; und hoch und theuer versicherte er, daß er seine Rechte bis auf den letzten Pfennig in Anspruch nehmen oder meinen Vater dort fest halten würde, wohin er am meisten zu kommen fürchtete. Mamma und Papa sprachen viel hin und her, über ihr eigenes Unglück und derartige Unfälle im Allgemeinen, die immer schwere Folgen nach sich zögen; aber Herr Garben hörte nicht darauf, sondern kehrte schleunig in sein Quartier bei Svanstedt zurück. Von all dem, meine gute Hilda, mußt Du eine dunkle Erinnerung haben, und ich erwecke diese nur deßhalb wieder, um die Ursache der Milde mitzutheilen, die Garben später bewies, worüber sich alle verwunderten, und die ich nicht einmal Dir entdeckt haben würde, wenn es nicht nothwendig wäre, um das Folgende zu verstehen.

Als die Dämmerung kam, war ein Entschluß in mir gereift, der sich so oft beim Anblick des Kummers, welcher Papa verzehrte, in meinem Kopfe hin und her gewälzt hatte. Mit einem kleinen Zittern warf ich den Mantel um, schlich still und schnell über die Treppe des Svanstedt'schen Hauses und kam glücklich und ohne Jemand zu begegnen, an die Thüre eines Zimmers, wo ich stehen blieb, da ich feste, männliche Tritte darinnen gehen hörte. Ich öffnete leise, warf den Mantel ab, und beugte zum erstenmale mein Knie vor einem menschlichen Wesen. Ich erinnere mich nicht, was ich in dem

wirren bebenden Gefühl des ersten Augenblicks sagte; aber es war eine warme, innige Bitte, daß er die einzige Stütze von fünf schutzlosen Kindern schonen mögte. Herr Garben lächelte sanft, und trug mich mehr als er mich führte, zu einem Sopha, da ich nicht aufstehen wollte, ehe ich sein Versprechen erhalten hatte, und er nicht reden wollte, bis ich diese Stellung verlassen würde.

Jetzt saß ich neben ihm, faßte seine Hand und sprach innig und beweglich zu seinem Herzen, von der traurigen Lage meines Vaters, von der Verzweiflung meiner Mutter und der Entblößung meiner kleinen hilflosen Geschwister von Allem, in einem Zeitpunkte, wo sie am meisten Stütze und Leitung nöthig hätten. Ich malte ihm die Armuth, die unserer wartete, und die unendliche Bitterkeit, die für die darin lag, welche an den Ueberfluß gewöhnt waren. Ich sagte ihm, daß ich für meine Person die Kraft zu haben glaube, es aushalten zu können, aber alle die, welche ich liebte, so hilflos und niedergedrückt zu sehen, dies sey mehr als mein Herz zu ertragen vermöge. Und wie tief demüthigend es auch war — das wirst Du leicht begreifen Hilda — so bat ich doch um ihretwillen um Schonung."

„Ich hätte verschont, ich hätte um Ihretwillen viel gethan, und der Kommerzienrath hätte nie diesen Ausweg zu ergreifen gebraucht, wenn er Vertrauen zu mir gehabt und mir bei meinem ersten Hierseyn seine mißliche Lage entdeckt hätte; aber so offenbar seinen Hohn mit mir zu treiben, so durch List und ..."

„O nicht weiter, bester Herr Garben! unterbrach ich ihn. Mein Schmerz war grenzenlos, als ich meinen Vater nicht vermögen konnte, dem Vorschlage zu folgen, den ich ihm zu machen wagte, daß er sich nämlich Ihnen anvertrauen sollte, so lang es noch Zeit war. Schon den ersten Abend, den Herr Garben hier zubrachte, bat ich meinen Vater, diesen Weg einzuschlagen."

„Und das thaten Sie?" sprach er herzlich, und sah

mir mit einer eigenen, seltsamen Bewegung tief ins Auge. „Sie hielten mich also für gut?"

„Vom ersten Augenblick an," antwortete ich, „und ich bitte Herrn Garben, überzeugt zu seyn, daß ich ohne diesen beruhigenden Glauben in dieser Minute nicht hier wäre; denn an einem harten, gewöhnlichen Gemüthe hätte ich keine einzige Bitte versuchen mögen. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß ich mit Bitterkeit und Unwillen zurückgestoßen werden könnte, hätte mir den Muth genommen, in einem solchen Geschäfte einem Menschen zu nahen, von dessen Edelmuth ich nicht zum Voraus überzeugt war."

Mit innig gerührter Stimme sprach Garben: „Niemand, meine Gute, Liebenswürdige, würde Sie zurückstoßen können, wenn Sie auf sein Gefühl und seine Ueberzeugung einzuwirken suchten; und was meinen Entschluß, Ihre Bitte zu erhören befestigt, ist der Umstand, daß es eine Bitte, nicht aber die Vertheidigung einer schlechten Sache ist. Eine Tochter, die für ihren Vater bittet, kann und muß Vieles nachsehen. Und vielleicht," setzte er mit einem Blicke hinzu, den ich wohl verstand, „vielleicht ist dies das Bitterste, bei Ihrer edlen Hingebung."

Ach, wie sehr schätzte ich ihn, Hilda, wie edel, wie feinfühlend war er! Er hatte mein Herz durchschaut. Schweigend und die hervorquellenden Thränen bekämpfend, stand ich vor ihm; da beugte er sich gegen mich und schnell, wie wenn er fürchtete, daß ich ihn unterbrechen wollte: „Kein Wort mehr! Morgen will ich meine Angelegenheiten mit Ihrem Vater auf eine Art in's Reine bringen, worüber er keinen Grund haben soll, sich zu beklagen." — Ich wandte mich um, um zu gehen. Mit Worten vermochte ich nicht, ihm zu danken; aber ich hoffe, daß er in meinem Auge las, was ich fühlte. Als ich der Thüre nahe war, faßte er meine Hand, und flüsterte bittend: „Rosa wird mich doch nicht vergessen, auch dann nicht, wenn die stürmischen Tage überstanden sind, und der

Himmel sich wieder aufgeklärt hat?“ „Nie, nie! edler, hochgesinnter Mann!“ antwortete ich, und eilte die Treppen hinab.

Auf meinem Zimmer angekommen, lösten sich die überströmenden Gefühle meines Herzens, in einen dankbaren Seufzer gegen die Vorsehung, und in einem warmen, innigen Gebet für Garbens Wohlfahrt auf, ich legte mich alsdann nieder, und von lichten Träumen umschwebt, in denen nur mein Liebling, meines Herzens Abgott herrschte, und sein reiches Leben in mein Wesen goß, entschlummerte ich.

Am nächsten Vormittag war mein Vater mehrere Stunden bei Garben, und am Abend dankte er mir mit einem warmen Handdruck. Er begriff, wie Alles zugegangen war; aber wir sprachen kein Wort von der Sache, — Garben reiste ab, und nachdem die übrigen Gläubiger das Meiste in Besitz genommen hatten, was mein Vater einst sein nannte, zogen wir in das kleine Haus, das Euerer Wohnung gegenüber lag, und wo wir, meine Hilda, so manche Stunde reiner Schwesterliebe und warmen Vertrauens gegenseitig austauschten. Da legte ich in Dein Herz mein theuerstes Geheimniß, meine Liebe zu Mannerstedt nieder, welche den vornehmsten Bestandtheil meines Lebens ausmachte und ewig ausmachen wird. Ich habe oft die Worte leichtsinnig mißbrauchen hören: einen mehr lieben als sein Leben; aber das weiß ich, das darf ich getrost sagen, daß ich ihn mehr als mein Leben liebe, ja mehr als Alles auf Erden, und daß es kein noch so schweres Opfer, keinen noch so großen Schmerz, keine noch so bittere Noth gibt, die ich nicht mit Freuden für ihn dulden wollte. Mit ihm getheilt, würde sie mir eine Seligkeit, und doch weißt Du Hilda, daß ich keine Schwärmerin bin. Mein vergangenes Leben hat das hinreichend bewiesen, und ich möchte die sehen, welche die Werktagsseiten des Lebens, jene zahllosen kleinen Wechselfälle zwischen

Pflicht, Nothwendigkeit und Verträglichkeit besser als ich zu würdigen vermöchte. Aber ich fasse auch die poetische Seite desselben auf; diese liegt in der Liebe, jenem göttlichen Gefühle, das uns geschenkt ward, damit wir desto besser die unermeßliche Tiefe Seiner Liebe verstehen und fassen könnten.

Da Du mich so vollkommen kennst, gute Hilda, und weißt, was Mannerstedt und der Besitz seines edlen, schönen Herzens für mich ist, so mußt Du auch begreifen, wie tief, wie unendlich und grenzenlos mein Schmerz seyn würde, wenn sich die entfernteste Spur einer Möglichkeit zeigte, daß ich der Hoffnung, dem Himmel meiner Zukunft entsagen müßte. Du hast gesehen, wie mein Vater von seiner Unthätigkeit gequält und niedergedrückt, wie ein Schatten jenes Ichs hinschleicht, welches ehedem ein Wesen beherrschte; Du hast gehört, daß die Klage und der Jammer der Mamma sich durchaus nicht stillen lassen wollen, da sie sich nie von dem Gedanken an das, was sie war, lostrennen kann; Du hast gesehen, wie ich in einem fortgesetzten Kampfe zwischen den getrennten Elementen in den Gemüthern meiner Eltern leben mußte, nur damit sie nicht, wie dennoch oft geschah, einander durch Vorwürfe darüber plagen und beleidigen sollten, wer an dem Verfall ihres Glückes schuld sey. So war das Leben bei uns, als Du H. verließest. Höre jetzt, meine Hilda, was sich heute morgen zugetragen hat. Es war noch ganz früh; ich hatte eben mein Amt als Lehrerin meiner kleinen Schwestern begonnen, welche ich, wie Du weißt, in den wenigen Kenntnissen unterrichte, die ich selbst besitze, seit wir die Mittel nicht mehr haben, sie in die Schule zu schicken; und der Kreis war noch durch einige Halbpensionäre vermehrt, die ich angenommen hatte, um verschiedene Ausgaben in der Haushaltung, der ich vorstehe, seit Frau Bern uns verlassen hat, bestreiten zu können. Nachdem wir uns in Ordnung gesetzt hatten, trat mein Vater mit einem Angesichte herein, das von

Freude strahlte. Es war leicht zu sehen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen war. — „Komm her, mein Mädchen!“ sagte er in einem Tone, der die Erinnerung an vergangene Tage wieder erweckte; „ich will mit Dir reden.“ — Er ging mit diesen Worten in das kleine Seitenkabinet, und von dunklen, unerklärlichen Ahnungen ergriffen, folgte ich ihm. Er schloß sorgfältig die Thüre, und drückte mich dann mit einem Ausdruck väterlicher Freude, ich möchte fast sagen, mit Stolz in seine Arme, was jedoch meine Ahnungen von einem neu bevorstehenden Kampfe nur noch mehr bestärkte.

„Was ist geschehen, mein bester Vater?“ fragte ich fast vor der Antwort zitternd. „Was macht Papa so heiter.“

„Das glücklichste, unerwartetste Ereigniß, meine Rosa! Eine außerordentliche Gnade der Vorsehung,“ setzte er mit wahrer Rührung hinzu, und wischte eine Thräne aus dem Auge. „Ein Ereigniß, mein Mädchen, das mein Herz nicht allein mit der höchsten Seligkeit, die ich je in meinem ganzen Leben empfunden habe, sondern auch mit einer Dankbarkeit gegen das höchste Wesen erfüllt, wie ich sie nie so lebhaft fühlte.“ Ich bebte immer mehr; mein Herz zog sich in einer fürchterlichen Ahnung des kommenden Schmerzes zusammen. Ich konnte mich nicht erinnern, meinen Vater während der vergangenen Jahre jemals in einer solchen Gemüthsbewegung gesehen zu haben. Wir setzten uns. Mein ganzes Wesen zitterte. Jetzt sprach mein Vater; mein Kopf schwindelte; mit Mühe hielt ich mich aufrecht, und von Allem, was er sprach, tönten nur noch die letzten Worte in mein Ohr: „Freue Dich, mein Kind, und preise Gott mit Deinen Eltern!“ Hiemit ging er hinaus und ließ in meinen Händen zwei Briefe zurück.

Und diese Briefe, meine Hilda, von wem waren sie wohl? o Du hast es schon geahnt, und ich, ich ahnte es gleich! Sie waren von Garben. Der erste, den ich öff=

nete, war an meinen Vater, und besagte bloß mit einigen Worten, daß seine Verbindung mit seiner frühern Braut abgebrochen sey, und er es jetzt, da er frei sey, für das höchste Glück halten würde, wenn eine Verbindung zwischen des Kommerzienraths und seinem Hause zu Stande gebracht werden könnte; es würde ihm ein unendliches Vergnügen machen, seinem künftigen Schwiegervater wieder auf die Beine zu helfen und so weiter. Den Brief an mich schreibe ich wortgetreu ab.

„Holde, theure Rosa!

Eine Reihe von Umständen, zu bitter, als daß ich sie angeben könnte, hatte während meines Aufenthalts in Schweden einen Kaltsinn in das Herz meiner Braut gelegt, der sie vollkommen veränderte. Sie sah ein — sie hatte während meiner Abwesenheit einsehen gelernt, — daß ich sie nicht glücklich machen könnte; ihr Herz spräche für einen Andern. Da ich dies erfuhr, gab ich ihr das Versprechen einer Hand zurück, die ich nicht besitzen wollte, da ihre Gefühle nicht mehr mir gehörten. Nach diesen unangenehmen Begebenheiten sind vier Monate vergangen, während welcher meine Gedanken oft bei Rosa verweilten. Jeden Tag habe ich sie vor meinem geistigen Auge so gesehen, wie sie in jener Stunde vor mir stand, wo sie zu mir für ihren Vater flehte und mir sagte, daß ich in ihren Augen einen Werth besitze; und jeden Tag habe ich geseufzt: O daß es so wäre, daß Rosa mich nicht vergessen hätte, daß sie es für möglich hielte, mit einem Manne glücklich zu werden, der zwar zwanzig Jahre älter ist als sie, aber auch ein Herz besitzt, dessen innigster Wunsch ihre Glückseligkeit, ihre Wohlfahrt und ihr tägliches Glück seyn würde, ein Herz, das treu und heilig ihr Bild in seinem Innersten bewahrt hat! Die kühne Hoffnung, die mein Herz belebt, die mich bewegt, diese Zeilen zu schreiben, ist der Gedanke, daß Rosa das Anerbieten der Liebe und der Hand eines redliches Mannes

nicht verschmähen werde, eines Mannes, der keinen andern Wunsch hat, als den, Rosä als seine Gattin in seine nun einsame Heimath zu führen. Wenn ich eine glückliche Gewißheit über diese ferne Hoffnung, eine freundliche Antwort erhalte, so werde ich nicht länger zögern und in eigener Person meine Huldigung und meine Dankbarkeit darbringen.

Garben."

O Hilda! welche bittern und unseligen Gefühle empfand mein Herz, als ich diesen einfachen, herzlichen und vertrauensvollen Brief las! O wie schmerzlich war das! Ich schätzte und achtete den edeln Garben unendlich; aber lieben konnte ich ihn ja nicht, da ich das Bild nicht aus meinem Herzen losreißen konnte, das dort seine Heimath gefunden hatte, da ich ihn um keinen Preis verlassen konnte, ohne dem Leben, wenigstens dem besseren und höheren Leben zu entsagen. Und was würde ich dann seyn? Eine schwindende Pflanze, die an Mangel von Nahrungssaft sterben müßte. — Nein, nein! das kann ich nicht! Mein Herz bricht vor Qual bei dem Gedanken, daß ich nicht mehr das Recht haben sollte, ihn zu lieben. Aber wenn ich auf der andern Seite die innige Lust meines Vaters, die stürmische Freude meiner Mutter bedenke, die schon im Geiste in meine Ohren tönt; wenn ich bedenke, wie alles das in ein Nichts vergehen, wie es sich in ein stürmisches Meer von Vorwürfen und peinigenden Vorstellungen über meinen unbegreiflichen Eigensinn, ein solches Glück von sich zu stoßen, verwandeln wird — Gott! was kann ich wohl darauf antworten! Ich fühle, daß die Verbindung mit einem so redlichen und braven Manne, wie Garben ist, mit Grund ein Glück genannt werden könnte, wenn ich nicht vorher Mannerstedt kennen und lieben gelernt hätte. Jetzt gibt es für mich kein Glück mehr ohne ihn. Er ist für mich der Einzige. Dies wage ich jedoch nicht meinen Eltern anzuvertrauen; sie würden lachen und meine

heiligsten Gefühle durch Spott und Verachtung kränken. Aber damit nicht genug, wie tief und bitter schmerzt es mich auch, gegen den Mann undankbar zu seyn, der so viel für mich that! Er wird, er muß mich verachten; und wie schmerzlich, seine Achtung zu verlieren! Doch wenn ich ihm mein Herz öffne, wenn ich noch einmal seinen Edelmuth um Erbarmen anflehe, dann wird er vielleicht — Mitleid mit mir haben und mir verzeihen, daß ich ihm meine wärmsten Gefühle nicht als einen Dank darbringen kann. Ich bettle nicht um ein elendes Almosen. Ich weiß, daß er zu hoch gesinnt ist, um ein Weib haben zu wollen, das nicht ihr Alles in ihm findet.

Indessen sind diese Stunden voll quälender Kämpfe, Kämpfe nach allen Richtungen hin: zwischen Liebe und Pflicht auf der einen, und kindlicher Zärtlichkeit und Dankbarkeit auf der andern Seite. O mein armes, armes Herz! Und die Zeit entflieht so schnell; der Abend naht heran und meine Freiheitsstunden sind bald zu Ende. Du mußt wissen, daß ich, als mein Vater mich heute Morgen verließ, den Schlüssel abzog und begehrte, bis Abends allein bleiben zu dürfen. Meine Eltern haben mir dies erlaubt; aber um sieben Uhr hat Mamma gebeten, daß ich herab kommen sollte. Ich habe dies nicht abschlagen können; denn es muß ja doch zu einer Erklärung kommen. Ach, ich kann mir vorstellen, wie sie so froh in ihrer glücklichen Erwartung unten sitzen und glauben, daß es nur jungfräuliche Scheu sey, die, wie gewöhnlich, einige Stunden Bedenkzeit begehrte. Und ich, ihr Kind, jetzt ihre einzige Hoffnung, bin es, die ihre Freude zerstören und die eben entfalteten Blumen, an deren Farbenglanz sie sich ergötzen, zerpflücken wird! Ich frage mich selbst, ob ich Verzeihung erwarten kann, da ich fühle, was eine zerstörte Hoffnung für sie seyn muß.

Diese Stunden der Freiheit und Stille habe ich benützt, um meinen Kummer in Dein theilnehmendes Herz niederzulegen; aber es ist eben so gut, daß ich Dir den

Brief so schicke, wie er jetzt ist; denn mit der Fortsetzung dürfte es wohl eine Zeitlang anstehen. Bei dem Sturme, der bevorsteht, schwindelt mein armer Kopf schon zum Voraus, und schwerlich werde ich so bald eine Stunde bekommen, um Dir dieses genau berichten zu können. Lebe wohl, meine Hilda! Der Zeiger läuft so schnell! Tröste bald mit einigen Zeilen Deine arme, betrübte

Rosa."

Den andern Brief vom Kapitän Ferdinand müssen wir unsern Lesern ebenfalls mittheilen. Er lautete, ganz im Style des Kapitäns, folgendermaßen:

„Geliebte, angebetete Hilda!"

„Noch einmal — denn es wäre ja zu bitter, wenn ich die Hoffnung für immer aus dem Herzen reißen müßte; nein, das kann ich nicht über mich vermögen! — Also noch einmal, o Hilda, frage ich Dich, ob nicht ein ganzes Leben voll Reue und Liebe wieder gut machen kann, was ich in meinem Leichtsinn und nothgedrungen verbrochen habe. Du weißt ja, daß ich auch während dieser Periode Dir nie in meinem Herzen untreu war, obwohl — doch gleichviel — das habe ich Dir ja schon so oft erklärt. Es war ein Unglück, eine Raserei; es war mit einem Wort mein Schicksal! Aber Du, Hilda, könntest mein guter Genius seyn. — Auch dürfte Alles noch gut werden, ja eine Seligkeit, ein Himmel könnte es werden; denn der Professor ist jetzt mild und gut, und er hat sich in der letzten Zeit so sehr daran gewöhnt, Dich und Rosa beständig um sich zu sehen, daß es sich deutlich zeigt, wie er Dich vermißt; und oft sagt er, wenn Rosa in Folge ihrer vielen Geschäfte zu Hause ihre Besuche zu verkürzen oder zu vermindern genöthigt ist, und Madame Brun den Thee nicht mehr recht besorgen kann: „Es ist schade, daß ich Hilda vermissen muß! Sie war ein flinkes und gewandtes Mädchen,

und wußte immer meinen Thee gerade recht zu machen! Jetzt ist er entweder zu schwach oder zu stark. Ja, in dieser Kunst übertrifft sie sogar Rosa." Hilda, wenn er so spricht, so sehe ich ein, daß es nicht viel bedarf, um ihn zu Befestigung meines Glückes zu vermögen, wenn nur Du nicht so grausam und unbeweglich wärest.

Theure, geliebte Hilda! sage, daß Du verzeihen willst, und ich fliege nach dem alten abscheulichen Lindfors, um Euch Allen Frieden und Versöhnung zu bieten, da ich bei mir selbst fühle, daß ich dann die Kraft besäße, dies auszuwirken.

In der qualvollsten Unruhe erwarte ich Deine Antwort, Deine letzte Entscheidung in dieser Sache; denn das schwöre ich, Hilda, ich schwöre es heilig und theuer, ich werde Dir nie mehr mit meinen Bitten beschwerlich fallen, wenn Du mich auch jetzt zurückweisen könntest! — Doch, Du bist nicht so hart! O sey so gut und verzeih, meine Hilda! sey gütig und freundlich, wie Du es ehedem warst! darum bittet Dein reuevoller

Ferdinand."

„Nein, mein lieber Vetter!" sagte Hilda, als sie Ferdinands Brief noch einmal durchblickte, „nein, das ist alles vergebens, und jetzt mehr als jemals." — Hildas Gedanken schwärmten nach Neckens Insel hinüber. — „Ferdinand wird sich schon wieder trösten," setzte sie halblaut hinzu; „seinetwegen bin ich unbesorgt. Schlimmer, weit schlimmer steht es mit meiner guten, armen Rosa! O wie manchen qualvollen Kampf wird nicht ihr Herz in diesen Tagen ausstehen müssen! Ja sie leidet grenzenlos! Ich kenne sie und weiß, wie tief ihre Liebe ist. Ihr zu entsagen, wäre jetzt ihr Tod; und die einzige Freude, den einzigen Trost ihrer armen Eltern zu verbittern, und ihre einzige Hoffnung zu vernichten, das wird einer Seele, wie die ihrige ist, nicht leicht. Und dann die Undankbarkeit gegen Garben! Wohin ich

meinen Blick wende, sehe ich kein Licht; es ist so dunkel, so düster. Ich bebe davor, daß ihr heißestes Gefühl der Pflicht und Dankbarkeit weichen könnte."

Hilda seufzte tief, sie fühlte innig die Leiden Rosa's, und dankte Gott, daß sie nicht solche Kämpfe durchzumachen hatte. Sie sehnte sich nach der Fortsetzung des Briefes und bebte davor, und berechnete in Gedanken, wie lange es wohl anstehen könnte, bis sie eine solche erhalten würde.

19.

Eine häusliche Scene. — Der Brief von Lund. — Der Rath des Professors an den Kapitän.

Briefe können freilich viele Dinge erzählen; doch wir vermuthen, daß der Leser lieber die Personen selbst auf der Scene hört und sieht. Wir schauen deßhalb in ein kleines Eckzimmer in dem ärmlichen Hause, wo jetzt die Familie Widen lebte.

Während Rosa jenen Brief an Hilda schrieb, saß der Kommerzienrath mit seiner Frau in dem genannten Zimmer, und beide waren in der lebhaftesten Berathung begriffen. Jeder Groll, jeder Gedanke an Vorwurf war auf beiden Seiten vergessen. In den düstern und stürmischen Tagen hatte das Ehepaar einander keinen Trost mitzutheilen gehabt; im Gegentheile sie verbitterten einander dieselben nur noch mehr. Aber jetzt, da es sich ein wenig aufklärte, da die Sonne hinter den Wolken hervorschaute und der schwarze Schleier zurückwich, da war ihr Herz eitel Liebe und Harmonie, da paßten sie

vortrefflich zu einander, und waren die zärtlichsten und freundlichsten Gatten, die man sehen konnte.

„Herr Gott, lieber Widen, mein Alter," sagte die Kommerzienräthin und strich mit der Hand ihrem Manne über die abgemagerten Wangen, „welchen Segen bringt es nicht immer, wenn man das Unglück mit einer solchen Stärke und Entsagung, einer solchen Geduld und edlen Hingebung erträgt, wie wir es getragen haben. Es ist, wie ich es immer gesagt habe, die Prüfung trägt ihre Frucht. Ja, Gott sey Dank, das thut sie, wenn man das Unglück in Liebe, Einigkeit und Standhaftigkeit getragen und mit Heiterkeit und Dank den bösen Tag hingenommen hat, wie den guten, wie wir es gethan haben."

Dabei seufzte Madame Widen und weinte vor Empfindsamkeit. Es war so rührend, an das überstandene Unglück zu denken, das man schon in weiter Ferne liegen sah. Der Kommerzienrath hielt zwar keine Rede über Liebe, Einigkeit und Standhaftigkeit; aber er sagte sehr freundlich als Antwort auf die etwas ungewöhnliche Schmeichelei seines Weibes: „Ja liebe Brigitte Marie, es ist eine Gottesgnade, ein großes Glück. Ich muß jetzt auf einen passenden Kompagnon denken, der in meine neuen Geschäfte eintreten kann."

„Ich habe schon darauf gedacht, mein Alter," fiel die Frau ein und nannte drei oder vier Namen, wobei jedoch der Kommerzienrath den Kopf schüttelte. „Nun, es wird wohl Rath damit werden," meinte das Weib. „Sobald wir wieder etwas im Handel haben, bekommen wir immer wieder einen Kompagnon. Die große Freudenbotschaft macht mich noch etwas wirr im Kopfe, und betäubt meinen gewöhnlichen Scharfsinn. Herr Gott! wie wunderbar es doch zugeht! Ich sagte immer, daß dieser Mann noch etwas in unserem Hause zu bedeuten habe. Ich denke darauf, wie wir ihn jetzt mit aufrichtigem Herzen bewillkommen und bei seiner Ankunft bewirthen wollen."

„Ja das verdient er auch in Wahrheit," sagte der Kommerzienrath. „Aber ich begreife nicht, warum Rosa so lange allein seyn will. Kannst Du mir das erklären, mein Schatz?"

„O mein Alterchen, die Sache erklärt sich aus sich selbst. Der Uebergang von Sorge und Kummer zu Freude, Glück und Wohlstand ist für so feine, zärtliche Wesen wie Rosa oft eben so erschütternd, als ein Uebergang im entgegengesetzten Falle. Das liebe Kind braucht recht wohl einige Stunden, um sich zu sammeln. Ich bin ja selbst so glückselig, daß ich kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Aber das sage ich, das erste, was geschehen muß, ist, daß wir aus diesem elenden Neste herauskommen, worin ich sicher gestorben wäre, wenn ich länger hätte drinnen bleiben müssen. Widen, mein Alter, ich lege Dir's auf's Gewissen, daß dies das Erste ist. Ach unser schönes, großes Haus!" — und dabei seufzte die Kommerzienräthin andächtig und mit gefalteten Händen — „ach, das bekommen wir nie wieder, nie!"

„Es gibt ja noch viele andere, große und schöne Häuser," tröstete der Kommerzienrath; „wenn wir nur erst Mittel haben, so werden wir auch Häuser genug bekommen, aber es ist Geräusch an der äußern Thüre; jetzt wird Rosa kommen."

Das Mädchen trat leise ein; schon ihr Gang hätte einem aufmerksameren Ohre gesagt, daß er in keinem glücklichen Verhältnisse zu den Hoffnungen stehe, die der Gegenstand der elterlichen Unterredung gewesen waren. Aber weit entfernt auf die bleichen entstellten Züge ihrer Tochter Achtung zu geben, sprang Madame Widen ihr entgegen, und schloß sie mit stürmischer Freude an ihr Herz, indem sie mit wahrem Entzücken ausrief: „Mein Kind, meine Rosa, wie selig, wie beneidenswerth bist Du! Ich weiß und fühle an meinem eigenen Herzen, wie freudig ergriffen das Deine seyn muß. Du hast ge-

wiß nicht vergessen, Gott zu danken, der alles so wunderbar zum besten gelenkt hat?"

„Ich habe innig zu Gott gebeten," sprach Rosa, und hob ihre thränenvollen Augen gegen das Angesicht der Mutter, „gebeten, daß meine theuren geliebten Eltern mir möchten verzeihen können, wenn ich dieß erste und einzigemal in meinem Leben genöthigt bin, ihnen ungehorsam zu seyn. Mein Herz ist für Garben verschlossen, und er ist ein zu edler Mann, als daß ich wagen sollte oder wollte, ihm eine Hand anzubieten, die mein Herz nicht begleiten könnte."

Die Kommerzienräthin taumelte drei Schritte zurück, und dieß ohne alle Ziererei.

Sie war so tief von Schmerz und Verwunderung ergriffen, daß sie sich nicht einmal durch ihre gewöhnlichen Ergüsse Luft machen konnte; und da die Bewegung so natürlich und überraschend war, so vergaß sie ganz in Ohnmacht zu fallen. Sie suchte im Gegentheil alle Kräfte zu sammeln, um sich aufrecht zu erhalten; denn sie fühlte, von welcher Wichtigkeit es war, bei einem solchen Querstrich ihre Geistesgegenwart beizubehalten. Sie war jedoch noch nicht im Stande, zu sprechen, sondern stützte den Kopf auf die Hand, und setzte sich ganz still nieder.

Auch der Kommerzienrath stand wie in eine Bildsäule verwandelt, und stierte düster auf das Mädchen, das kaum zu athmen wagte. Der arme Mann bildete das jammervolle Gemälde einer getäuschten Hoffnung. So verging eine Weile, bis sich die Kommerzienräthin wieder ein wenig zu erholen begann. Und wie das Leben von Neuem in die fast erstarrten Adern zurückkehrte, erwachte auch das alte Bedürfniß wieder, ihre Gefühle in Worte zu kleiden.

„Was hör' ich, unwürdiges, unartiges Kind?" rief sie fast weinend aus. „Was muß ich hören? Du weigerst Dich, die Hand des besten, ehrenwerthesten und

reichsten Mannes anzunehmen, und das, weil Dein Herz für ihn verschlossen ist, wie wenn Du je ein Herz gehabt hättest! Ach mein Gott, daß eine Mutter so etwas erleben muß! Sprach wohl Dein Herz für Kapitän Ferdinand, und ließest Du Dich nicht dessen ungeachtet ohne allen Widerspruch mit ihm verloben? Mit einem armen Teufel, mit Schulden bis über die Ohren, der Dich nicht einmal liebte! Was hast Du denn jetzt für Grillen in den Kopf bekommen? Du mußt über einen Roman gerathen seyn, der Dich behext hat; aber die Liebe, die Du dort findest, mein Kind, existirt nicht in unserer Welt. Das ist nur Wind und nichts weiter! Die wahre Liebe, wie sie ein vernünftiges Weib für ihren Mann fühlen muß, kommt schon mit der Zeit. Verlasse Dich auf meine Erfahrung, und sey versichert, daß Garben sie wohl zu gewinnen weiß; damit hat es keine Gefahr. Aber Deine Hand verweigern, das Anerbieten seines Herzens verschmähen, ist das die Dankbarkeit, von der Du in den ersten Monaten nach seiner Abreise so oft sprachst? Doch Du darfst Dich nicht weigern! Ich, Deine Mutter, sage Dir, daß es nicht geschehen darf! Und Du mußt wohl bedenken, daß es Deine Schuldigkeit ist, Deinen armen Eltern all' die unendliche Zärtlichkeit und Güte zu vergelten, die sie Dir gewidmet haben. Ja es ist wahrhaftig Deine Schuldigkeit, meine liebe, kleine Rosa; das wirst Du wohl einsehen, mein Kind? Sage, kleine Rosa, thust Du das nicht? Sprich mein Kind! Es ist Deine zärtliche, gute Mamma, die Dich darum beschwört."

„O meine Mutter, es bedürfte nicht so viel! Nicht diese Ermahnungen an meine Pflicht und mein kindliches Gefühl, wenn ich nur zu gehorchen vermöchte; aber o Gott! ich werde grenzenlos unglücklich, wenn ich mich zu einem Ja überreden lasse, wozu mein Herz ewig Nein sagen wird. Verzeiht, und habt Erbarmen mit Eurem Kinde!" — Sie streckte ihre Arme bittend gegen

den Vater, der sich bleich und zitternd auf den Sopha niedergesetzt hatte.

„Beruhige Dich, mein Kind," sagte der Kommerzienrath in einem so weichen und gebrochenen Tone, daß es dem Mädchen durch Mark und Bein ging. Er öffnete seine Arme, und Rosa weinte laut an seiner Brust. — „Ich weiß jetzt selbst, was Unglück ist, und will meine väterliche Autorität nicht mißbrauchen, da sie Deinen eigenen Ansichten so vollkommen widerstreitet. Nein, mein Kind, meine gute Rosa, Du sollst Deine Freiheit behalten, und ich will mein schweres, thatenloses Leben, die Folge meiner eigenen Fehler geduldig hinschleppen. Es war eine schöne Hoffnung, die einige Augenblicke strahlte; sie ist vorbei! Wir wollen nicht mehr davon sprechen. Ich weiß, daß Du Dich nicht geweigert hättest, wenn es Dir möglich gewesen wäre, unsern Wunsch zu erfüllen." Er stand auf, und indem er einen leichten Kuß auf Rosas bleiche, thränenfeuchte Wange drückte, setzte er hinzu: „Wenn Du die Antwort an den edlen redlichen Garben fertig hast, so gib sie mir; ich werde sie in die meinige einschließen." Mit diesen Worten ging er rasch hinaus, und schloß sich in sein eigenes kleines Zimmer ein.

Es dürfte wohl noch einigem Zweifel unterworfen seyn, in wie weit die ungewöhnliche Milde des Kommerzienraths eine Folge seiner väterlichen Liebe oder eines wohlberechneten Eigennutzes war. Im gegenwärtigen Augenblicke war er gewiß gerührt und bewegt; aber er besaß auch hinlängliche Kenntniß von Rosas Charakter und weichem mildem Herzen, um leicht einzusehen, das einzige Mittel, um zum Ziele zu kommen, und auf sie einzuwirken sey, wenn man nicht durch eine Ermahnung zur Pflicht, sondern durch ein großes Beispiel von Edelmuth an ihr tiefes Gefühl und ihre kindliche Liebe appellire. Wahrscheinlich war es eine dunkle Ahnung von dem glücklichen Erfolge eines solchen Versuches, was

verbunden mit dem Gedanken an das, was Rosa seinem Herzen in diesen Tagen des Kummers gewesen war, gemeinschaftlich die Handlungsweise bestimmte, deren sich der Kommerzienrath gegen seine Tochter bediente. Gewiß ist es jedoch, daß der beste und wohlbedachteste Plan keine glücklichere Wirkung hervorbringen konnte, als ein solches Benehmen.

Rosa hatte keineswegs eine so milde, aufopfernde Zärtlichkeit erwartet; sie hatte sich auf einen harten Kampf um ihre Freiheit, besonders mit ihrem Vater gefaßt gemacht. Jetzt hatte dagegen gerade das Gegentheil Statt gefunden, und seine Liebe und Nachgiebigkeit, sein edler großartiger Verzicht auf alle eigenen Vortheile, nur um Rosa's Glück zu sichern, brachte den ersten wankenden Gedanken in ihren Entschluß. Stumm stand sie da, die Hände fest gegen das kämpfende Herz gepreßt. Dieser Streit zwischen der Liebe zu Mannerstedt und zu ihren Eltern begann jetzt auf ihre Ueberzeugung einzuwirken. Sie fühlte, daß zwei Mächte an ihrem Herzen rießen, und daß sie verbluten würde, auf welche Seite sich auch der Sieg neigte. Da kam die Mutter, nahm ihre Hände, drückte sie an ihre nassen Augen und sagte still und mild: „Meine Rosa, mein geliebtes Kind! Auch ich will Dich nicht mehr bitten; ich will schweigen, schweigen, wie Dein edler unglücklicher Vater. Ich will Dich nur erinnern, so lange es noch Zeit ist, daß die Reue eine bittere, verzehrende Frucht ist, durch deren wurmstichige Wurzeln sich das Gift in's Herz schleicht und sein frisches Leben zerstört. Sieh' Deinen Vater an! — Es ist klar, daß nur ein neues, thätiges Leben seine erstarrten, geistigen und körperlichen Kräfte wieder erwecken kann. Wenn dagegen das elende Schneckenleben, das er jetzt führt, fort geht, dann können wir uns bald auf das Schlimmste gefaßt machen. Fünf schutzlose Kinder ohne Vater! Doch thue, was Du willst; von mir soll Dir nicht mehr zugeredet werden. Deine Eltern sind, Gott

sey Dank! zu edel, um Dich gegen Deinen Willen zu zwingen."

Die Kommerzienräthin, die instinktmäßig die Absicht ihres Mannes begriffen hatte, versuchte es, seinem Beispiele zu folgen, und bediente sich jetzt desselben Auswegs, wie er: Sie ging und ließ Rosa allein mit ihren Betrachtungen.

„Das ist fürchterlich," sprach das arme, hart geprüfte Mädchen, und sank flehend auf ihre Kniee; „soll ich, muß ich denn?" — — sie hatte nicht die Kraft, den Satz zu vollenden. Mannerstedts Bild in jener heiligen Abschiedsminute, sein froher fester Glauben an ihre Treue, der von Liebe und Glückseligkeit strahlende Blick, der sie damals getroffen hatte, dieses Bild trat jetzt zwischen ihr Herz und die Worte, die sie aussprechen wollte, und schien Rosa vorzuwerfen, daß sie um Stärke bitten wolle, um ihm zu entsagen, der das ganze Glück, das ganze Leben ihrer Zukunft zu seyn schien. — „Wie würde Mannerstedt in einer solchen Lage handeln?" fragte sie sich selbst. „Würde er mich aufopfern, um die Seinen von einem Uebel zu retten, das ein Nichts ist im Vergleich mit der Entsagung, durch welche jene bessere Lage gewonnen würde?" — „Nein, nein," antwortete das mächtige Gefühl, das in ihrer Seele die Obergewalt behielt, „er würde es nicht thun. So edel und hochgesinnt er ist, könnte er mein Herz nicht brechen lassen, um seinen Eltern ein Mittel zu irdischem Gewinne zu verschaffen. Dennoch" — Rosa fühlte, daß sie nicht recht überzeugt war, ob Mannerstedt so handeln würde oder nicht; sie meinte beinahe, sie wolle sich nur selbst bethören. Und wenn jetzt der Anblick ihres Vaters auf dem Sterbebette, umgeben von den kleinen weinenden Geschwistern, wieder unwillkührlich vor ihr geistiges Auge trat, so erwachten auch wieder alle die Gefühle, die gegen die Wünsche ihres Herzens stritten. — „Ich verirre in diesem Chaos von Gedanken, diesem Dunkel, das meine Seele umhüllt,"

sagte sie leise und legte die Hand über die Stirne; „ich will zu meinem alten Freunde gehen, und mein beklommenes Herz vor ihm öffnen. Er hat wenigstens Theilnahme, wenn auch nicht Rath und Trost für mein krankes Gemüth."

Rosa warf den Mantel um, zog den Hut tief in die Stirne herab, und schlich so leicht und leise über die Straßen, die zwischen ihrer und der Wohnung des Professors lagen. Bald trat sie in sein Arbeitszimmer.

„Was ist Dir, mein liebes Kind?" fragte der Professor freundlich, als er dem Mädchen den gewöhnlichen Kuß auf die Stirne drückte, und dabei ihre rothgeweinten Augen gewahrte. — „Was ist denn vorgefallen? Es ist ja noch nicht lange her, daß ich Dich benachrichtigte, wie gut und rasch es mit Mannerstedt geht. Glaube mir, ich habe ein gutes Auge auf ihn, und in zwei Jahren, vielleicht noch früher, sitzest Du als Frau Pastorin in der guten Stadt B— und erfreust Dich von ganzem Herzen an Eurem häuslichen Glück; denn bei einem so redlichen, verständigen und braven Jüngling, wie Mannerstedt, darf ein Mädchen wohl auf ein Bischen Glückseligkeit rechnen."

„Ach, mein guter, bester Onkel Ling, wie viel Bitteres und Zerstörendes kann nicht in zwei Tagen, in zwei Stunden geschehen? Was mag dann erst in zwei Jahren der Fall seyn! Unser Glück steht in weitem Feld. Ich bin tief, unaussprechlich betrübt, und komme, um Trost und Rath zu suchen."

„Nun, was ist denn geschehen, mein Kind? Laß hören, was es ist!"

Rosa erzählte ihm Alles, ihr erstes bestimmtes Gefühl, das ihr gebot, Garbens edlen Antrag auszuschlagen, und die Qualen und Kämpfe, tausendmal heftiger als die ersten, als sie auf den unerwarteten hohen Edelmuth

ihres Vaters und die Prophezeihung der Mutter traf, daß dieser Schlag sein Tod seyn werde. — „O, mein Gott, mein Gott!“ schluchzte Rosa, „woher würde ich denn Trost nehmen? Nicht einmal an Mannerstedts liebendem Herzen könnte ich ihn finden! Ruhe und Frieden wären für immer dahin, denn der Gedanke, daß meine unedle Selbstsucht den Tod meines Vaters bewirkt habe, stünde unaufhörlich schlafend und wachend vor mir, und verdürbe jede Freude, die auf meinem Wege blühte. Ich könnte sie nicht mehr genießen, denn auf meinem Herzen würde eine Schuld ruhen.“

„Beruhige Dich ins Himmels Namen, mein liebes Kind!“ sagte der Professor, und strich schmeichelnd über die glühenden Wangen des aufgeregten und erschreckten Mädchens. „Laß Dich nicht so von Luftgebilden überwältigen, sondern gönne auch Deiner Vernunft eine Stimme, und höre, was ich, Dein alter erfahrener Freund, Dir sage. Also vor Allem weg mit den Thränen! Ich möchte wohl wissen, was Mannerstedt sagen würde, wenn er Dich in dieser Stunde sähe, wie Du zwischen der Pflicht, die Entsagung gebietet, und der andern unschlüssig hin- und herschwanktest, welche Dir gebietet, Dein und sein zukünftiges Glück und Eure Liebe nicht aufzugeben. Denn diese Liebe muß wohl nicht von dem gewöhnlichen Schlage seyn, da sie eine solche Revolution in dem Herzen und den Gefühlen meiner sonst so ruhigen und vernünftigen Rosa bewirken konnte.“

„Ja, was würde er denn sagen?“ fiel Rosa ein, und bei dem bloßen Namen dessen, der ihr über Alles theuer war auf Erden, glänzte ein Freudenstrahl durch ihre Thränen. „Was würde er sagen, bester Onkel?“ — Ein leichter inniger Ausdruck ergoß sich über alle ihre Züge.

„Vielleicht steht etwas davon in dem Wisch da,“ meinte der gute Professor lächelnd, und zog einen kleinen

allerliebsten Brief aus einer Schublade seines Schreibtisches.

„Wie, von Mannerstedt?" rief Rosa, und die bleichen Wangen bedeckten sich schnell mit einem glühenden Purpur, während die heftigen Schläge des Herzens ihr beinahe den Athem benahmen. „O, ich wußte nicht, ich glaubte nicht, ich konnte nicht hoffen, daß schon jetzt —" Rosa war vor Freude ganz verwirrt und wußte weder, was sie hoffte, noch was sie glaubte. Der lächelnde Blick des Professors hätte ihr das sagen können, wenn sie ihn nur angesehen hätte. Aber daran war jetzt nicht zu denken. Ihr geistiges wie ihr leibliches Auge war jetzt nur für den Brief des Geliebten da, und nachdem sie das Siegel trotz der Gegenwart des Professors wenigstens zehnmal geküßt hatte, schritt Rosa endlich an die Eröffnung ihres Schatzes. Mannerstedt schrieb aus Lund:

„Meine einzig Geliebte!

Da ich gerade unserem väterlichen Freunde eine frohe Zeitung zu verkünden habe, indem nämlich mein Examen glücklich überstanden ist, worüber er Dir das Nähere sagen soll, so kann ich die gewöhnliche Zeit nicht abwarten, um Dir zu schreiben, da ich zu glücklich bin, um meine Lust allein zu tragen. Zwar sagte der gute Professor in der Abschiedsstunde, daß ich nur hie und da in seinen Brief einen kleinen Wisch an den Abgott meines Herzens einlegen dürfe; aber in diesem Einen Fall bin ich ungehorsam. An ihn zu schreiben, ohne einen Gruß an Dich zu sagen, ohne Deinem Herzen ein Wort der Liebe zuzuflüstern, das ist unmöglich. — O meine Rosa, wenn Du wüßtest, wie ganz und gar Du meine Seele erfüllst! Ich machte mein Examen zwei Monate früher, als ich anfangs beabsichtigte; denn meine Liebe und die

Gewißheit der Deinigen hat meine Kraft verdoppelt, ja verdreifacht, und die nächste Magisterpromotion wird mir den Lorbeerkranz schenken. Inzwischen werden die freundlichen Genien der Liebe und Hoffnung die Krone zusammen flechten, die ich, ehe zwei Johannissonnen ihr Gold über die grüne Erde gestreut haben, mit Gotteshülfe um Deine weiße Stirne winden werde. — Meine Rosa, — o wenn Du fassen könntest, welche Seligkeit, welche namenlose Lust für mich in der Wiederholung dieser zwei Worte liegt! Ich habe mich jetzt so an Glück und Freude gewöhnt, daß kein Gedanke an eine mögliche Veränderung sich in das lebendige Paradies einzuschleichen vermag, das frisch in meinem Herzen blüht. Nein, ich bin ruhig; denn ich vertraue auf Dein Wort, wie auf einen göttlichen Ausspruch. Dein Herz ist mein Tempel, und kein Gedanke kann sich dort einschleichen, den ich nicht klar und rein lese. Du bist mein Leben, mein Frieden, mein guter Engel, die Hälfte meines Ich! Dich verlieren! — schon der Gedanke an eine Möglichkeit eröffnet einen Abgrund in meiner Seele, in den hinabzublicken ich mich scheue, da die unermeßliche Tiefe mich ahnen läßt, da unten erwarte mich ein Kampf, dem meine Kraft nicht gewachsen wäre. Doch diese beunruhigenden Gedanken sollen keine Macht über mein Herz erhalten; denn dann wäre es vorbei mit mir. Nein, licht, klar und rein strahlt der Stern unserer Liebe. Laß uns beten, meine Rosa, daß er nicht untergehe, und mit Riesenkraft will ich arbeiten, um das Ziel, das große schöne Ziel zu erreichen! Lebe wohl, lebe ruhig, meine Einzige, meine Angebetete! und schicke bald ein paar freundliche friedliche Zeilen Deinem Mannerstedt."

Mit einem freundlichen Lächeln betrachtete der Professor Rosa's von der schönsten Seelenröthe übergossenen Züge. Jede Spur von Schmerz, Unruhe oder Kampf

war während der Lektüre dieses Briefes verschwunden. Die Allmacht der Liebe offenbarte sich so deutlich in dem ganzen Ausdrucke ihres Wesens.

„Nun," sprach der Professor, „steht denn da etwas drinnen, was Dir erklärt, wie er davon denken würde, wenn er von Deiner Verlobung mit Garben hörte?"

Rosa schauderte zusammen; sie drückte den Brief stumm an ihre Lippen; aber bei Garbens Namen war der gedämpfte Sturm ihres Innern wieder erwacht. — „Ach bester, guter Onkel Ling!" sagte sie mit weicher, zitternder Stimme und preßte die Hand des alten Freundes innig zwischen den ihrigen. „Ich werde sterben, wenn sie mich von ihm reißen; aber wie kann ich leben, und täglich in Papa's abgezehrten Zügen seinen Kummer und seine stillen Vorwürfe lesen!"

„Höre mich, liebes Kind," sprach der Professor, indem er ruhig seine Pfeife anzündete und die Brille abnahm. „Es hat keine Gefahr mit Deines Vaters Kummer, so wenig als mit seinem Edelmuth und seiner Entsagung. Ich begreife das Alles wohl. — Das war nur ein gelegentliches Mittel, um zu bewirken, daß Du von Deinem erwachten Pflichtgefühl und Deiner kindlichen Liebe weichen solltest. Ich bezweifle keineswegs, daß Deinem Vater Dein Glück am Herzen liegt; aber da er Deine Liebe nicht kennt, so ist er der Meinung, daß es durch eine Verbindung mit Garben befestigt werden würde, und hält es deßhalb für billig, zu diesem Endzweck jedes Mittel zu benützen, da dieses Glück zugleich seinem eigenen verlorenen Kredit wieder aufhelfen würde. Dies ist jedoch nicht zu verwundern; denn für einen Mann in seinen besten und kraftvollsten Jahren ist ein so unthätiges Leben die schwerste drückendste Last, um so mehr, da er eine große Familie hat. Doch beruhige Dich jetzt! Ferne seye es von Deinem alten Freund, Dir ein Gefühl einflößen zu wollen, das Deiner kindlichen Pflicht wider-

stritte; ich wollte Dir nur klar machen, daß Deines Vaters Glück weniger auf Deiner Verheirathung mit Garben, als auf dem natürlichen Verlangen beruht, wieder auf die Beine zu kommen. Gäbe es keinen andern Ausweg, so wäre es Deine und jeder guten und rechtdenkenden Tochter Pflicht, Dein Gefühl aufzuopfern, um die Freude und die Wohlfahrt Deiner Eltern zu sichern, und in diesem Falle würde auch ich als Dein aufrichtiger Freund Dir dazu rathen. Aber, mein Mädchen, Du weißt nicht, was ich thun könnte, um nicht allein Deine Liebe, sondern auch das feine Gefühl der zärtlichen Tochter zu beruhigen, mit einem Worte, um Dein irdisches Glück zu begründen. Nun keine Thränen mehr! Sey ruhig, sey getrost! Dein alter Freund wird für Dich wachen. Hab' ich das nicht Mannerstedt gelobt? Nimm also Deinen Brief, gehe nach Haus und baue in Ruhe die Luftschlösser, worin Du mit Mannerstedt einsam residirst, so werde ich inzwischen auf einen Ausweg denken, um weiteren Stürmen vorzubauen. Du weißt, daß ich Dich zu sehr liebe, um mit ansehen zu können, wie Du ein Raub dieser Kämpfe würdest. Morgen will ich selbst mit Deinem Vater sprechen." Von einer Wonne erfüllt, die zu groß war, um sich durch Worte ausdrücken zu lassen, beugte sich Rosa über die Hand des Professors, die sie mit ihren Thränen benetzte, und das heilige Gefühl warmer Dankbarkeit, das in ihrem Herzen flammte, spiegelte sich in dem Blick voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit, womit sie die Züge des Greisen betrachtete. Dann eilte sie fort mit Mannerstedts Brief, fest in die Hand gepreßt.

„Das Mädchen macht mit mir, was sie will," murmelte der Professor. „Aber ich habe sie und den Jungen einmal unter meinen Schutz genommen; und wenn ich ihr Glück begründen will, so muß ich zuerst ihre Ruhe und den Frieden mit sich selbst wieder herstellen. Ich

will mit dem Kommerzienrath sprechen, und dem Mädchen zu liebe thun, was ich kann. Ueberdies ist es jetzt Schade um ihn, und es hat mir schon lange in's Herz geschnitten, ihn wie ein Gespenst über die Straße schleichen zu sehen. Ja, morgen will ich mit ihm sprechen; dabei bleibt's."

Der Professor war eben im Begriff, nach diesem Beschluß seinen Folianten wieder vorzunehmen und die abgebrochene Lectüre auf's Neue zu beginnen, als Kapitän Ferdinand eintrat und seinen Onkel begrüßte.

„Guten Abend, mein Sohn," sagte der Professor mild. „Warum gehst Du jetzt immer einher und hängst den Kopf? das kann ich durchaus nicht leiden. Ein junger Mann, der eben seine beschwerlichen Gläubiger begraben hat, muß meiner Meinung nach heiter und fröhlich seyn, wenn er seinen alten Onkel besucht, und nicht aussehen, als ob er sich auf die Astronomie gelegt hätte, und beständig nach dem Mond und den Sternen guckte."

„Ach, mein bester Onkel, verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so bin, wie ich seyn sollte," antwortete Kapitän Ferdinand bittend. „Gott weiß, daß ich so dankbar bin, wie nur irgend ein armer Kerl seyn kann, dem man aus einer ähnlichen Klemme geholfen hat; aber, Onkel, mein Herz will es mir nicht vergönnen."

„Eitel Geschwätz, mein lieber Ferdinand! das gibt sich mit der Zeit; es ist nicht der Mühe werth, daß Du von Liebe sprichst; schlage Dir nur die Sache aus dem Sinn, mein Junge, bis Du älter und gesetzter wirst. Ueberdies verlohnt es sich nicht der Mühe, an eine Heirath mit Hilda zu denken; denn das Mädchen weiß, so wahr ich lebe, was sie will, und daß sie bestimmt Dich nicht will, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Wie können Sie das so gewiß wissen, Onkel?" fragte der Kapitän blutroth, indem er an den zärtlich bittenden Brief dachte, den er mit der heutigen Post an sie abgeschickt hatte.

„Gleichviel, woher ich das weiß," meinte der Professor, „das thut wenig zur Sache; genug, Du bekommst sie nie, Du kannst Dich auf meine Worte verlassen."

„Ich habe jedoch eine schwache Hoffnung," fuhr Ferdinand fort, „und ich muß dem Herrn Onkel anvertrauen, daß ich heute zum letzten, ja zum allerletzten Male an sie geschrieben und um ihre Einwilligung gebeten habe, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß sie jetzt, wo sie ihre neue, traurige Heimath betreten hat, auf meine Bitte hören, verzeihen, vergessen und als mein Weibchen zurückkehren werde."

„Das könntest Du Dir Alles erspart haben," meinte der Professor ein wenig ärgerlich. „Sie wird Dir freilich verzeihen, aber nie wird sie vergessen, daß Du ihr, aus was für einer Ursache es immer geschah, eine Andere vorzogst. Du bekommst einen Korb, so wahr ich der alte Ling bin, verlaß Dich darauf! Hilda war schon damals, als sie noch im Flügelkleide der Unschuld ging, hartnäckig und bestimmt; aber durchaus nicht wie ihr Vater oder ihre Mutter, deren Eigensinn einen andern Grund hat. Sie ist ein braves Mädchen, und hat mehr Festigkeit in ihrem Charakter, als Du und ein halbes Schock solcher Männer zusammen." Ferdinand erwiederte nur die zwei Worte: „Mein Onkel!" aber sein Auge blitzte und seine Wangen glühten von einem Unwillen, dem er jedoch nicht durch Worte Luft zu machen wagte, da er fürchtete, dann zu weit von dem Wege abzukommen, den ihm Pflicht und Dankbarkeit vorzeichnete, wenn er mit seinem alten, väterlichen Freunde sprach.

„Nun, hab' ich unrecht?" fuhr der Professor fort; da er Ferdinands Bewegung bemerkte, und daraus Nutzen ziehen wollte. „Habe ich Unrecht oder willst Du, daß ich Dir Deine Aufführung von Anfang bis an's Ende wiederholen soll. Und das Schlimmste ist meines Bedünkens noch, daß Du ihr den Triumph gönnen mußt, Deine

Bitten einmal nach dem andern abzuschlagen. Wärest Du ein Mann von dem geringsten Selbstgefühl, von der geringsten Entschlossenheit, so gäbst Du sie auf, nachdem Du Alles gethan hast, um eine Uebereilung wieder gut zu machen, was man füglicherweise von einem ehrenhaften Kerl fordern kann."

Die Aeußerung des Professors gefiel Ferdinands Ehrgefühl und verletzte es zu gleicher Zeit; aber sie sprach auch kräftig und aufmunternd zu seinem männlichen Stolze, und indem er seinem Onkel die Hand reichte, sprach er: „Schlägt sie es mir diesmal ab, so will ich kein ehrlicher Kerl mehr heißen, wenn es nicht das letztemal ist; glauben Sie mir, Onkel! Meine Schwachheit für Hilda ist mit der Vernichtung der letzten Hoffnung vorbei. Ich werde ein Weib nicht länger lieben, das so unversöhnlich ist, und ich werde sie dann vergessen."

„Gut," erwiederte der Professor; „halte Wort, dann sollst Du um Urlaub zu einer Reise auf einige Monate bitten dürfen. Das ist ja die alte, gewöhnliche Art, eine unglückliche Liebe zu kuriren, und überdies denke ich, daß es nützlich und interessant für Dich seyn müßte, wenn Du Dich ein wenig in der Welt umsähest."

Dieser Gedanke, so neu und reizend, den Ferdinand schon lange in der Seele genährt hatte, ohne Aussicht, ihn verwirklichen zu können, bewirkte jetzt, als er so unvermuthet und herrlich vor ihm stand, eine Revolution in seinem, wie sich der Professor ausdrückte, elastischen Herzen; und es war schwer zu entscheiden, ob er mehr ein Nein oder ein Ja seiner alten Geliebten fürchtete; denn er ward abwechslungsweise von dem Gedanken an eine angenehme Reise, mit einer Menge neuer und reizender Abenteuer, bald von der Vorstellung eines stillen, häuslichen Lebens an Hilda's Seite, beherrscht. Inzwischen bereitete er sich vor, die wichtigen Worte, die sein Schicksal bestimmen und den Wendepunkt seiner neuen Lauf-

bahn entscheiden sollten, mit aller möglichen Kaltblütigkeit zu empfangen.

20.

Der Besuch des Professors. — Neue Verwirrung für die Kommerzienräthin. — Kapitän Ferdinands Entschluß.

Den folgenden Morgen um zehn Uhr begab sich unser guter Professor im grauen Nankinrock, grüner Saffianmütze und dem kostbaren Stock mit dem Goldbeschläge in der Hand, nach der ärmlichen Wohnung des ehemaligen Kommerzienraths Widen. Der Kommerzienrath und seine Frau saßen in dem kleinen Eckzimmer, das auf die Straße ging, und vertrauten einander unter häufigen und tiefen Seufzern ihren Kummer und ihre getäuschten Hoffnungen in Beziehung auf all' das Glück, das der neue Freier um sie geschaffen hätte. Mitten in dem reißendsten Strome ihrer Ergießungen gewahrte die Frau einen Schimmer von der langen, magern Gestalt des Professors, als er die Treppe herauf humpelte.

„Ach um's Himmels willen, lieber Widen," rief sie und ließ einen Teller mit Erbsen, welche sie in aller Häuslichkeit gerade lesen wollte, auf den Boden fallen, „siehst Du denn nicht! Eile doch hinaus! Ach Herr Gott, alle meine Erbsen! Lieber Widen, mein Alter, es war ja der Professor! Springe, was Du kannst, und führe ihn in's Wohnzimmer, ich komme gleich nach. — Ja, ja, habe ich nicht immer gedacht, daß es so gehen würde," fuhr die Kommerzienräthin fort, als ihr Mann die Thüre geschlossen hatte; „aber jetzt ist es einmal so.

Da sie den reichen Großhändler Garben nicht haben will, wird sie den leichtsinnigen, verschwenderischen Kapitän noch weniger wollen. Ach, das Mädchen, sie bringt mich in's Grab durch ihren Eigensinn! — Karoline und Josephine, meine kleinen Püppchen! Kommt herein und helft der Mamma die Erbsen auflesen." Und während die Püppchen lachend auf den Knieen lagen und das Mittagessen auffsammelten, setzte Madame Widen in größter Hast Locken und Haube auf, warf ein Halstuch über den minder zierlichen Morgenrock, und begab sich dann in das sogenannte Wohnzimmer, gepeinigt von der unerträglichen Neugierde, was wohl der Besuch des Professors eigentlich bedeuten könne.

„Willkommen, bester Professor! ach wie angenehm, wieder einmal einen alten Bekannten zu Gesicht zu bekommen! Es ist meiner Treu schon lange her, daß wir die Ehre hatten, mit dem Herrn Professor zusammen zu treffen. Doch Rosa hat, glaube ich, noch immer das Glück, der Liebling zu seyn. Seyen Sie so gut, und nehmen Sie Platz, mein bester Professor Ling!"

Mit seinem gewöhnlichen Lächeln nahm der Alte im Sophaeck Platz, und sprach dann in einem weit freundlicheren und liebreicheren Tone, als er zuletzt am Verlobungstage mit der Kommerzienräthin gesprochen hatte: „Ja, Rosa ist in der That mein Liebling, und ein liebes und braves Mädchen ist sie! Ich würde auch gerne etwas thun, um sie glücklich zu sehen; aber ich sah immer ein, daß sie das nie mit meinem Neffen geworden wäre, weil ihre Charaktere nicht zusammen paßten, und deßhalb war ich gegen die Parthie, obwohl ich das Mädchen vom ersten Augenblick an liebte, wo ich sie sah."

Jetzt war der Kommerzienrath und seine Frau ganz aus dem Concept. Sie hatten einen neuen Antrag für den Kapitän erwartet, und beide hatten einen gewissen Stolz gefühlt, da sie hofften, eine abschlägige Antwort

geben zu dürfen; aber was der Professor jetzt eigentlich wollen konnte, das war nicht leicht zu ergründen, und der Blick bedeutungsvollen Forschens, den die beiden Gatten wechselten, überzeugte sie, daß sie gleichweit vom Ziele entfernt waren, nach welchem sie das erstemal fehl geschossen hatten. Nach einem ziemlich langen Schweigen sprach endlich der Kommerzienrath: „Ich weiß wahrhaftig nicht, mit welchem Manne sich Rosa glücklich fühlen könnte, und ich fange an zu glauben, daß mein Weib recht hat, wenn sie behauptet, das Mädchen habe gar kein Herz für die Liebe. Wenn es aber so wäre, so sehe ich wieder nicht ein, warum sie das vortheilhafte Anerbieten ausschlagen sollte, das ihr wirklich gemacht wird.“

Bei dieser Erklärung erwartete der Kommerzienrath und seine Frau, daß der Professor in die größte Verwunderung gerathen, und fragen würde, wer diesen Antrag gemacht habe. Aber auch dieser Triumph ward ihnen versagt; denn der Professor antwortete ganz einfach: „Gerade wegen dieses Heirathsantrags des Herrn Garben habe ich mir die Freiheit genommen, hieher zu kommen, um gemeinschaftlich mit Rosa's Eltern zu uberlegen, was für ihr Glück und ihre Wohlfahrt gethan werden kann.“

Der Kommerzienrath und seine Frau sahen abermals einander an; aber bei den letzten Worten ihres Gastes hellten sich die Blicke der letzteren zu einem eigenen lachenden Ausdrucke auf. Jetzt schien ihr ein Licht aufzugehen; der Professor konnte ja möglicherweise die Idee in den Kopf bekommen haben, selbst um das Mädchen zu werben.

Rosa's häufige Besuche bei dem Alten bekamen jetzt zum erstenmale eine wichtigere Bedeutung bei der Kommerzienräthin; dazu kam der Umstand, daß Rosa dem Professor schon Garbens Antrag anvertraut hatte; und

endlich, da man ja nicht erklären konnte, wo die Sonderbarkeiten des menschlichen Herzens anfangen und noch weniger, wo sie aufhören, so dachte die Kommerzienräthin, es wäre wohl nicht das Ungereimteste, was sie von dergleichen Eigenheiten gehört habe, wenn Rosa — aber es wäre jedenfalls zu toll gewesen, — vielleicht den Professor heirathen wollte."

„Wir sind dem Herrn Bruder unendlich für dieses Wohlwollen verbunden," sprach der Kommerzienrath, der zuerst seine Fassung und Entschlossenheit wieder bekam; „es ist ein wahrer Trost für bekümmerte Eltern, wie wir leider sind, wenn sie Jemand haben, mit dem sie über das rathschlagen können, was ihrem Herzen zunächst liegt, nämlich über das Glück und irdische Wohl ihrer Kinder, und hält es der Herr Bruder nicht ebenfalls für sehr sonderbar, ja wahrhaft für unglaublich, daß ein Mädchen mit Rosas gesundem Menschenverstand, und dazu noch mit einem freien Herzen ein solches Anerbieten ausschlägt, zumal da sie weiß, daß sie dadurch den ruinirten Umständen ihres Vaters wieder aufhelfen könnte; denn außer Garben gibt es Niemand, der mir die nothwendige Summe vorstrecken wollte, um, wenn auch noch in so geringem Grade, mein Geschäft wieder anzufangen."

„Das ist wohl noch nicht so entschieden," sprach der Professor in einem Tone, welcher der Vorstellung, die sich Madame Widen von der Musik der Engel beim seligen Erwachen in einer bessern Welt gemacht hatte, ziemlich nahe kam. In ihren und ihres Mannes Ohren klang diese Stimme wenigstens weit mehr himmlisch als irdisch. Der Professor setzte hinzu: „Ich dachte mir wohl, daß es hauptsächlich diese Ursache war, warum der Herr Bruder die Verbindung zwischen Rosa und dem Großhändler Garben wünschte."

„Freilich, freilich, mein hochgeehrter Herr Bruder; was hätte mich sonst dazu veranlassen sollen? Garben

ist zwar ein braver und ehrlicher Mann; aber es konnte wohl nicht gerade mein Wunsch seyn, ein Kind, das ich so sehr liebe, wie Rosa, und die für mein Glück so nothwendig ist, wie sie, in ein anderes, wenn auch noch so nah gelegenes Land versetzt zu sehen; um so mehr, da es gegen ihre eigene Neigung geschehen sollte, — wenn nicht wie schon gesagt — und ich muß frei heraussprechen — mein Vortheil dieses geboten hätte."

„Indessen," sprach der Professor, „sagte mir Rosa gestern Abend, daß der Herr Bruder in dieser Sache seine väterliche Autorität nicht gebrauchen wolle, eine Macht, welche die Väter nur zu oft zum Verderben ihrer Kinder und zu ihrer eigenen Reue mißbrauchen. Dieß finde ich auch ganz richtig, und weiß es unter den gegenwärtigen Umständen dem Herrn Bruder wohl anzurechnen."

Jetzt sah sich der Kommerzienrath schwer in der Klemme. Wenn er nur hätte ahnen können, wohin der Professor zielte; aber dieser hatte ein und das andere hoffnungsvolle Wort so geschickt hingeworfen, ohne deßhalb an seine Erfüllung gebunden zu seyn, daß der Kommerzienrath nicht recht wußte, was er jetzt sagen sollte, um in Beziehung auf den väterlichen Edelmuth nicht mehr oder weniger zu thun, als sein künftiges Benehmen rechtfertigen konnte. Endlich begann er in etwas unsicherem Tone: „Rosa's unendlicher Schmerz bei dieser Gelegenheit, der mir ganz unbegreiflich ist, rührte mich gestern Abend im höchsten Grade, und ich erinnere mich, damals etwas der Art gesagt zu haben, um sie zu beruhigen. Aber, nachdem ich besser über die Sache nachgedacht habe, halte ich es doch für meine Pflicht, als Vater ihr vorzustellen, daß eine solche Parthie auch um meinetwillen in nähere Betrachtung gezogen zu werden verdient; doch ohne Zwang, das versteht sich; davon ist durchaus keine Rede."

„Ja schon gut, aber es gibt eine Art, solche Dinge vorzubring n," meinte der Professor, „die weit gefährlicher ist, als der bestimmteste Zwang. Rosa kam gestern Abend so aufgeregt und erschreckt zu mir, daß ich alle Mühe hatte, um das Gleichgewicht in ihrem sonst so ruhigen und stillen Gemüthe wieder herzustellen. Solche heftige Aufwallungen taugen nichts, und es wird Rosa's Gesundheit, ihren Frieden, vielleicht ihr Leben kosten, wenn die Herrschaften den Plan verfolgen, der jetzt entworfen zu seyn und darin zu bestehen scheint, daß Sie auf ihr allzufeinfühlendes und weiches Herz einwirken wollen. Das ist wenigstens meine Ansicht. Ueberdieß kann es wohl keine Unmöglichkeit seyn, daß sie schon eine andere Wahl getroffen hat."

„Nein, unmöglich wäre das freilich nicht," stammelte der Kommerzienrath und seine Frau zu gleicher Zeit, indem sie im Geiste die dämmernde Hoffnung schon in all ihrem Glanze sich entwickeln sahen. „Aber", setzte der Kommerzienrath schnell hinzu, um den Gegenstand nicht aus den Händen zu lassen, „wir haben keine Veranlassung, dieß zu vermuthen. Wenn es sich jedoch so verhielte, und es wäre ein redlicher und braver Mann, der das Mädchen versorgen könnte, dann würde es freilich wenig zur Sache thun, ob er Garben hieße oder nicht, wenn er nur einen ehrlichen Namen hätte."

„Ja, das denke ich gerade auch," sprach der Professor vergnügt. „Doch, um wieder auf die Geschäfte zu kommen; im Fall der Herr Bruder Vertrauen zu mir hat, und sich mit einem Manne associren will, den ich als thätig und redlich kenne, und dem ich früher die Summen vorstreckte, womit er seine ersten Geschäfte machte, und wenn der Herr Bruder weiter ordentlich und bestimmt die Zahltermine einhalten will, so mag er morgen Abend bei mir einsprechen, wo ich dann auch den Herrn M — zu mir bitten werde. Wir können dann gemeinschaftlich

die Sache abmachen, und über die näheren Umstände überein kommen."

„Ist das meinem Herrn Bruder Ernst?" fragte der Kommerzienrath in einem Tone, der eben so sehr seine Freude als seine Befürchtung ausdrückte, er möchte sich in diesem unerwarteten Vorschlage täuschen.

„Mein vollkommener Ernst," versicherte der Professor, und reichte dem Kommerzienrath die Hand. „Freiwillig thue ich gern das geringe Gute, das ich thun kann. Aber wenn es das Aussehen hat, als wolle man mir etwas abnöthigen, so geht es etwas langsam damit. Ich muß überdies hinzusetzen, daß es hauptsächlich geschieht, um Rosas Glück zu sichern; denn es versteht sich, daß eben so unwiderruflich ich dem Herrn Bruder mein Wort gebe, er mir auch sicher und bestimmt das seine geben muß, mit umgehender Post dem Großhändler Garben eine dankbare, aber abschlägige Antwort schicken zu wollen. Und habe ich dann das Versprechen des Herrn Bruders, so kann der Herr Bruder wieder sein altes Verhältniß als thätiger Geschäftsmann beginnen. Versteht sich jedoch mit Klugheit und Sparsamkeit, sonst hält sich die Sache nicht!"

„Hier ist mein Handschlag, sowohl für das eine als für das andere," antwortete der Kommerzienrath mit unverstellter und tiefer Rührung. „Mein Herz ist dankbar für Garbens Güte; aber tausendmal lieber nehme ich mein Glück aus den Händen eines Mannes, der nichts an mir verloren hat, und es mit Gottes Hilfe auch nicht thun soll."

Die Hände der beiden Männer vereinigten sich in einem treuen Handschlag, und die Kommerzienräthin hielt das Nastuch vor die Augen, und weinte diesmal aus wahrer und natürlicher Freude, und da sie bei dieser Gelegenheit nicht darauf bedacht war, daß ihre Thränen eine Wirkung haben sollten, so folgte sie der gewöhnlichen Ein-

gebung und verbarg ihr thränenvolles Angesicht im Sacktuche. Aber lange und tiefe Ausbrüche des Gefühls waren ein für allemal gegen die Natur der Kommerzienräthin. Ihre Augen klärten sich deßhalb bald wieder auf, und strahlten von doppelter Freude und Hoffnung, denn es that sich jetzt eine süße Aussicht auf einen Schimmer jenes verschwundenen heiteren Lebens auf, anstatt der langen, traurigen und langweiligen Tage, die sie jetzt dahin schleppen mußten. In vielen und reichen Worten dankte sie dem Professor für den Edelmuth, womit er ihrem Gatten beizustehen gelobt hatte; dann aber wand sie behend den Draht der Unterhaltung nach allen Richtungen hin, um ausfindig zu machen, warum der Ehrenmann das alles that; denn sie wußte wohl, daß es mit seinem herzlichen Wohlwollen für Rosa in Verbindung stand. Dieser Beweggrund schien ihr jedoch zu unbedeutend; es mußte nothwendig etwas Wichtigeres seyn; und hatte er nicht selbst angedeutet, daß Rosa schon eine Wahl getroffen habe?

Vergebens schlug Madame Widen mit ihren scharfsinnigsten Bemerkungen um sich; es war verlorene Mühe, denn jetzt war der Professor verschlossen wie ein Räthsel. Mit nicht geringem Verdrusse mußte sie deßhalb den Ehrenmann aufstehen und Abschied nehmen sehen, ohne eine Erleichterung ihrer Neugierde oder einen Lohn für ihre spitzfindigen Bemühungen davon zu tragen. Aber als der Greis schon unter der Thüre war, ergriff sie eine Art Angst, in einer solchen Ungewißheit leben zu müssen. Und ohne sich deßhalb viel zu besinnen, faßte sie ihn beim Rockschoß und brachte ihn durch ein: „Um Vergebung, lieber Herr Professor!“ noch einmal herum, und jetzt sprach die Kommerzienräthin in höchst rührendem Tone: „Ach, mein guter Herr Professor, Sie haben meinem Mutterherzen recht Angst gemacht! Sollte wohl — wäre es

möglich — daß das liebe Kind ein Gefühl hegte, — das ich, ihre Mutter, ihre zärtlichste Freundin und der Natur gemäß ihre nächste Vertraute in Herzensangelegenheiten nicht kennen sollte?"

„Seyen Sie ohne alle Sorge, meine beste Frau," antwortete der Professor lakonisch, „wenn Sie den geringsten Werth auf die Freundschaft setzen, die ich zu Ihrem Hause gefaßt habe, so quälen Sie Rosa nicht mit einer einzigen Frage oder Hindeutung auf die Sache. Wenn die Zeit da ist, komme ich wieder und melde den Prätendenten an."

Hiemit schloß der Professor die Thüre, und wurde von dem Kommerzienrath bis an die unterste Treppe geleitet.

Inzwischen blieb die arme Madame Widen allein, und verlor sich weit ärger als vorher in ein Labyrinth von Vermuthungen. Endlich, nach vielem Kopfzerbrechen und Hin- und Herdenken, um einen Ausweg zu finden, blieb sie doch bei ihrer ersten Vermuthung stehen, daß der Professor sich selbst meinte. Ja, es war vollkommen klar! Aber sie seufzte jetzt doch bei dem Gedanken, ihre holde, blühende Rosa bald als Gattin an der Seite des alten, ausgetrockneten Professors zu sehen.

„Herr Gott! was für Einfälle haben doch die Mädchen in jetziger Zeit," sprach sie halblaut. „Wer hätte sich vorstellen können, daß sie den alten, abgelebten Greis einem Manne wie Garben vorziehen würde, der noch in seinen besten und kraftvollsten Jahren ist? Doch ich schweige; ich weiß von nichts — und so lange kann er doch auch nicht leben." — Und jetzt ging die Kommerzienräthin in ihren Gedanken ohne weiteres auf die Zeit über, wo Rosa als eine junge und reiche Wittwe gefeiert und angebetet, ein Haus machen würde, das an Pracht und Glanz Alles übertreffen sollte, was H — je dergleichen gesehen hatte, und wo es in Betracht der Jugend und Unerfahrenheit

der Hauswirthin, natürlich der Mamma zukäme, das Wort zuführen. — „Nun ja, mein Alter, es wird sich doch nicht so übel machen, wenn ich die Sache recht bedenke," begann Madame Widen, als ihr Mann wieder eintrat. „Und wir können immerhin schweigen, bis er selbst sprechen will; das können wir gewiß, um ihm zu Willen zu seyn, der ehrlichen Seele. Aber Du begreifst doch, lieber Widen, was die Uhr geschlagen hat. Ich errieth es gleich; und obwohl ich Dir nie etwas davon sagen wollte, so habe ich doch die Sache schon längst in der Stille bemerkt, und wußte recht gut, daß es auf diese Art enden würde. Ja, das hab' ich immer gedacht!"

„Auf welche Art, liebe Brigitte Marie? ich verstehe nicht recht, was der Professor meinte, ich bekenn' es."

„Ach lieber Widen, Du begreifst alles so langsam! Gewiße Dinge werden Dir erst klar, wenn Du sie durch meine Augen siehst. Merktest Du denn nicht, mein Alter, daß er sich selbst mit dem Prätendenten meinte? Und hörtest Du ihn nicht sagen, daß er immer gegen die Parthie mit dem Kapitän gewesen sey? Alles das liegt vollkommen klar am Tage; und wenn man dazu die häufigen Besuche Rosas bei ihrem alten Freunde nimmt, und ihr freudestrahlendes Gesicht, jedesmal wenn sie von ihm kommt — denn das Mädchen hat nun einmal einen Geschmack, der dem Anderer durchaus nicht gleicht — so meine ich, daß es nicht viel Beweis bedarf, um die Glaubwürdigkeit meiner Ansicht zu bekräftigen. Jetzt verstehst Du gewiß den ganzen Zusammenhang, mein Alter, ist's nicht so?"

„Nein, meine Alte, das thue ich gewiß nicht, und Du mußt entschuldigen, wenn ich glaube, daß Dein Scharfsinn diesmal fehlgeschossen hat; denn wäre jetzt von ihm selbst die Rede, siehst Du, so hätte er jetzt recht wohl Zeit sich zu verheirathen, wenn nicht diese Tage schon längst

als vergangen angesehen werden dürften. Dem gemäß halte ich die Sache nicht für denkbar."

„Aber, mein Widen," klagte die Kommerzienräthin mißtrauisch, „wie magst Du so eigensinnig seyn! War ich nicht stets scharfsinnig, und habe klar und deutlich in allen Dingen gesehen, die in meinem Horizonte liegen? Früher hattest Du immer Vertrauen zu der Ansicht Deines Weibes; aber wie es scheint, — die Zeiten ändern sich in so mancher Hinsicht; ja, ja, das ist der gewöhnliche Lauf der Welt." — Hier fand es die Kommerzienräthin angemessen, eine Anzahl Seufzer und Thränen von jener Gattung anzuwenden, die sie stets bei der Hand hatte, wenn sie sich überzeugt glaubte, daß ihr Mann sie beleidigt habe.

„Liebe Brigitte Marie, was sind das für Kindereien?" sprach der Kommerzienrath in freundlich schmeichelndem Tone. „Ich glaube gewiß gerne, was Du sagst, und zweifle keineswegs an Deinem Scharfsinne, den ich von Alters her kenne, und da kein Ding unmöglich ist, so kannst Du möglicher Weise auch hierin Recht haben; aber wie das nun auch seyn mag, mein Schatz, so erinnere Dich, daß Du Rosa keinerlei Fragen machen, noch ihr den geringsten Wink über Deine Gedanken geben darfst."

Einige Wochen nach den eben geschilderten Begebenheiten saß der Kommerzienrath Widen auf seinem neuen Komptoir, und besprach sich vergnügt mit seinem Associe, dem Herrn M —, über eine Gewinn versprechende Spekulation, welche die neue Firma zu unternehmen gesonnen war. In diesem Handelsuhrwerk, das der Professor so glücklich zu Stande gebracht hatte, war Herr Widen als Seele, Herr M — als Körper zu betrachten, der mit Eifer und Fleiß allen Bewegungen der herrschenden Kraft folgte, aber zugleich eine Festigkeit und Gesetztheit zeigte, welche es der Seele unmöglich machte, ohne die Beihilfe ihres untergeordneten Mitbruders das Geringste auszuführen. Im nächsten Zimmer saßen die jungen Komp=

toiristen vor ihren Pulten, und betrieben die Geschäfte eifrig und rasch. Das ganze Haus hatte ein echtes kaufmännisches Ansehen. Den oberen Stock bewohnte die Familie des Kommerzienraths, und Herr M., ein Junggeselle aus der alten Schule, begnügte sich mit den Parterrezimmern, die auch am besten für ihn waren, da sie in Verbindung mit dem Komptoire standen. Die Kommerzienräthin hatte wieder angefangen, das Haupt zu erheben und begrüßte jetzt ihre alten Bekannten vom Fenster aus, mit einer Miene, die zu verkünden schien, daß sie sich noch einmal für die Gleichgiltigkeit zu rächen hoffte, die man ihr während der letzten Monate bewiesen hatte. Zwar war diese Wohnung unbedeutend gegen die, welche sie früher beherrscht hatte; aber es war doch ein paradiesischer Aufenthalt im Vergleich mit der kleinen, niederen und finstern Hütte, aus der sie kam; und im Allgemeinen fühlte sich die gute Frau sehr wohl, ja glücklich in ihrer neuen, hellen und heiteren Wohnung.

Aber die Dankbarste und Glücklichste unter allen Gliedern des Hauses war Rosa. Ihre Seligkeit und innige Erkenntlichkeit gegen den alten, edlen Freund war mit jedem Tage gleich neu. Sie fühlte tief und lebhaft, wie viel sie der Zärtlichkeit und Vorsorge des Professors zu danken hatte. Auf seine Rechnung durfte sie mit Gewißheit das Zartgefühl setzen, welches ihre Eltern vermochte, des Vorschlags mit Garben nie wieder zu erwähnen. Als sie ihrem Vater den Brief übergab, der die abschlägige Antwort enthielt, hatte dieser nur ganz freundlich gesagt: „So, mein Mädchen, ist es schon fertig?“ und Mamma hatte mit dem süßesten Lächeln hinzu gesetzt: „Der Himmel bewahre Eltern vor dem Unverstand, ihre Kinder in so wichtigen Angelegenheiten zwingen zu wollen!“ Und von da an sprach man nie mehr über die Sache. Eben so wenig wurden die andern Angelegenheiten, in der der Professor Stillschweigen anempfohlen hatte,

durch ungehörige Fragen berührt. Somit stand alles ruhig und gut. Wer war glücklicher als Rosa! Sie verschwendete aber auch die freundlichsten und holdesten Bemühungen ihres warmen, reichen Herzens an ihren alten Freund. Jeden Tag war sie mehrmals bei ihm; denn das Haus, welches der Kommerzienrath bewohnte, lag zunächst dem des Professors. Jeden Abend bereitete sie seinen Thee, und gab damit nicht eher nach, als bis sie den Triumph genoß, daß er sie versicherte, er sey jetzt ganz so wie ihn Hilda zu machen pflegte. — „Ach Hilda!“ seufzte dann oft Rosa, „ach wenn nur sie hier wäre! Dann könnte wohl auch einmal der arme Ferdinand glücklich werden; denn endlich würde sie doch nachgeben, wenn sie wahrhaft Etwas auf ihn hielte. Glauben Sie es nicht auch, Onkel? Zwar hat mir Hilda mehrmals versichert, daß sie ihr Schicksal um keinen Preis mit Ferdinands vereinigen möchte; aber ich glaube schwerlich, daß dies die ernste Meinung ihres Herzens ist, wofern Sie ihm je einmal zugethan war.“

„Das erste darfst Du nicht bezweifeln, mein Kind,“ erwiederte der Professor ernst; „das zweite können wir nicht bestimmt wissen; aber Hilda's Charakter ist fest wie Eisen, und zu Deiner Ehre, Rosa, will ich glauben, daß wenn Mannerstedt, — was freilich undenkbar ist, — sich so gegen Dich benähme, wie Ferdinand gegen Hilda, Du auf die nämliche Art handeln würdest.“

„Das ist nicht so ganz gewiß, bester Onkel,“ seufzte Rosa. „Ich liebe ihn grenzenlos, und Gott weiß, was ich ihm nicht Alles verzeihen könnte.“

„Das ist gut sagen,“ sprach der Professor ein wenig ärgerlich, „wenn man weiß, daß von solchen Prüfungen nie die Rede seyn kann. Aber ich sage Dir, mein Kind, unterhalte bei Ferdinand durchaus keine Hoffnung in dieser Hinsicht; denn ich will Dir jetzt anvertrauen, und Dir allein, daß ich am Abend vor ihrer Abreise sie hie-

her kommen ließ, um ihr ein kleines Andenken für etwaige Nothfälle mitzugeben. Damals, siehst Du, fragte ich sie im Vertrauen, ob sie Ferdinand nicht verzeihen, und als Weib sein Loos theilen könnte, in welchem Falle ich ihre Hände segnend zusammen legen würde. — Aber nein! es war vergebens. Hilda ist ein Weib, wie es unter Hunderten kaum Eines gibt. Sie weiß, was sie will, und was sie für Recht erkennt, und davon weicht sie kein Haar breit ab. Ich wußte, daß sie jetzt einem ärmlichen und unbemerkten Leben auf dem Lande entgegenging, und glaubte daher, ihre Stärke könnte möglicherweise bei der Probe schwanken, der ich sie unterwarf. Aber sie blieb sich gleich, und ich kann ihr meine Achtung und mein Wohlwollen nicht versagen, obschon ich beinahe gewünscht hätte, daß sie weniger stolz gewesen wäre. Sie dankte mir innig, und weinte vor Freude, daß ich ihr in meinem Hause und Herzen die Stelle einer Tochter einräumen wollte — denn ich war schwach genug, sie beide hier bei mir haben zu wollen. Aber sie versicherte zugleich, nie würde sie ihre Denkungsart ändern, und nach dem was vorgefallen sey, wäre es ihr unmöglich, Ferdinand je wieder ein Gefühl zu widmen, das in ihrer Brust auf immer für ihn erloschen sey. Ich wollte keinen Versuch machen sie zu überreden; aber es thut mir recht leid um den Burschen, da er seine Schwachheit nicht besiegen kann; und ich habe ihm deßhalb versprochen, daß er auf einige Monate reisen und sich in der Welt umsehen dürfe, wenn er auf seinen letzten Brief ebenfalls wieder einen Korb bekomme, worauf er sich mit Sicherheit gefaßt machen darf."

Den Tag nach dieser Unterredung führten wir den Leser in die neue Wohnung des Kommerzienraths Widen. Rosa saß an ihrer Nähterei und träumte von ihrem Liebling, als sie einen Brief erhielt, dessen Poststempel ihr verkündigte, daß er von Hilda war. Hocherfreut erbrach sie ihn, und fand darin eingeschlossen ein kleines, sehr

dünnes Billet an Ferdinand, aus welchem Rosa das Schlimmste für ihn ahnte. Hilda's Brief athmete die innigste Theilnahme an dem Schicksal ihrer Freundin; dann ging sie auf ihre eigenen Angelegenheiten über, beschrieb die Reise und die Bekanntschaft, die sie auf derselben mit Magister Wallinder, dem anziehendsten, gesetztesten und angenehmsten Manne gemacht habe, dessen sich Hilda erinnern konnte: „und der, meine liebe Rosa, beinahe so schön ist wie Mannerstedt." — Ferner erzählte Hilda von seinem Besuche an dem festlichen Sonntage, von dem herrlichen Gottesdienst und der kleinen Abendfahrt nach Neckens Insel. Kurz, Hilda's Brief war ganz von Leben und Poesie durchweht und in einer Sprache gegeben, deren sich Hilda früher nie bedient hatte.

Rosa lächelte und dachte bei sich selbst: „Kein Wunder, daß sie Ferdinand nicht verzeihen konnte. Sie hat ihn nie geliebt." Eine Nachschrift lautete: „Liebe Rosa, gib das Inliegende meinem Vetter, und mahne ihn von allen weiteren Versuchen ab. Sie würden doch stets fruchtlos seyn."

„Ja, jetzt wäre es verlorene Mühe," sprach Rosa mit einem leichten Seufzer. „Ferdinand muß ein Mann seyn! Er soll und wird, so hoffe ich, Hilda vergessen und eine Liebe besiegen lernen, welche von nun an nur Schwachheit genannt werden könnte."

An demselben Abend traf Rosa den Kapitän Ferdinand beim Professor. Das Billet brannte in ihrer Hand, und doch ward sie von einem so schmerzlichen Gefühle erfaßt, daß sie es jedesmal wieder zurückhielt, wenn sie es seinem Herrn übergeben wollte. Endlich nahm sie ihren Muth zusammen und winkte dem Kapitän, ihr in das kleine, gelbe Kabinet zu folgen. Sie setzten sich; Rosa wagte kaum zu athmen; Ferdinand wurde bald roth, bald blaß; er ahnte, wo sie 'naus wollte, und fragte mit einem nicht unbedeutenden Zittern der Stimme: „Du hast vermuthlich von Hilda Briefe erhalten."

„Ja, bester Ferdinand, das hab' ich, und ..."

„Und sie hat Dir aufgetragen, mir auf meinen Brief zu antworten," unterbrach sie der Kapitän. „Ich habe also nicht einmal verdient, daß sie es mir selbst mittheilte! In Wahrheit, Hilda hat sich sehr verändert."

„Sie hat mir nur aufgetragen, Dir dieses zu übergeben." — Rosa reichte ihm das Billet, Ferdinand riß es hastig auf. Die drei oder vier Zeilen, die es enthielt, waren bald durchlesen, und Rosa sah an dem ungewöhnlich herben Druck der Zähne gegen die Oberlippe, an der tief gerunzelten Stirne und den flammenden Wangen, ja an dem Ausdruck des ganzen Gesichts, daß das Gefühl, welches ihn beherrschte, eher Zorn, als Schmerz war. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er Rosa das Billet hin. Hilda schrieb:

„Wie oft willst Du es noch hören, Ferdinand? Nein und tausendmal nein, ich werde nie die Deine! Höre deßhalb auf, uns Beide durch diese erneuerten Bitten zu quälen, die Dich herabsetzen und mich schmerzen. Ich habe nur eine einzige Bitte an Dich: Vergiß

Hilda."

„Ja, ich werde sie vergessen, die Herzlose, die Undankbare, die es kaum verdient, einem einfältigen Landjunker den Kopf zu verdrehen," rief Ferdinand endlich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. — „Eine solche Antwort, ein solcher Uebermuth, ein solcher Mangel an aller Liebe, ja an aller Weiblichkeit! Ich habe sie niemals, nein, niemals geliebt; es war nur ein Spuk meiner Phantasie, was mir diesen Traum vorgaukelte, und Du darfst mir glauben, Rosa, von dieser Stunde an ist mein Herz frei, und kein Weib soll sich je wieder dort eindrängen. Die Freundschaft ist das einzige Gefühl, dem ich jetzt huldigen will, und Du sollst sehen, ich werde künftig so vernünftig und gesetzt seyn, daß Ihr Eure Freude daran haben sollt."

Am Schluß dieser Ergießung, die eben so schnell über die Lippen des Kapitäns floß, als seine Füße das Zimmer durchschritten, nahm er das Billet wieder, preßte es heftig zusammen, und ging dann in das Zimmer des Professors. — „Ganz aus, Onkel!" rief er, und warf Hilda's Antwort auf den Schreibtisch, „aber Gott sey Dank, ich bin ruhig, vollkommen ruhig!"

„Ja, das seh' ich, mein Junge," antwortete der Professor und betrachtete theilnehmend die von Schmerz und Zorn entstellten Züge. „Aber Du wirst ruhig werden; die Zeit muß diese Wirkung thun, und wir sprechen nicht weiter von der Sache. Mache nur, daß Du Urlaub bekömmst, dann magst Du eine Tour in die Welt hinaus machen, wohin es Dich am meisten gelüstet. Ich gebe Dir Reisegeld für sechs Monate. Und wenn Du zurückkömmst, bist Du kurirt, versiehst Deinen Dienst mit Eifer und Thätigkeit, leistest Deinem alten Onkel Gesellschaft und ergibst Dich einem ernsten und gesetzten Wesen, wie es sich für einen Mann geziemt."

„Topp!" antwortete der Kapitän und reichte dem Professor die Hand. „Sie sollen sich meiner nicht zu schämen haben, Onkel. Wenn ich heimkomme, werde ich zeigen, daß ich ein Mann geworden bin, und meine alte Schwachheit ganz und gar überwunden habe."

Vierzehn Tage darauf ging Kapitän Ferdinand bei ziemlich guter Gemüthsstimmung an Bord eines Dampfschiffs nach Kopenhagen, wo er zuerst sich ein wenig unterhalten, und dann weiter in Gottes weite Welt hinausziehen wollte, wohin ihn immer seine Laune oder seine zufällige Neigung führen würde.

„Möge Gott ihn wohlbehalten wieder heimsenden," sagte der Professor und trocknete eine Thräne ab, welche die Abschiedsstunde auf seiner Wange zurückgelassen hatte. „Du, Rosa," setzte er hinzu und faßte des Mädchens Hand, „Du bist jetzt mein einziger Trost, meine einzige

Lust. Sie sind jetzt Beide fort, — Ferdinand und Hilda! — Hm, weißt Du, Kind, daß es mich bisweilen beinahe reut, daß ich dem Burschen nicht zu Willen gewesen bin, als noch Alles gut stand, und Hilda gerne sein Schicksal mit ihm getheilt hätte. Ich war damals zu eigensinnig, wie ich immer war."

„O sprich nicht so, lieber, guter Onkel," sprach Rosa schmeichelnd, und wirklich über die Weichheit des Professors beunruhigt. „Ist es nicht immer am besten, wie es einmal ist? ja gewiß, und diesmal glaube ich mit aller Bestimmtheit, daß es das Allerbeste war; denn es ist mir klar, daß Hilda Ferdinand nie recht liebte. Sie wären gewiß nicht glücklich geworden."

„Woraus schließt Du das?" fragte der Professor lebhaft; es war klar, daß er einen giltigen Grund für diese Vermuthung zu finden suchte, da er sich wirklich etwas über diese Sache beunruhigte.

„Nun, sehen Sie, Onkel, hier ist der Beweis!" — Hilda's Brief an Rosa wurde jetzt hervorgezogen, gelesen und besprochen. Der Professor sagte einmal über das andere: „Hm, hm! nicht so dumm; aber wo soll Ferdinand eine herbekommen? Weder Du noch Hilda paßten recht für ihn."

„O, damit wird schon Rath werden, Onkel," meinte Rosa.

„Die Welt ist leider von Weibern voll. Ferdinand wird wohl ein Weib auffinden, die für ihn taugt. Wir können froh seyn, daß er sich Hilda für immer aus dem Sinn geschlagen hat, und wenn das Herz wieder ganz gesund ist, so denke ich, wird es nicht lange anstehen, bis er die alten Symptome für einen neuen Gegenstand fühlt."

„Dann wäre es zu wünschen, daß seine Wahl auf einen würdigen und guten Gegenstand träfe," fügte der Professor hinzu, „damit ich von Herzen Amen sagen könnte. Aber Rosa, mein Kind, gib mir jetzt die Pfeife

und sehe, daß ich ein wenig Thee bekomme, um meine Betrübnisse damit hinab zu schwemmen, es kostete mich doch viel, mich von dem Burschen zu trennen; denn entweder ist er mir jetzt theurer, oder bin ich schwächer geworden. Ja, ja! das Alter gibt sich aus mancherlei Dingen zu erkennen. Doch bringe den Thee und die Pfeife, Kind, und setze Dich dann mit Deiner Näherei neben mich her, dann werde ich Dir eine Magisterpromotion beschreiben. Ich weiß, daß Du so etwas gerne hörst. Nun, nun! es ist nicht mehr so lange bis zur nächsten und dann geht der Hoffnungsstern strahlend von B — aus für Dich auf."

Rosa lächelte ihrem alten Freunde zu, und nachdem die kleinen Geschäfte beendigt waren, setzte sie sich vergnügt in die andere Sophaecke, und die sonst so fleißigen Hände ruhten, während sie auf die interessanten Beschreibungen des Professors hörte.

21.

Familienscenen in Lindfors.

An einem heißen August-Nachmittage stand Hilda Borgensköld auf einem ziemlich hohen Gerüste in dem kleinen, ehemals gelben Zimmer, und malte die dunklen, trüben und unfreundlichen Wände mit heller Wasserfarbe an. Hilda war in der That, wie sich Papa ausdrückte, ein sehr tüchtiges Mädchen, das sich in Alles fand, wohin sie kam, und sich nie scheute, selbst Hand an jede Arbeit zu legen, wenn damit Nutzen und Gedeihen befördert wurde. Jetzt hätte man einen Maler in's Haus nehmen müssen; aber unglücklicher Weise gab es in der ganzen Gegend

keinen solchen, und einen von weiter her zu holen, hielt man bei einer so unbedeutenden Arbeit nicht der Mühe werth. Indessen wollte Hilda durchaus das kleine Zimmer in Ordnung haben; denn man besaß mehrere, sehr hübsche Meubles, die es zieren und ihm ein behagliches Aussehen geben konnten, wenn nur erst die Wände einen solchen Anstrich hatten, daß sie damit überein stimmten. Zu diesem Endzweck las Hilda mit aller möglichen Aufmerksamkeit die alten Beschreibungen, welche der Papa in einer kleinen Bibliothek besaß, und die von der edeln Kunst, die Farben zu mischen, handelten. Sie glaubte endlich hinlänglich theoretische Kenntnisse zu besitzen, um mit dem praktischen Theile anfangen zu können: und nachdem die Farbe selbst bestimmt war, wurde der Pächter von Bro nach der Stadt beordert, um den nöthigen Zubehör zu holen. Wer war froher als Hilda, als sie sich im Besitze all der Herrlichkeiten sah, die dazu behilflich seyn sollten, das ihr schon so theuer gewordene Lindfords zu verschönern! Sie wartete jetzt nur noch auf eine gelegene Zeit, um ihre Arbeit vorzunehmen; das heißt auf eine Zeit, wo sie sicher seyn konnte, von Wallindern nicht überrascht zu werden, und diese Zeit kam bald. Der Magister sollte in einem Amtsgeschäft nach W — verreisen, und vier Tage fort seyn. Schon an dem nämlichen Abend, als Wallinder in Lindfords war, und vor der langen Fahrt Abschied nahm, begann Hilda gleich, nachdem er fort war, die große Salbung der Wände mit Wasser und Pinsel. Nach ihrer Berechnung brauchte sie fünf Tage zu der Arbeit; denn Wallinder konnte frühestens erst am Samstag Abend wieder eintreffen, und es war ungewiß, ob er vor Sonntag nach Lindfords kommen konnte.

Fröhlich und getrost, und erfüllt von dem Gedanken, was für eine angenehme Ueberraschung sie Wallindern bei seinem nächsten Besuche bereiten würde, arbeitete Hilda mit

Eifer und Beharrlichkeit an ihren Verbesserungen. Dem Papa wurde aufgetragen, die Fensterrahmen und Thüren mit Oelfarbe anzustreichen. Freitag Nachmittag ward die Arbeit gleich vollends zu Ende. Hilda stand auf der obersten Treppe des Ständers, mit aufgeheftetem Kleide, und bestrich eben zum drittenmale mit ihrem Pinsel die gleichsam neugeborenen Wände, als ein: „Was um's Himmels Willen hat Fräulein Hilda vor?“ von der Thüre her tönte.

Hilda meinte, sie müsse in den Boden sinken, und ließ den Pinsel frisch eingetaucht, wie er war, ihrem kleinen Handlanger in's Gesicht fallen, der unten stand, und wieder seiner Seits vor Schrecken den Topf mit seinem ganzen Inhalte auf den Boden fallen ließ. Mit einiger Schwierigkeit kam Hilda von dem Ständer herab, und auf ihre Beine; es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie auf den Kopf gekommen.

„Magister Wallinder,“ stammelte sie erröthend, indem sie schnell das aufgeheftete Kleid durch einen kleinen Zug an der Stecknadel in Ordnung brachte. „Sie kommen bald zurück, und ich möchte fast sagen zur ungelegenen Zeit.“

„Schönen Dank!“ erwiederte Wallinder lächelnd. „Sehen Sie nur einmal auf, Fräulein Hilda, und Sie werden finden, wie unartig es von Ihnen ist, daß Sie die Mühe, die ich mir genommen habe, mit so viel Kälte und Gleichgiltigkeit belohnen. Ich komme gerade von Neckensholme und bringe Fräulein Hilda eine ganze Last Hechte und Brachsen.“

Jetzt sah das Fräulein auf, und da stand Wallinder, naß wie ein Seegott, und keineswegs wie ein Geistlicher ausstaffirt, mit einem großen Korb Fische auf dem Arm. Nun war es vorbei mit Hilda's Verdruß; sie lachte von ganzem Herzen.

„Ja, wir sehen recht hübsch aus, wir zwei!“ meinte

sie; „aber wer um's Himmels Willen hat Sie so übel zugerichtet, Herr Magister?"

„Ja, sehen Sie, Fräulein, das hatte sich sehr schnell. Als ich aus dem Kahn springen wollte, geschah es, daß ich in der Eile zwei oder drei Schritte zu kurz sprang, und anstatt auf dem trockenen Lande mich im Wasser befand."

„Ach Gott, wie unvorsichtig!" sprach Hilda in verändertem Tone. „Aber was sollen wir jetzt anfangen? Mamma und Papa sind draußen, und sehen nach den Feldarbeiten; jedoch wenn Sie so gut seyn, und so lange in meines Vaters Zimmer gehen wollen, so werde ich Ihnen trockene Kleider schicken, und dann können wir wieder aus Herzensgrund lachen, wenn Sie in Papa's stahlgrauem Frack, mit den breiten altmodischen Schößen herauskommen."

„Dies Vergnügen soll Fräulein Hilda nicht zu Theil werden," versicherte Wallinder, indem er, nachdem Hilda den Fang empfangen hatte, mit einer Verbeugung zurücktrat, „denn ich sandte den Jungen, den ich als Gehülfe bei mir hatte, gleich nach dem Pfarrhofe zurück, um einen passenderen Anzug zu holen, in welchem ich dem Fräulein aufwarten könnte. Inzwischen wird es wohl am Besten seyn, wenn ich seine Rückkehr auf dem Zimmer des Lieutenants abwarte, und Fräulein Hilda Zeit lasse, von ihrer Verwunderung und Verwirrung zurückzukommen." — Wallinder verschwand mit einem schelmischen Blick auf das hocherröthende Mädchen.

Eine Stunde später saß Hilda reinlich, nett und einfach, aber immer reizend unter der hohen Linde im Hofe, und wartete auf Wallindern, der auch bald in dem schönen Jagdkleide zurückkam, das er bisweilen zu tragen pflegte, und das ihm so wohl stand.

„Wer, der jetzt Magister Wallinder sähe, ohne ihn zu kennen, sollte glauben, daß diese leichte und elegant

weltliche Tracht einen geistlichen Herrn umhüllte," sagte Hilda mit einem feinen Lächeln, und reichte ihm jetzt erst die Hand zum Willkomm.

„Ich will hoffen," erwiederte Wallinder ernst, und drückte freundlich die dargebotene Hand, „daß das Geistliche bei mir am wenigsten am Rocke hängt. Innerlich bin ich Priester; aber was mein Aeußeres betrifft, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, mich, wenn ich nicht im Amte bin, gerade so zu kleiden, wie andere Weltkinder auch; denn ich vermuthe, Fräulein Hilda hat schon längst bemerkt, daß ich eben so sehr weltlich als geistlich bin?"

„Ja, gerade recht," meinte Hilda; „aber sagen Sie mir, Herr Magister, wie es kommt, daß Sie so bald wieder von Ihrer Reise nach W — zurück sind?"

„Nun, weil ich wegen der großen Wärme und auch noch aus einer andern Ursache die Nächte zu Hülfe nahm, und so die vier Tagreisen in zweimal vierundzwanzig Stunden machte; deßhalb war es auch natürlich, daß ich, da ich noch etwas schläfrig war, fehl sprang, als ich mit meinem Fischfang an's Land hüpfte."

„Das finde ich sehr natürlich," fiel Hilda ein, „was mich allein verwundert, ist, daß Sie nicht den Schlaf einem Fischfange vorzogen."

„Ich kam gegen Mittag heim, und versuchte, ein Paar Stunden zu ruhen; aber kaum war ich eingeschlafen, als es mir träumte, daß Fräulein Hilda mir befohlen habe, aufzustehen, mein Fahrzeug in Ordnung zu bringen, und es mit Brachsen und Hechten zu füllen. Gehorsam und froh, dem Schlaf zu entgehen, sprang ich, von diesem angenehmen Traume geweckt, auf, und eilte, mein Glück zu versuchen, welches reich genug ausfiel, insofern es wirklich und nicht ebenfalls erträumt war."

„Ja, ich sehe, der Herr Magister ist immer glücklich, sowohl in der Jagd, als in der Fischerei," antwortete

Hilda heiter, „und kommt nie ohne gute und reiche Beute zurück."

„Und doch befriedigt mich das bei weitem nicht," fuhr Wallinder fort. „Ich wünsche von ganzem Herzen, das Glück möchte mir noch in andern Dingen, als in der Jagd und Fischerei beistehen. Glaubt Fräulein Hilda, daß die launische Göttin mich zum Beispiel in der Liebe verlassen würde?" — Er sah ihr dabei dreist unter den Strohhut, und tief in das lächelnde seelenvolle Auge.

„Das ist mehr, als ich weiß, und wahrlich auch mehr, als ich beantworten kann," sagte Hilda munter; „aber ich habe sagen hören, daß man nicht in Allem Glück haben könne, und wer es in diesen beiden Fällen hat, wird es schwerlich auch in dem dritten haben."

„Wie unartig Fräulein Hilda ist," entgegnete Wallinder leicht erröthend, indem er sich niederbeugte, ihre Hand von der Arbeit hinwegzog, und sie ein Paar Secunden lang an sein hochklopfendes Herz legte. — „O, sagen Sie, sollen diese Schläge ewig unerwiedert pochen?" fragte er mit einer Stimme, die ihr tief in die Seele drang. Laut sprach ihre innere Stimme ein Nein; aber ihre Lippen schwiegen beharrlich.

„Fräulein Hilda ist doch zu hart," fuhr Wallinder mit finsterem Blicke fort, hielt jedoch die Hand fest, die sie aus der seinigen loszumachen strebte.

„Herr Gott!" rief Hilda ängstlich aus, „sieht der Herr Magister nicht, daß der Pächter von Bro durch das Thor segelt, lassen Sie meine Hand los! Ich bin nicht hart; aber ich kann doch wohl jetzt nicht antworten!"

Und im Augenblick war Wallinder empor; doch der freudestrahlende Blick, den Hilda's letzte Worte seinem Auge entlockt hatten, verdüsterte sich wieder etwas bei dem höchst unwillkommenen Anblick von dem Pächter

von Bro, der immer etwas mit dem Spektor zu sprechen hatte.

„Der Herr Lieutenant ist draußen auf dem Brachfeld, mein guter Vater Lars," sprach Wallinder mit dem einladendsten Blick auf das Thor.

„Ja, aber er wird gleich hereinkommen," fiel Hilda ein. „Ich sehe ihn und die Mamma dort auf dem Ackerfeld." — Und mit diesen Worten öffnete Hilda artig dem reichen Pächter die Thüre, der nie mit leeren Händen zu kommen pflegte, sondern immer etwas für das kleine, vortreffliche Fräulein mitbrachte, das sowohl dem Magister als dem Pächter ein Engel schien.

„Nun, was sagt das Fräulein zu den Farben, die ich von der Stadt heimbrachte?" fragte der alte Lars, und zog ganz gemächlich einen Stuhl an die Thüre.

„Sie sind ganz vorzüglich," versicherte Hilda; „ich bin bald vollends mit meinem Malen fertig." — Und jetzt mußte der alte Lars herein und die Herrlichkeiten betrachten, an denen er sich nicht sattsehen konnte, so schön war es.

„Ei, ei! man sehe nur! Ja, das Fräulein ist so geschickt in Allem, daß sie gerade zu einer Predigerfrau auf dem Lande paßte, versteht sich, zu einer Probstin. Ja, ja, damit hätte es keine Gefahr; ich habe kuriosere gesehen."

Etwas verwirrt suchte Hilda die Gesprächigkeit des Vater Lars von diesem Gegenstande abzulenken; diese gerieth auch bald in einen andern Kanal, als ihm der Korb wieder zu Gesichte kam, den er bei seinem Eintritt hingestellt hatte. — „Ach, siehe da! Meine Alte steckte dem Fräulein da etwas hinein. Nehmen Sie es nicht übel auf; es ist nur zu Ihrem Vergnügen, und sie gönnt es Ihnen herzlich, weil das Fräulein so freundlich ist und sich nie für zu gut hält, um mit den alten Weibern nach der Kirche zu schwatzen."

Hilda nahm den Korb mit freundlicher Artigkeit,

und dankte ungekünstelt für dessen Inhalt, der sehr mannigfaltig war. Und dann traktirte sie dienstfertig Vater Lars mit Dünnbier, und lud ihn, als das größte Zeichen von Achtung, ein, in den Erker zu sitzen und zu rauchen.

Aber ward nun der Pächter mit der Ehre, die seiner Person wiederfuhr, höchst zufrieden, so war es Wallinder nicht minder, als er sah, wie sich Hilda gegen die gemeinen Leute benahm. — „Ja, der Alte hat vollkommen recht," sagte er bei sich selbst, „sie paßt vortrefflich zu einer Predigerfrau auf dem Lande. Aber darin hat er unrecht, daß er so ungelegen kommt, und mich stört; das ist sehr verwünscht."

Jetzt kam Lieutenant Borgensköld mit seiner Frau von der langen Wanderung zurück. Die Mamma keuchte entsetzlich und betheuerte, daß der Alte sie nie wieder zu einer solchen Anstrengung verführen würde. „Hilda, mein Kind, Du hast wohl etwas Himbeersaft und Wasser bei der Hand? Ach, siehe da! willkommen, Magister Wallinder! Guten Abend, Vater Lars! Liebe Hilda, beeile Dich! Ich sterbe vor Durst." — Und jetzt sank die gute Frau athemlos in einen Lehnstuhl, den ihr Wallinder eilig hinstellte.

Heiter und angenehm verfloß der Abend. Man war so häuslich glücklich beisammen, und fühlte dieß tief in der Seele, besonders Wallinder und Hilda. Als der Pächter von Bro sein Geschäft mit dem Lieutenant beendigt hatte, und sich auf den Heimweg machte, begleitete ihn dieser ein Stück weit. Es war die Zeit, wo die Mamma die Milchkammer in Augenschein nehmen mußte, und somit blieben die jungen Leute allein.

„Fräulein Hilda näht so emsig," sagte Wallinder, und rückte seinen Stuhl näher. „Es ist eine wahre Plage, Jemand so fleißig zu sehen, wenn man selbst nichts thut."

„Nun, warum machen Sie sich keine Beschäftigung?"

entgegnete Hilda heiter. „Da steht ja ein großer Korb mit Spinat, den die Mutter da gelassen hat; säubern Sie ihn."

„Ich fürchte, daß ich wenig Dank für meine Mühe ärndten würde," meinte Wallinder, „da ich heute Abend zu nichts geschickt bin."

„Wie so?" fragte Hilda.

„Nun darum, weil ich nicht eher ruhig werde, als bis mir Fräulein Hilda auf die Frage geantwortet hat, die ich vor ein Paar Stunden an sie stellte."

„Ich beantwortete sie ja," sagte Hilda ganz arglos, „ich sagte ja deutlich, daß ich es nicht wüßte, aber daß ich davon habe sprechen hören ..." Ein Lächeln vollendete den Satz.

„Ist das auch artig? Macht es Fräulein Hilda ein Vergnügen, mich so unbarmherzig zu quälen? Oder wozu jetzt Scherze, da mein Herz so voll Ernst ist? O, lassen Sie mich wenigstens in Ihrem Auge sehen, ob es nicht eine andere Sprache hat, als Ihre Lippen!"

Wallinder wollte die Näherei hinwegziehen; aber Hilda stritt tapfer darum. Sie war zugleich so schüchtern und so glückselig. Ihn ansehen, hätte geheißen, ihm Alles sagen, was sie jetzt in ihrem Herzen empfand, und das wollte sie nicht. Sie wollte ihn besser kennen lernen, denn war sie nicht schon einmal so schmerzlich getäuscht worden? Wallinder verstand ihre Bewegung nicht; sie flößte ihm mehr Furcht als Hoffnung ein. Er stand deshalb auf und sprach nicht ohne Bitterkeit: „Leben Sie denn wohl, Fräulein Hilda! Vielleicht bekomme ich auch keinen Abschiedsblick?"

„Und warum wollen Sie denn so frühzeitig fort?" fragte sie leise und nicht ohne ein merkliches Zittern der Stimme.

„Wollen Sie, daß ich da bleiben soll?" Er setzte sich wieder.

„Die Frage, meine ich, war sehr überflüssig.“

„Warum mir aber dann einen freundlichen Blick verweigern, wenn Sie mir kein freundliches Wort geben wollen? Das mußte mir ja weh thun.“

„Und doch wollte ich Ihnen nicht weh thun,“ fiel Hilda ein, „seyen Sie davon überzeugt; aber . . .“

„Aber sehen Sie mich doch einmal an,“ bat er beweglich; „nur einen einzigen Blick, und ich werde heute Abend nicht weiter fragen.“

„Auch morgen nicht,“ sagte Hilda wieder lächelnd, als sie an Wallinders Stimme hörte, daß er ruhiger war.

„Nein, nein! weder morgen noch übermorgen; eine ganze Woche lang werde ich von nichts Anderem sprechen, als von Spinat und schönem Wetter, wenn mich nur Hilda ansehen will.“

Und jetzt sah Hilda auf, und in dem Blicke, den Beide wechselten, lag all die Seligkeit und innige Hingebung, die ein Blick ausdrücken kann. Wallinder schaute tief in ihre Seelenwelt, und las dort die Bürgschaft für seine künftige Hoffnung. Gott mag wissen, wie es mit seinem Versprechen gegangen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke ein Junge von Schweiß triefend von einem schäumenden Pferde gesprungen und dreist in den Saal gestürmt wäre mit der Botschaft, daß der Magister unverzüglich heim eilen solle. Den Probst hatte der Schlag getroffen, und er rang mit dem Tode.

Wallinder sprang erbleichend auf „Geh,“ rief er dem Knaben zu; „ich komme in der Minute. Leben Sie wohl, theure Hilda! jetzt wird es einen entsetzlichen Aufstand und Geschäfte in Menge geben; aber sagen Sie, daß ich willkommen bin, und wenn ich kann, schleiche ich mich weg und fliege hieher.“

„Herzlich willkommen, bester Wallinder,“ sagte Hilda; „lassen Sie uns nicht zu lange warten!“

„Uns?“ wiederholte Wallinder, indem er den Hut

nahm, und noch einmal suchte sein Blick mit einem leichten Ausdruck des Vorwurfs den ihrigen. Der Abschied und die Furcht, derselbe möchte sich zu lang hinausziehen, machten Hilda schwächer, als sie möglicherweise zu werden glaubte. Fast ohne daß sie es wußte, setzte sie hinzu: „Lassen Sie mich nicht zu lange warten; aber eilen Sie jetzt!"

„O Hilda!" — Und ehe sie eine solche Freiheit ahnen konnte, hatte sie Wallinder ans Herz gedrückt und ihr ins Ohr geflüstert: „Jetzt bist du auf ewig mein!" Es war das Werk eines Augenblicks. Und ehe Hilda von dieser Ueberraschung zu sich selbst gekommen war, war Wallinder schon draußen und saß im Sattel. Fest drückte er dem Pferde die Sporen in die Seite, schwenkte den leichten Hut zum Abschied und eilte rasch an das Bett des Todes, das, wie er hoffte, für ihn ein Vorbote zum Eintritt in die Herrlichkeiten des irdischen Paradieses seyn würde.

Bei seiner Ankunft im Pfarrhofe fand Wallinder die Probstin in untröstlichem Schmerz an dem Sterbebette des bleichen Greisen, er athmete nur noch schwach, und ehe am folgenden Morgen der Arzt aus der Stadt anlangte, war er schon entschlummert.

Wie man erwartete, erhielt Wallinder den Befehl, der Pfarrei während des Gnadenjahres der Wittwe vorzustehen, und Niemand zweifelte, daß er den Ruf an diese Stelle erhalten würde; denn mit Ausnahme des Bergherren von Skallerbo konnte Wallinder darauf rechnen, die Stimmen aller drei Kirchspiele einhellig zu erhalten. Bei solchen Aussichten konnte ein junger Mann wohl werben und sich verloben, um so mehr, wenn die Auserkohrene bei den Leuten so wohl angeschrieben war wie Hilda; und da Wallinder dem Satze huldigte, daß man so viel vom Lebensglück genießen müsse, als sich uns darbiete, und daß man so bald als möglich damit

anfangen solle, so warb er förmlich um Hilda Borgensköld, erhielt das Jawort, die Einwilligung der Eltern und zudem ihren Segen. Auf Neckens Insel wechselten die junge Leute ihre Ringe, und jeden Abend so lange die Jahreszeit es erlaubte, ruderte Wallinder seine Braut dahin, bis der kühlere Herbst kam und aus Neckens blühendem Holme ein ödes Grab machte. Nun blühte ihre Liebe unter dem friedlichen Schutze der Heimath, und mit jedem Tage fühlten sie sich glücklicher; denn sie wurden einander immer theurer, und der Winter trug ihnen nur Rosen, die von keinen Dornen vergällt waren.

22.

Ein Blick auf die Gegenwart und ein noch weiterer in die Vergangenheit.

Mit Erlaubniß des Lesers machen wir jetzt einen Sprung von anderthalb Jahren in unserer Erzählung, und verlegen sie in die gute Stadt B.—

An einem schönen und angemehmen Maimorgen im Jahre 1830 schauen wir in das neuhergestellte Schulhaus, das in einer der breitesten und besten Straßen gelegen, und auf den Seiten von kleinen, netten und wohlgeordneten Gärten umgeben ist. Durch den hohen hellen Oehrn gelangt man zur Linken in ein Schulzimmer, wo ein gewaltiges Geräusch von lesenden Jungen dem Ohre des Besuchers entgegentönt. Hier sehen wir den Rector Mannerstedt mit Bröders oftmals durchgepeitschter lateinischer Grammatik in der Hand auf- und abgehen, und die Knaben ihre Lectionen überhören. Aber plötzlich und laut genug, um in der halben Stadt gehört zu wer-

den, ruft eine Stimme: „Herr Rector, es hat zwölf geschlagen!“ — Der Rector sieht auf seine Uhr, findet, daß die Sache ihre Richtigkeit hat, und entläßt die Knaben, indem er ihnen noch an's Herz legt, über den Genitiv in der Syntax bis morgen noch besser nachzulesen, und sie ermahnt, nicht so entsetzlich zu lärmen, wenn sie die Schule verließen, sondern anständig und bescheiden heim zu gehen.

In einem Nu waren alle Knaben auf den Beinen, scharrten im Chorus und eilten dann mit möglichst größter Anständigkeit durch den Oehrn über die Treppen auf die Straße hinab, wo dann ein Jeder seinen eigenen Belustigungen nachging.

Lächelnd sah Mannerstedt der muntern Schaar nach, schloß dann die Schule und öffnete die Thüre, welche in das andere Zimmer führte. Er ging durch einen ziemlich großen und schönen Saal, der zu einem wohl möblirten Wohnzimmer führte; von da trat er in ein allerliebstes Kabinetchen und zuletzt in das Schlafzimmer, wo er sich auf den einfachen Sopha niedersetzte, seinen Blick über alle Gegenstände hinschweifen ließ, und endlich in die Worte ausbrach: „Das ist alles, was ich meiner Rosa zu bieten habe! Es ist zwar nicht viel; aber gebe ich ihr nicht auch ein Herz, worin sie allein wohnen und herrschen soll? Und wie viel Ursache habe ich nicht, mir Glück zu wünschen! Als ich ihr vor etwas mehr als zwei Jahren in jenem Heiligthume Lebewohl sagte, wo ich damals zum ersten und einzigen Male Zutritt erhielt, und wo mir meine holde Rosa Treue gelobte, wie weit war ich damals nicht von dem Gedanken entfernt, daß ich sobald am Ziele meiner Wünsche stehen würde! Ach wie gnädig war nicht die Vorsehung gegen mich! Kaum hatte ich vor einem Jahre die Gradirung erhalten, als ich das Vicariat meines gegenwärtigen Dienstes bekam, nachdem ich diese zehn Monate

versehen hatte, wurde mein alter Prinzipal zum Pastorate befördert, und ich bin jetzt sein glücklicher Nachfolger: Rector in B.— und Besitzer einer sehr angenehmen Wohnung, die ich meiner theuern Braut anbieten darf. Meine Einkünfte können nicht groß genannt werden; aber mit Fleiß, Verstand und Sparsamkeit, hoffe ich, sollen sie hinreichen. Ueberdies hat mich ja mein zweiter Vater, mein braver, edelmüthiger Professor Ling, oftmals versichert, daß er Rosa eine kleine Mitgift geben wolle. Alles lächelt mir Frieden und Seligkeit zu! in zwölf Tagen haben wir Pfingsten, und auf dies fröhliche Fest hat mich der Professor nach H— eingeladen mit dem Versprechen, daß bis dahin Alles abgemacht seyn solle. O wie unruhig schlägt nicht mein Herz, wenn ich mir den Moment vorstelle, wo der Professor dem Kommerzienrath und seiner Frau die Neuigkeit von meiner und Rosa's Verlobung mittheilen und um ihre Zustimmung bitten wird! Darf ich die Hoffnung wagen, daß sie mich als Sohn annehmen werden? Mit Gottes Hülfe! Hat sich nicht mein alter, edler Freund dafür verbürgt? Und er kennt das Menschenherz und die Veränderung, welche Zeit und Verhältnisse mit sich bringen. Ach meine Rosa! Sie wieder zu sehen, sie vor der ganzen Welt meine Braut nennen, und als mein Weib heimführen dürfen, das ist beinahe zu viel Seligkeit für ein Menschenherz!"

Und der junge Rector ging in allen seinen Zimmern hin und her, betrachtete und musterte jedes einzelne Ding und dachte beständig: „Wird es ihr so gefallen; wird sie ein Behagen daran finden, wird sie meinen Geschmack loben, daß er mit so wenig Mitteln doch einige Annehmlichkeit geschaffen habe! Doch wenn sie erst selbst kommt, wenn ihre Hände alles anordnen, dann kommt Wohlbehagen in jeden Winkel, und in meinem Herzen geht ein Festtag auf, der durch das ganze Leben währt!"

Er mußte hinaus; die Gefühle wurden zu mächtig für ihn, und es ward ihm in der Brust und Stube zu enge. Bei solchen Gelegenheiten flüchtete er sich in den stillen Friedhof, zum Grabe seiner Mutter, über dem er ein einfaches Denkmal errichtet hatte. Es war für ihn ein süßer und schöner Gedanke, derjenigen nahe zu seyn, deren unendliche Liebe beständig in seinem Herzen fortlebte, und deren geliebtes Bild dort auf den heiligen Rosen der Erinnerung ruhte. Ruhig und friedlich war es um ihn in der Nachbarschaft der Seligen. Er lehnte die glühende Stirne an den kalten Grabstein, und Thränen der kindlichen Dankbarkeit und Liebe fielen auf den Staub Derjenigen, welche die Pflichten einer Mutter so sehr gekannt und erfüllt hatte.

„Treffe ich Dich hier, mein lieber Mannerstedt?“ sprach eine freundliche Stimme, und eine kräftige Hand klopfte dem jungen Rector auf die Schulter. Es war der Rathsherr Sifver, der ihn aufgesucht hatte, und ihm jetzt wohlwollend seine einsamen Wanderungen vorwarf, deren wohlthuende Wirkung auf Mannerstedts Herz und Gemüth er nicht zu fassen vermochte. „Du betrauerst Deine Mutter zu sehr, mein Junge. Laß die Todten ruhen; Du stehst jetzt im frischen, fröhlichen Leben und mußt es auch genießen. Du hast in Deinen jungen Tagen hinlänglich Kummer und Sorgen gefühlt. Komm also und geh mit mir, und iß ein einfaches Mittagsbrod in unserem Hause, so können wir unterdessen über eines und das andere sprechen, was alle Grillen verjagen kann.“

Mannerstedt war bereit, seinen alten redlichen Freund zu begleiten, und dieser erzählte ihm unterwegs, daß er heute auf dem Rathhaus eine wichtige und kitzliche Frage, die schon mehrmals vergeblich vorgebracht worden sey, durchgesetzt habe, nämlich die Erhöhung des Rectorgehaltes. — „Das ist heute durch Stimmenmehrheit entschieden worden,“ setzte der Alte innig vergnügt hinzu;

„und somit wirst Du mit Gottes Hülfe Deinem Weibe ein recht anständiges Auskommen bieten können."

Gerührt und herzlich dankbar drückte Mannerstedt seinem alten Gönner die Hand. „O wie würde meine Mutter Sie segnen, wenn sie noch lebte und sähe, wie Sie sich bemühen, die Zukunft Ihres Lieblings zu sichern," sprach er und betrachtete mit heiliger Rührung das graue Haupt, das ihm der letzte Ueberrest aus einer längst verschwundenen Zeit zu seyn schien, aus einer Zeit, wo auch er noch Eltern und eine Heimath in ihrem Herzen, wie in ihrer Wohnung gehabt hatte.

„Gelobte ich das nicht Deiner Mutter auf dem Todtenbette?" erwiederte der Rathsherr Sifver; „und ich habe immer meine Ehre darein gesetzt, mein Versprechen heilig zu halten, das weißt Du, mein Junge. Aber wie ist es, hast Du bereits ein Weib in petto oder wie? Im andern Falle hätte ich Dir auch in dieser Beziehung einen Vorschlag zu machen."

„Nein, um alles in der Welt nicht!" bat Mannerstedt. „Für mich gibt es nur Eine als Gattin! Bekomme ich die nicht, — so ..."

„So gehst Du doch wohl nicht hin und hängst Dich deßhalb," meinte der Rathsherr Sifver lächelnd, „sondern nimmst Dir als vernünftiger Mann ein anderes Weib."

„Das erstere würde ich zwar nicht thun," fiel Mannerstedt ein, „das verbieten mir meine Grundsätze, so schwer es mir auch würde, das Leben ohne sie hinzuschleppen; aber das wäre wenigstens gewiß, daß ich mich nie vermählte. Sie war die Einzige für mein Herz, sie ist und wird die Einzige seyn, die es je von jenem göttlichen Gefühle klopfen machen kann, die Einzige, für die es immer klopfen wird, bis es erstarrt."

„Aber bist Du denn ganz toll, mein lieber Franz?" fragte der Rathsherr Sifver, verwundert über das Feuer von Mannerstedts Rede. „Wir sind ja auf offener

Straße! Warte wenigstens, bis wir unter Schloß und Riegel kommen. Ich wünsche Dir übrigens von ganzem Herzen, daß Du das Kleinod heimführen möchtest, das Du allen andern Weibern vorziehst; und wenn sie nicht zu fein und geziert ist, sondern das Haus des alten Sifver als ihre Heimath ansehen will, so soll sie herzlich willkommen seyn. Ich will sie gerne wie eine Tochter aufnehmen."

„Das wird sie hoch erfreuen," versicherte Mannerstedt, „sie ist so einfach, wahr und gut, daß sie jedes Herz gewinnt, und gewiß komme ich sehr oft mit meinem angebeteten Weibe, um den theuren einzig übrig gebliebenen Freund meiner Eltern zu begrüßen."

„Nun, Ihr werdet stets herzlich willkommen seyn! Wann reisest Du ab, und begehrst sie von ihren Eltern?"

„Bis Pfingsten, und so Gott will! bringe ich sie noch zeitig im Herbste; wenn alles gut geht, vielleicht bis Johannis."

„Nicht zu eilig, nicht zu eilig," ermahnte der alte Sifver; „es ist ja kaum möglich, in dieser Zeit hin und herzureisen. Bis an den Herbst hat es schon noch Zeit."

„Nein, das wäre der späteste Termin," versicherte Mannerstedt lächelnd; „doch wir wollen sehen, wie es lautet, wenn ich ankomme."

An demselben Tag, als diese Unterredung in B — statt fand, wanderte Professor Ling ziemlich langsam über die Straße hinüber zu seinem Nachbar, dem Kommerzienrath Widen; der Professor hatte besonders in dem letzten halben Jahre sehr gealtert. Er strauchelte merklich beim Gehen, und alle Anzeichen verkündeten, daß der Edle bald den stillen Weg wandern würde, von dem man nicht wieder zurückkehrt. Er hatte nicht die Hälfte der kurzen Entfernung zurückgelegt, als ihm der Kapitän Ferdinand nachgesprungen kam. „Onkel, bester Onkel, wohin so allein?" — Er bot dem Professor bei

diesen Worten mit der herzlichsten Aufmerksamkeit den Arm, den dieser mit einem wohlwollenden Lächeln annahm, und sagte: „Bist Du es, mein Junge? Ich glaubte Dich nicht zu Hause!“

„Gerade war ich auf dem Sprunge, zu meiner Braut hinauszureisen,“ erwiederte Ferdinand; „doch ich warte gerne, um dem Onkel behülflich zu seyn.“

„Sey deßhalb unbesorgt, mein Sohn, ich werde mich ein wenig bei dem Kommerzienrathe verweilen, und Rosa begleitet mich gewiß, wenn ich heim will. Kehre also um, Ferdinand, grüße mir Deine künftigen Schwiegereltern, und gib Karolinen einen Kuß auf meine Rechnung.“

„Soll nicht vergessen werden, Onkel,“ erwiederte der Kapitän und war mit drei Sprüngen wieder zurück im Hause des Professors, wo er jetzt wohnte, seitdem der Alte den obern Stock hatte einrichten lassen. Gleich darauf warf sich der Kapitän in die Droschke und rollte die Straße durch das Ostthor hinaus.

Inzwischen wollen wir in möglichster Kürze mittheilen, was seit unserem letzten Besuche in H. — dort vorgefallen ist. Nachdem Kapitän Ferdinand in den sechs Monaten, die ihm der Professor als eine Radikalkur gegen das langwierige und bösartige Liebesfieber verschrieben hatte, gehörig umhergeschwärmt war, kehrte er ruhig und heiter und gesund an Leib uud Seele zurück. Von dieser Zeit an zog er zu seinem Onkel, der immer schwächer wurde, je älter er ward, und mit jedem Tag mehr fühlte, wie unentbehrlich ihm Ferdinand's und Rosa's Gesellschaft war. Ferdinand hatte sich aber auch jetzt so verändert, daß er des Professors Stolz und Freude ausmachte. Und nie pflegte ein Sohn einen alten, oft kränklichen und mürrischen Vater mit größerer Zärtlichkeit. Von ganzem Herzen liebte er den alten Mann, der ihn von einem zarten Schößling zu einem

kraftvollen Stamme aufgezogen hatte, dessen Krone, wie er hoffte, einst gute Früchte tragen würde.

Vorsorglich bot er Allem auf, um dem dafür erkenntlichen Professor jede Stunde zu versüßen, und als die Nachricht von Hilda's Verlobung mit Pastor Wallinder eintraf, klopfte zwar sein Herz etwas stärker, als gewöhnlich; aber dieß verging bald, und war der letzte Schmerz, der in dieser Beziehung bei ihm auftauchte.

Ferdinand wurde wieder ein artiger und feiner Gesellschafter, der Günstling aller Damen, aber nie wieder ein Bruder Liederlich. Die väterliche Güte des Professors und Rosa's schwesterliche Freundschaft wirkten wohlthuend auf sein Herz. So war ein Jahr verflossen, als der Greis eines Abends zu ihm sagte: „Mein lieber Ferdinand! es fängt an mit dem alten Ling zu Ende zu gehen. Ich fühle täglich mehr, daß meine Kräfte abnehmen, und da ich weiß, daß Du jetzt ein gesetzter und braver Bursche, ein wahrer Mann geworden bist, so würde es mir eine große Freude machen, wenn ich Dich vor meinem Hingang gut verheirathet sähe. Ich möchte so gerne außer Rosa noch eine Tochter um mich haben, da jene uns wahrscheinlich bald verlassen wird."

Der Kapitän wußte im Vertrauen von Mannerstedts Verbindung mit Rosa, und verstand deßhalb die Andeutung des Onkels; offenherzig erwiederte er: „Auch ich, bester Onkel, habe viel über diese Sache nachgedacht, und mir in meinem Herzen schon ein Mädchen ausersehen, das, wie ich hoffe, diesen Platz ausfüllen kann, und mit dem ich glücklich werden dürfte, wenn sie mich liebt; aber das weiß ich noch nicht, und wage es kaum zu glauben."

„Nun, wer sollte denn das seyn?" fragte der Professor in freudiger Verwunderung. „Dießmal hast Du es verstanden, Dein Geheimniß zu bewahren. Ich habe nicht die geringste Ahnung davon, wen Du meinen kannst, bin jedoch neugierig, es zu vernehmen."

„Meine Auserwählte," erwiederte Ferdinand, „ist die schöne Tochter des Kronvogtes, Ahlmark, Karoline."

„Aha! ich konnte mir wohl denken, daß es etwas Neues seyn würde," lächelte der Professor. „Die Mädchen in H — sind zu altmodisch, Du hast sie zu lange gesehen. Der Kronvogt Ahlmark ist ja erst in die Gegend gekommen; nicht?"

„Vor einem halben Jahre. Ich war schon vorher näher mit seinem Sohne, dem Lieutenant Ahlmark bekannt, und seitdem sind wir noch vertrauter geworden. Der Herr Onkel wird jetzt leicht begreifen, woher sich meine Liebe zur Jagd schrieb, über die sich der Onkel so sehr verwundert hat, da ich mich vorher nie sonderlich damit befaßt hatte. Bei diesen Fahrten und unter diesem Vorwand kam ich oft nach Brantingsfors, wo ich immer wohl aufgenommen wurde, und mit jedem Besuche fühlte ich es immer wärmer unter der linken Brusttasche."

„Hm!" sagte der Professor; „ich möchte das Mädchen sehen, ehe ich meine Meinung über die Sache ausspreche. Wir müssen es auf irgend eine Art anstellen, daß ich sie hieher bekomme."

„Nichts ist leichter," meinte Ferdinand. „Wir müssen mit Rosa rathschlagen; sie ist mit Karolinen bekannt, und kann sie sehr wohl leiden. Wir werden die Sache bald im Reinen haben." Im Augenblick war der Kapitän über der Straße und im Hause des Kommerzienraths, von wo er in einigen Minuten in Gesellschaft Rosa's zurückkam. Jetzt begann eine ordentliche Berathung über die passendste Art, wie man Fräulein Ahlmark im Hause des Professors einführen sollte. Bis künftige Weihnachten gab es reiche Aussichten für diesen Wunsch, und der Ball am zweiten Festtage wurde zugleich zur Feier der Vorstellung ausersehen. Dabei sollte

es folgendermaßen zugehen: Rosa sollte Karoline von Seite ihrer Eltern einladen, während der Zeit ihres Aufenthalts in der Stadt, in ihrem Hause zu wohnen. Wenn sich Rosa zum Balle oder zu irgend einem andern Vergnügen angezogen hatte, pflegte sie immer zuerst zum Professor hinüber zu gehen, um sich zu zeigen und Abschied zu nehmen. Natürlich würde sie auch dießmal dasselbe thun, und dabei Karoline Ahlmark bitten, sie zu begleiten, was diese wahrscheinlich nicht abschlug, wenn sie ein zärtlicheres Gefühl für Ferdinand hegte.

Gesagt, gethan. Der zweite Festtag kam, und mit ihm Fräulein Ahlmark wohl eingepackt in die Schlittendecke, mit Ferdinand als Führer und ihrem Bruder als Beschützer. Die Gesellschaft stieg bei dem Kommerzienrath ab, wo ein guter, warmer Kaffee sie erwartete. Bald darauf gingen die jungen Mädchen auf Rosa's Zimmer, um über den Anzug Rath zu halten, und als Alles fertig war, und der Spiegel die reizenden Bilder im vollen Glanze ihrer geschmackvollen Balltrachten zurückwarf, sagte Rosa einfach und unschuldig:

„Weißt Du, liebe Karoline, daß ich gewohnt bin, nie zu einem Vergnügen zu gehen, ohne zuvor bei meinem alten lieben Freund, dem Professor Ling, gewesen zu seyn? Willst Du nicht mit mir gehen, es ist gleich hier neben an?“

„Ach nein, meine Beste! das geht gewiß nicht!“ antwortete Karoline erröthend, schien jedoch nicht ungerne zu hören, daß Rosa sie zu überreden suchte. Rosa, wohlbewandert in diesen Mysterien, spielte so glücklich die Rolle des liebenswürdigen Eigensinns, daß Karoline endlich nachgab; und in ihre Mäntel gehüllt eilten sie über die Straße.

Der Professor hatte es so veranstaltet, daß er allein war, wenn sie anlangten, daß sich aber Ferdinand eine Weile später einstellen sollte. Im Saale legten die

geschmückten Mädchen ihre Oberkleider ab, und Rosa öffnete die Thüre zu dem gelben Zimmer, das ungewöhnlich erleuchtet war, und wo der Professor in einer Sophaecke saß und wartete.

„Guten Abend, bester Onkel," sagte Rosa, „erlaube mir Dir eine gute Freundin vorzustellen, Karoline Ahlmark; ich habe sie mit mir genommen, weil ich weiß, daß der Onkel an schönen Mädchen Gefallen hat."

Schüchtern und zitternd, zugleich aber mit einer gewissen Ahnung, daß dieß nicht von einer reinen Zufälligkeit herrühre, nahte sich die reizende Karoline. Ein weißes Kleid umschloß in reichen Falten ihre üppigen Formen, und über die blendenden Schultern war leicht und anmuthig ein langer Shawl von hellblauer Florseide geworfen. Das Haar von glänzender Schwärze war glatt gekämmt und ohne weitere Zierde als eine weiße Rose, in einen Immortellenkranz verflochten.

Die einfache schmucklose Tracht behagte unserem guten Professor sehr, und noch mehr that dieß die holde liebliche Gestalt, die sich tief über seine Hand herabbeugte, um sie zu küssen.

„Willkommen, Karoline," sagte der Professor freundlich, und küßte das Mädchen auf die hohe schöne Stirne.

Karoline erröthete tief. Sie konnte sich die große Rührung nicht erklären, die sie bei dieser freundlichen und vertraulichen Begrüßung des Greisen empfand. Rosa brachte jedoch bald mit ihrem gewöhnlichen Takte das Gemüth des verwirrten Mädchens in das nöthige Gleichgewicht. Man setzte sich, und jetzt kam der Kapitän im Ballstaat und von Lebenslust und frohem Muthe strahlend.

Die Augen des Professors waren bei Ferdinands leichter Begrüßung auf Karoline geheftet, und zufrieden blinzelte er Rosa zu, wie wenn er sagen wollte: „Alles hat seine Richtigkeit. Die Sache macht sich!"

Doch die Ballstunde war da; die jungen Leute stunden auf. Beim Abschied sagte der Professor: „Besucht mich morgen früh, meine jungen Damen; ich lade Euch zum Frühstück ein.“

Mit Vergnügen versprachen die Mädchen sich einzufinden, verneigten sich noch einmal, hüllten mit Ferdinands Hülfe die Mäntel um die leichten reizenden Gestalten, und fuhren so zu dem großen Balle auf dem Rathhaus.

Am folgenden Morgen etwas früher als sich die jungen Damen zum Frühstück des Professors Ling begeben sollten, kam Ferdinand, um nachzufragen, wie sie sich nach dem Balle befänden. Da Rosa merkte, daß der Kapitän damit noch einen andern Zweck verband, entfernte sie sich unter einem schicklichen Vorwande; und da Ferdinand diese Gelegenheit benützen wollte, setzte er Karolinen von seinen Gefühlen in Kenntniß, bat um ihre Gegenliebe, und erhielt ihr züchtiges Jawort.

Jetzt konnte man mit Grund sagen, daß das Frühstück des alten Ling ein wahres Festmahl wurde, da der alte schlaue Professor wohl begriff, wie weit die Sache seit gestern gediehen war. Er war jedoch zu behutsam, um dieß merken zu lassen, ehe Ferdinand in gewöhnlicher Ordnung sich an die Eltern gewendet, und um die Hand des Mädchens angehalten hätte. Aber sobald Karoline abgereist war, sprach er zu seinem Neffen: „Jetzt, mein Junge, mußt Du Dich auf den Weg machen, und zwar auf eine anständige Art, wie es sich für einen braven Kerl geziemt, wenn er freien und sich verheirathen will. Du bist jetzt schuldenfrei, hast Deine Gage, ohne daß Andere Dein Einkommen theilen, und dazu meine väterliche Einwilligung zu dieser Verbindung; denn Karoline ist, so weit ich beurtheilen kann, ein gutes, anspruchloses und liebenswürdiges Mädchen, das am besten von all denen, die in Vorschlag waren, für Dich passen wird.

Ihr sollt hier bei mir wohnen, bis ich sterbe. Dann mögt Ihr höher bauen, wenn Euch das Haus nicht groß genug scheint, aber bis dahin muß es bleiben, wie es ist. Nun, nun! es ist schon noch Zeit, weiter darüber nachzudenken; wir wollen uns jetzt an das machen, was zunächst vorliegt; und um Deinem Antrag einen größern Nachdruck zu geben, will ich einige Zeilen an Ahlmark schreiben."

Am andern Vormittag reiste der Kapitän mit des Professors Brief in der Tasche nach Brantingfors ab, bat mit einem wichtigen Lächeln den Herrn Kronvogt um eine Unterredung unter vier Augen, und trug, als man auf das Zimmer desselben gekommen war, sein Anliegen mit all der Gewandtheit vor, die man von einem Manne erwarten konnte, der so geübt in Freiersgeschäften war. Er schloß mit der Uebergabe des Briefs, was in den Augen eines künftigen Schwiegervaters ein höchst empfehlender Umstand war. Auch fiel seine Antwort so günstig aus, als man nur wünschen konnte, und Ahlmark ließ auf das Freundschaftlichste und Verbindlichste dem Professor seinen Gruß bringen mit der herzlichen Versicherung, daß er sowohl für sich selbst als für seine Tochter höchst geschmeichelt und geehrt durch diesen Antrag sey.

Als dieser Punkt im Reinen war, wurde die Mamma und die Braut gerufen. Die jungen Leute küßten sich, die Eltern hielten Reden und nie ging eine Verlobung auf eine ordentlichere und weniger romantische Art vor sich.

Erst spät am Abend kehrte der Kapitän in die Stadt und zu seinem alten, väterlichen Freunde zurück, der ihn gerührt in die Arme schloß, und das feierliche Versprechen gab, daß wenn er bis Johannis lebte, er an diesem seinem Lieblingsfeste Ferdinands und Carolinens, Mannerstedts und Rosa's Hochzeit zugleich feiern würde.

Während der Weihnachten hielt sich Karoline nach dem Wunsche des Professors im Hause des Kommerzienraths auf; und während der täglichen Besuche, die sie während dieser Zeit theils mit Rosa, theils allein bei ihm machte, lernte er Karolinen immer mehr lieben und schätzen. Diese bemühte sich auch ihrerseits auf das höchste, dem alten Manne zu gefallen und jeden seiner Wünsche zu errathen.

Die nach der Ansicht des Professors so wichtige Kunst, Thee zu bereiten, erlernte sie bald bis zur Vollkommenheit, und oft sagte der Greis scherzend, daß sie darin Rosa, ja sogar Hilda übertreffe. Diese letztere und bisweilen auch ihre Eltern machten oft den Gegenstand des Gespräches in dem kleinen Kreise aus, und alle Briefe, die von Hilda anlangten, athmeten nur Freude und Seligkeit.

Ferdinand hatte gleich nach seiner Verlobung mit Karoline Ahlmark einen langen und freundschaftlichen Brief an Hilda geschrieben, und sie darin gebeten, ihm wie Rosa eine holde Schwester und gute Freundin zu seyn, und ihm zur Bekräftigung dessen die Versicherung zu geben, daß er ihr wieder als Verwandter und Freund theuer sey.

Karoline schrieb einige Zeilen in eine Nachschrift, und Hildas herzliche Antwort auf diesen Brief drückte die wärmste Theilnahme an ihrem Glück und die freundliche Versicherung aus, daß jetzt aller alte Groll vergessen sey, da sie ja beide zu glücklich wären, um sich an etwas anderes erinnern zu können, als an die reine Freundschaft ihrer Kindheit.

Doch wir vergessen während unserer langen Abschweifung, daß unser alter, ehrlicher Professor Ling noch auf der Treppe steht. Es ist Zeit, ihn mit allen Ehren in den Saal der Familie Widen zu geleiten.

23.

Die längst erwartete Werbung.

Der Kommerzienrath war jetzt durch geschickte und glückliche Spekulationen wieder ein ziemlich wohlhabender Mann geworden, der, wenn er auch den Kopf nicht ganz so hoch trug, wie in früheren Tagen, es doch hinlänglich that, um zu erkennen zu geben, daß er sich wieder auf festem Boden fühlte. Das Kapital, welches ihm der Professor vorgeschossen hatte, war längst heimbezahlt. Und auch die meisten seiner alten Gläubiger hatten vollen Ersatz erhalten. Der Handel war blühend und sein Kredit offen; dessen ungeachtet vergaß weder der Kommerzienrath noch seine Frau, die jetzt wieder ihre kleinen Gesellschaftskreise hatte, wo sie das Wort führte, daß sie ihrem zuverlässigen Freunde, dem guten Professor, innige Dankbarkeit schuldig waren. Und somit standen sie mit ihm stets auf dem freundschaftlichsten Fuße. Die Hoffnung, daß der Professor um Rosa werben würde, gab man jedoch auf, da man nie etwas davon verspürte; doch blieb Rosa's Widerwillen gegen eine eheliche Verbindung, da sie auch während des letzten Jahres ein vortheilhaftes Anerbieten erhalten hatte, noch immer unerklärlich.

Als der Professor an diesem Nachmittage eintrat, fand er den Kommerzienrath mit seiner Familie beim Kaffee. Mit allen Zeichen der Achtung und Freude wurde der theuere, seltene Gast begrüßt; aber Rosa, die einen Wink von dem Zweck des Besuches erhalten hatte, nahm ihre Zuflucht zu einem entlegenen Zimmer, wo der letzte, von inniger Liebe volle Brief ihres Geliebten sie über die lange, angstvolle Stunde tröstete, die sie hier einsam und in der Erwartung eines Rufes von Papa, zubringen mußte.

Nachdem der Professor den Kaffee mit der Familie

getrunken, und die Kommerzienräthin ihm einen großen Lehnstuhl hingesetzt und all die kleinen Bequemlichkeiten, die sie ersinnen konnte, um ihn her gepflanzt hatte, setzte sie sich neben ihn und fragte ihn zum drittenmal nach seiner Gesundheit.

„Nun," sprach der Professor, dem sie jetzt einmal Zeit zur Antwort ließ; „meine Gesundheit ist nicht so übel; aber die Kräfte, die Kräfte nehmen immer mehr ab, und überzeugen mich täglich, daß man sich in einem Alter von sieben und siebenzig Jahren nicht mehr sehr darauf verlassen kann. Kurz, sie erinnern mich an meinen baldigen Hingang, und damit verknüpft sich der Gedanke, so weit es in meiner Macht steht, das Glück derer zu begründen, die ich während meines Lebens geliebt habe, und die meinem Herzen zunächst standen."

„Möchte diese Zeit noch weit entfernt seyn, mein würdiger Freund," entgegnete der Kommerzienrath nicht ohne wirkliche Rührung, „und möchten wir alle den Herrn Bruder noch lange unter uns sehen! Ich weiß, daß Niemand einen andern Wunsch hegt."

„Ach nein!" seufzte die Kommerzienräthin, höchst gerührt bei der Vorstellung, daß der alte Ehrenmann jetzt das Glück derer begründen wolle, die seinem Herzen zunächst gestanden waren, „ach nein! Niemand kann einen andern Gedanken haben, Herr Professor! denn diese väterliche Güte und Milde hat mit den starken Banden der Dankbarkeit die Herzen derer an Sie gefesselt, die Ihrem Edelmuthe alles zu danken haben."

„Nicht so, meine liebe Frau!" erwiederte der Professor, etwas verwirrt über so viel Herzlichkeit von Seiten der Kommerzienräthin. „Was die Herrschaften betrifft, so ist die kleine Beihülfe, die ich Ihnen gewähren konnte, längst abgemacht. Ich dachte hauptsächlich an Rosa, die ich liebe, wie wenn sie meine eigene Tochter wäre; und nun ohne Umschweif zu reden, es ist ihretwegen, daß ich heute hieher kam."

Jetzt erwachte der alte Argwohn einer Heirath auf's Neue und mit verdoppelter Stärke bei der Kommerzienräthin. — „Ach die edle Seele!“ dachte sie, „er hat sich nicht früher mit ihr verbinden wollen, als auf dem Todenbette; aber dann sollte es geschehen, um sie gesetzlich zur Erbin einsetzen zu können.“ — Bei dieser Probe von Edelmuth und feinem Zartgefühl fing sie an zu weinen, und antwortete demzufolge: „Ach, bester Herr Professor! wie glücklich macht mich nicht dieser Gedanke, den ich längst gekannt und zu schätzen gewußt habe! Aber warum können wir nicht hoffen, daß uns unser alter, theurer Freund noch lange seine Gegenwart schenken wird.“

„Was hat denn die Frau Kommerzienräthin schon längst gekannt und zu schätzen gewußt?“ fragte der Professor mit einem Lächeln, ganz dem ähnlich, welches ehemals über seine Lippen schwebte, und das die gute Frau ganz und gar aus dem Konzept brachte.

„Ich? — ach, ja! was ich gekannt und zu schätzen gewußt habe? Welche Frage, lieber Professor Ling! Es ist natürlicherweise das Wohlwollen unseres theueren und geachteten Freundes für Rosa, was ich meine.“

„Ja, das glaube ich gerne; aber ich fürchte, Madame Widen hat sich etwas über den Grund dieses Wohlwollens getäuscht. Doch Mißgriffe gehören zur täglichen Ordnung des Lebens, wir wollen das bei Seite lassen.“ Und dabei verzog der Professor recht herzlich den Mund zum Lachen. Etwas Würdiges, etwas, das bewies, daß es jetzt Ernst werden würde, lag dagegen in seinem Tone, als er auf's Neue begann: „Die Herrschaften dürften sich erinnern, daß, als ich den Vorschlag machte, dem Bruder Widen wieder zu Kredit und Auskommen zu verhelfen, ich zugleich erwähnte, daß Rosa wahrscheinlich deßhalb Garbens Antrag abwies, weil ihr Herz schon seine Wahl getroffen habe?“

„Ach ja, ja!“ nahm die Kommerzienräthin heftig

das Wort, „daran habe ich seit zwei Jahren beständig gedacht. Sollte die Stunde jetzt da seyn, wo dieses Räthsel enthüllt wird?"

„Ja!" antwortete der Professor, „diese Stunde ist wirklich da, und der, dem Rosa's Gefühle längst und einzig gewidmet waren, bittet jetzt durch mich die gütigen Eltern um ihre Hand."

„Und wer in Gottes Namen ist es denn?" tönte es zugleich von den Lippen des Kommerzienraths und seiner Frau.

Langsam und mit Gewicht in seinem Tone sprach der Professor: „Dieser junge Mann, der Ihr Sohn zu heißen wünscht, der mit der wärmsten kindlichen Liebe und Achtung an den Eltern seiner Rosa hangen wird, und ihrer so vollkommen würdig ist, daß ich, wenn sie meine eigene Tochter wäre, ihn unter Hunderten, ja unter Allen wählen würde, dieser Eine ist der Magister der Philosophie und Rektor an der Schule in B —, Herr Franz Mannerstedt."

Der Kommerzienrath saß stumm, die Frau sprach nur mit etwas schleppendem Tone: „Ma — Ma — Mannerstedt!"

„Der arme Kandidat in der Dachkammer!" rief der Kommerzienrath, allmählig von seinem Erstaunen zurückkommend. „Der Herr Bruder beliebt zu scherzen?"

„Scherzen?" versetzte der Professor mit finsterem Blick. „Ich scherze jetzt eben so wenig, als ich damals scherzte, wo ich den Herrn Bruder mit meinem ersten Vorschlage besuchte. Was ich sage, das sage ich, und dabei bleibe ich, und Franz Mannerstedt, nicht der arme Kandidat in der Dachkammer, sondern der junge Rektor in B—, der ein einträgliches Amt hat, das ihm mit der Zeit ein Pastorat verschafft, ist am würdigsten, Rosa zu bekommen. Ueberdies erhält er von mir eine Aussteuer, die ihn in den Stand setzt, sein Haus zu einer sehr angenehmen Stätte für seine junge Frau einzurichten."

Der Kommerzienrath schwieg; der alte, schlummernde, aber nicht vergessene Stolz begann auf's Neue seine Stimme in ihm zu erheben; aber seine Lippen blieben verschlossen, bis er den Ausspruch seines Weibes in dieser sonderbaren Angelegenheit gehört hatte.

Mannerstedt war immer der Günstling der Kommerzienräthin gewesen, und der Gedanke, den liebenswürdigen, bescheidenen und artigen Jüngling wieder zu sehen und ihn Sohn nennen zu dürfen, erfüllte sie mit wahrer Freude, um so mehr, als sie hörte, daß der junge Rektor seiner Frau ein anständiges Auskommen bieten könne, und überdies eine Aussteuer von seinem alten Freunde zu erwarten habe. Die Sache hatte somit nicht die geringste Bedenklichkeit vor ihren Augen; und von dem abgebrochenen Ausrufe: „Ma — Ma — Mannerstedt!" ging sie in die herzlichen Worte über: „Was? er, der liebe Junge, mein eigentlicher Liebling, den ich mit wahrer Mutterliebe beschützte? Ja, mein bester Professor Ling, mit großer Freude werde ich ihn als Sohn empfangen. Ei was für ein schönes Paar wird er und Rosa geben! Aber Herrgott, daß ich davon nichts gewußt, nicht daran gedacht oder davon geträumt habe; ich, die doch sonst so scharfsinnig in der Deutung solcher Dinge bin! Aber Widen, mein Alter, wie ist's mit Dir? Du siehst so mißmuthig drein, ich will nicht hoffen, daß Dir diese Wahl nicht behagt. Ei du meine Güte! hätte ich mir das nur träumen lassen!"

Der Kommerzienrath fand allerdings seiner Ansicht nach die Partie zu gering für ein Mädchen von Rosa's Talenten, Schönheit und Reiz; aber zugleich sah er augenblicklich ein, daß es zu nichts führen würde, hier Einwendungen zu machen, wo der Professor und sein Weib seine Gegner waren, und Rosa's bittende Blicke, die ohne Zweifel nicht ausbleiben würden, als Bundesgenossen halfen. Besonders aber ergab er sich deßhalb darein, weil

die Freundschaft des Professors, dieser hohe Preis, leicht dabei verloren gehen konnte. Seine Antwort war deßhalb sehr verbindlich: „Was Bruder Ling für Rosa's Zukunft beschließt, oder, wie es scheint, schon beschlossen hat, besitzt meinen vollkommenen Beifall, obwohl mir freilich, ich kann es nicht läugnen, Mannerstedts Bild noch immer in dem knappen, schwarzen Fracke und mit der Geige unterm Kinn am Notenständer stehend, vorschwebt. Doch ich zweifle nicht," setzte er schnell hinzu, als er einen Blick auf die gerunzelten Augbraunen des Professors warf, „ich zweifle durchaus nicht, daß, seitdem er die Gradirung und Priesterweihe erhalten hat und in einem Amte sitzt, sein Aeußeres in der einen, wie in der andern Hinsicht jedem Andern entspricht, denn unläugbar war unser kleiner Dachstubenkandidat ein sehr hübscher Jüngling. Doch wo ist Rosa? Wir müssen sie herbeiholen, um zu sehen, wie sie der neue Brautstand kleidet."

Mit diesen Worten ging der Kommerzienrath selbst nach dem Zimmer seiner Tochter, und führte die überglückliche Rosa zum Professor hin, indem er sagte: „Nun, so sag' uns jetzt, mein Kind, ob sich die Sache wirklich so verhält, wie Dein alter Freund behauptet? hast Du wirklich schon seit mehreren Jahren den armen Musiklehrer geliebt, und ist es der höchste Wunsch Deines Herzens, Pfarrerin in der kleinen Stadt B — zu werden?"

„Ja, das weiß Gott, mein geliebter Vater! ich kenne keinen höheren," antwortete Rosa klar und deutlich, indem sie sich über seine Hand beugte und sie an ihre Lippen führte: „Nein, keinen höheren Wunsch," setzte sie noch einmal hinzu, „als den, Mannerstedts Loos theilen zu dürfen, mag es nun aus hellen oder düsteren Tagen bestehen; denn mein Herz hat ihm gehört von dem Augenblick an, wo er als Bittender auf der Schwelle meines Vaters stand. Ja, seither habe ich ihn geliebt, und mein Leben ist mit dem seinigen innig verkettet."

„Nun, mein Schatz," sprach der Kommerzienrath lachend und wandte sich zu seiner Frau, „komm' jetzt her, und sag' mir noch einmal, daß sich Rosa nicht auf die Liebe verstehe. Aber, mein Mädchen, antworte mir noch auf Eine Frage: wenn Du Mannerstedt schon so lange Zeit liebtest, warum gabst Du denn dem Kapitän Dein freiwilliges Jawort, als er um Dich warb?"

„Darum, bester Vater, weil ich es damals für die undenkbarste Sache hielt, daß ich je mit dem vereinigt werden könnte, dessen Bild in meinem Herzen wohnte; und ich gab deßhalb Ferdinand mein Versprechen, weil es mir gleichgültig war, wer es erhielt, wenn es nur ein Ehrenmann war."

„Nun aber, wenn Du so nachgiebig dachtest, liebe Rosa, warum nahmst Du das Anerbieten des Großhändlers Garben nicht aus demselben Grunde an."

„Ach, bester Papa, die Dinge hatten sich mit der Zeit ganz anders gestaltet. Unsere damalige Armuth machte mich mit dem Gedanken vertraut, daß ich möglicherweise meine geheimen Wünsche verwirklicht sehen könnte. Und als Mannerstedt am Abend des ersten Februars 1828 kam, um Abschied zu nehmen, und weder Papa noch Mamma mit ihm sprechen konnten, damals, o was soll ich weiter sagen! damals fanden unsere Gefühle Worte, und er erhielt das Versprechen meiner Treue."

„Was sagst Du, Mädchen?" brach die Kommerzienräthin los, außer Stand, länger zu schweigen, so gerne sie auch weiter gehört hätte. „Nach dieser Berechnung warst Du ja schon mehr als zwei Jahre mit Mannerstedt verlobt, und das ohne Deiner Eltern Wissen und Willen! Herr Gott, wie undankbar doch die Kinder sind! Du, die eine so zärtliche und gütige Mutter hatte, konntest ihr Dein Vertrauen entziehen! Nein, Rosa, das hätt' ich nie geglaubt; ich meinte einigen Grund zu haben, um von Dir mehr Offenheit und Liebe erwarten zu dürfen."

Doch die Mamma konnte jetzt nicht weiter sprechen; Rosa lag an ihrer Brust und bat sie schmeichelnd um Verzeihung. „Liebe, gute Mamma! wie viel Kummer hatte Mamma nicht zu dieser Zeit! Würde es nicht ein neuer für sie geworden seyn, wenn sie erfahren hätte, daß ich mein Herz und meine Hand einem armen Jüngling mit so geringen Aussichten wie Mannerstedt verlobt hätte? Und wahrscheinlich würde er auch die Stelle noch nicht erhalten haben, die er jetzt einnimmt, wenn er nicht von unserem beiderseitigen, edlen und väterlichen Freunde, dem Professor Ling, und einem alten Bekannten unterstützt worden wäre, den mein Mannerstedt in seiner Geburtsstadt B— besitzt."

„Aha! also der Professor ist Dein Vertrauter gewesen?" sagte die Kommerzienräthin, und sah mit einem schalkhaften Lächeln auf den alten Mann, der mit einigem Vergnügen seine Arbeit vollendet sah.

„Ja, das war ich, meine beste Frau," sprach er in froher Rührung. „Ich muß es bekennen, die jungen Leute suchten ihre Zuflucht bei dem alten Ling, und ich faßte sie unter die Arme, um den Schwingen etwas mehr Festigkeit zu geben, mit denen die Liebe sie in weite Räume hinaustrug. Jetzt ist mein Werk baldvollends geendet, und mein letzter Wunsch nächst dem für die irdische Glückseligkeit meiner Schützlinge ist der, an einem Tag eine doppelte Hochzeit zu machen. Ja, Mannerstedt und Rosa, Ferdinand und Karoline, sollen ohne alle überflüssigen Ceremonien in meinem Saale getraut werden; denn meiner Ansicht nach feiert man solche Festlichkeiten am besten so still als möglich."

„Aber um Gotteswillen, mein lieber Professor!" fiel die Kommerzienräthin erstaunt ein, „wozu denn jetzt schon von der Hochzeit sprechen? Wir haben ja noch nicht einmal eine ordentliche Verlobung gehabt, und den Bräutigam noch nicht gesehen!"

„Was das erstere betrifft," sprach der alte Ling, „so meine ich, eine Verlobung, die zwei und ein halb Jahr gedauert hat, mag ordentlich genug seyn, und als Antwort auf den zweiten Einwurf muß ich bemerken, daß wir den Rektor am Tage vor Pfingsten hier haben werden. Die Ringe habe ich bestellt, und die können sie ohne weiteres Wesen wechseln, während wir Alten dabei ein Glas von meinem Rheinwein auf ihr Wohlergehen leeren. Dann ist meine Meinung, daß wir ohne weiteres Zögern das Aufgebot ergehen lassen, und an Johannis Hochzeit halten. Ueber das Letztere hat jedoch Mannerstedt noch keine Gewißheit, sondern nur eine entfernte Hoffnung. Aber die Sache hat um so weniger Schwierigkeiten, als ich schon lange mit einem alten Freund seiner Eltern und mit ihm selbst Briefe darüber gewechselt habe; und dieser Ehrenmann, der Rathsherr Sifver, hat mir versprochen, während Mannerstedts Abwesenheit alles vollends herrichten zu lassen, was noch zum Empfange des jungen Paares fehlen könnte. Und sollte eines oder das andere der jungen Frau nicht ganz gerecht seyn, so wird sie ihre kleine Kasse unter die Hand bekommen, womit den etwaigen Mängeln abgeholfen werden kann. Der Rathsherr Sifver hat überdieß Mannerstedt einen noch größeren Dienst geleistet. Er hat ihm sechs Wochen Urlaub verschafft, was er nicht eher erfährt, als bis er hieher kommt, und außerdem wirkte er ihm noch eine zweite Vergünstigung aus, die nicht zu verachten ist: er hat nämlich Hoffuung, eine Frage durchzusetzen, die schon längst unentschieden geruht hat, nämlich eine Erhöhung des Rektorgehaltes."

Der gute Professor wollte alle seine Neuigkeiten auf einmal auftischen, um dadurch der Kommerzienräthin jede Lust zum Widerstand zu benehmen. Und er erreichte auch diesen Endzweck, denn Madame Widen war, wie wir wissen, höchst erkenntlich; und als sie jetzt, so schnell es

ihr beinahe schwindelnder Kopf erlaubte, den Sprüngen in der freundlichen Erzählung des Professors folgte, war sie am Ende so erfreut über alles und so müde, weiter zu gehen, daß sie ganz zufrieden ausrief: „So mag es denn in Gottes Namen seyn, wie unser edler Freund es ausgedacht hat! Seine Bemühungen für Rosa waren so viele und so große, daß er das Recht verdient hat, die Feierlichkeiten nach seinem Geschmack anzuordnen. Widen, mein bester Mann, ich bin überzeugt, daß Du hierin ganz meiner Meinung bist?"

„Durchaus, liebe Brigitte Marie," erwiederte der Kommerzienrath, der es sehr zufrieden war, die Sache so ganz abgemacht zu sehen, da sie ja nun einmal auf alle Fälle durchgehen mußte. „Ich bin's zufrieden, und wir beide vereinigen unseren herzlichen Dank gegen Bruder Ling für all die Mühe und Sorge, die er um das Wohl unseres Hauses gehabt hat."

Der Professor empfing die dargebotene Hand, und obschon er recht wohl sah, daß der alte Hochmuthsteufel noch immer im Kommerzienrath steckte, so nahm er doch alles für baare Münze und that, als merke er es nicht, daß die Herzlichkeit etwas kalt und erkünstelt war. Auf Seiten der Frau Mamma fand er sie jedoch etwas natürlicher, und deßhalb erhielt Madame Widen den ersten Handdruck während ihrer langen Bekanntschaft.

Rosa's Gefühle konnten sich erst gegen Abend recht Luft machen, wo sie ihren alten theuren Freund nach Hause begleitete. Als sie nun auf dem wohlbekannten Sopha in dem kleinen gelben Zimmer bei einander saßen, da fühlte sie ihr Herz leichter und mit der tiefsten Rührung dankte sie ihm für seine unendlich reiche Liebe, die sich während dieser Jahre so oft erprobt und ihr endlich die höchste Seligkeit des Lebens zugeführt hatte.

„Es war hohe Zeit, mein Kind," erwiederte der Professor, indem er von der ungewöhnlichen und langen

Anstrengung ermattet gegen die Rücklehne des Sopha's zurückfiel. „Der alte Ling wird bald zur Ruhe gehen, das fühlt er an sich; aber Du wirst Dich bisweilen des Greisen erinnern, nicht wahr, mein Mädchen, und ihm einen Seufzer weihen, als den einzigen kleinen Dorn unter den frischen Rosen Deines Lebens? Doch auch dieses Schmerzgefühl wird allmählig seine Bitterkeit verlieren, und sich in eine stille Sehnsucht nach Vollkommenheit verwandeln. Doch dieses Ziel können wir hienieden nicht erreichen. Vollkommenheit gibt es erst über den Sternen."

Von stillen heiligen Empfindungen erfüllt, beugte Rosa ihre Kniee, und legte die magere, knochigte Hand des Alten über ihr thränenvolles Auge. — „O, mein Vater," seufzte sie tief, „das Gemälde dieser Zeit zerreißt mein Herz, und meine Seele füllt sich mit Kummer bei der Vorstellung, daß es nur Karolinen vergönnt seyn wird, diese geliebten Augen zu schließen, die ich gerne für die lange Ruhe zugeküßt hätte."

„Ich hoffe, meine Rosa," sagte der Professor mit einem sanften Lächeln, während er mit der Hand ihre von Schmerz und Unruhe blasse Wange streichelte, „ich hoffe mit Gottes Hülfe, Du wirst diesen kleinen Neid nicht mit Dir nehmen müssen. Das glaub' ich und hoff' ich!"

„O nein, nein!" unterbrach ihn Rosa laut weinend. „Sprechen Sie nicht weiter; tausendmal lieber will ich alle meine süßen Tochterpflichten an Karolinen abtreten. Ich weiß ja, daß sie sie wohl erfüllen wird."

„Ja, meine Liebe, das glaub' ich auch; aber ich würde dann doch am liebsten euch Beide, ja alle Viere bei mir sehen. Ich möchte sogar wünschen, daß mein Bruder und seine Familie, vor allem Hilda, hier wäre. Es war ein braves Mädchen, und siehst Du, Rosa, wenn man fühlt, daß es mit Einem zu Ende geht, wenn man

sich auf die lange wichtige Fahrt reisefertig machen muß, dann vergißt sich alle Bitterheit, jeder kleinliche Verdruß und die unseligen Bestandtheile des Erdenlebens. Man möchte so gerne verzeihen, und selbst Verzeihung gewinnen; man fühlt eine Sehnsucht in sich, sie alle an's Herz zu drücken, mit denen man durch die Bande der Verwandtschaft und Freundschaft verbunden ist. Doch wir müssen uns mit dem bloßen Gedanken begnügen, da es nicht anders geschehen kann."

Nach einer kleinen Pause fing der Professor wieder an: „Ich habe jedoch einen Brief an meinen Bruder und einen zweiten an Hilda geschrieben, die Ihr unter meinen Papieren finden werdet. Diese sollt Ihr ihnen mit dem Trauerbriefe schicken, der sie von meinem Hingange unterrichtet. Ich habe auch an Hilda gedacht. Sie und Du, mein Kind, haben eine gleich große Gabe erhalten, und mit Ausnahme einer besondern kleinen Freundesgabe an Mannerstedt und einer ähnlichen an meinen armen Bruder, gehört der Rest Ferdinand; und ich hoffe mit Gottes Hülfe, daß ihr alle mit meinen Anordnungen zufrieden seyn werdet."

Rosa konnte nichts erwiedern. Die bittern Gedanken, die sie bei der Vorstellung von dem Hingange des geliebten Greisen erfüllten, drangen zu tief in ihre Seele und fanden keine Worte; sie konnte nur leise schluchzen.

„Jetzt mußt Du nach Hause, mein Mädchen," sprach der Professor, der mit inniger Theilnahme ihren Schmerz sah, ohne ihn lindern zu können. „Ich bedarf der Ruhe, und Du mußt Dich auch hinlegen und von Deinem Bräutigam träumen."

Rosa stand auf, drückte noch einen Kuß auf die väterliche Hand, und ging dann, um Madame Brun zu rufen.

Am folgenden Morgen, als Rosa ihren treuen Freund besuchte, fand sie Ferdinand in der höchsten Unruhe und Sorge neben dem Ruhebette sitzen, auf dem der Professor

lag. Dieser klagte über kein eigentliches Uebel; aber er war matter und kraftloser als gewöhnlich, und jedesmal, wenn sich Rosa einfand, sah sie, daß er immer mehr abgenommen hatte. Er war jedoch noch wenigstens den halben Tag über auf, und der Gedanke an Mannerstedts Ankunft, die bald erfolgen sollte, erfüllte ihn mit Freude und die damit verknüpften Umstände beschäftigten und spannten zugleich die seit Kurzem für immer gebrochenen Kräfte.

23.

Das Wiedersehen.

Einige Tage vor Pfingsten reiste Mannerstedt von B— ab. Es wäre vergebliche Mühe, seine Gefühle dollmetschen zu wollen, sie können nur von denen begriffen werden, die nach einer langen und mühsamen Pilgerfahrt auf den dornenvollen Straßen der Armuth und Entsagung sich endlich am Ziele einer lang genährten, obwohl entfernten Hoffnung sehen. In diesem Augenblicke, an der Grenze zwischen den Tagen, über deren oft umwölkte und qualvolle Stunden der Schleier der Vergessenheit seine dichten und reichen Falten geworfen hat, und jenen, die wieder von einem strahlenden Morgenroth beleuchtet sind, dessen Glanz, Licht, Frieden und Ruhe bietet, zwischen diesen bedeutungsvollen Wendepunkten steht die Seele wie zwischen zwei Welten. Die Vergangenheit ist das materielle, zur Ruhe gegangene; die Zukunft ist der lebendige Geist, der sich auf den Schwingen des Glaubens zu höheren Sphären erhebt,

Weithin in jene seligen Räume schwebten Mannerstedts Gedanken, während es blitzschnell auf der Straße nach H— dahineilte. Die vergangene Zeit, wo er sich als armer Musiklehrer auf der Schwelle des reichen Kommerzienraths verbeugt hatte, und nachher allmählig in der Gunst gestiegen war, bis er endlich eine Art Hausfreund wurde; alles das lag in einem dunklen Dämmerlichte, und nur der Abend, wo ihm Rosa das Gelöbniß ihrer Liebe und Treue gab, stand wie ein heller und strahlender Stern am Himmel seines Lebens, und leuchtete ihm jetzt freundlich zu dem Orte hin, wo seine Seele während der verflossenen Jahre mit Sehnsucht und Liebe geweilt hatte.

Der Professor hatte mit Fleiß den für Mannerstedts Ankunft festgesetzten Tag verheimlicht, so sehr auch Rosa bat, um ihn zu erfahren. Es war schon Mitternacht vorüber, als Mannerstedt zu Folge der Einladung seines alten Freundes, bei ihm zu wohnen, am Hause des Professors anfuhr. Madame Brun, die auf seine Ankunft vorbereitet war, kam herab und empfing ihn, und auf der Treppe ward er vom Kapitän begrüßt, der ihm im Schlafrock und Pantoffeln entgegensprang und ihn brüderlich an die Brust drückte. Arm in Arm wanderten die beiden jungen Männer in den Saal hinauf.

„Wir müssen uns stille verhalten," flüsterte Ferdinand; „der Onkel ist schwach und eben eingeschlummert. Deßhalb ist es besser, wir gehen auf mein Zimmer und Madame Brun ist so gütig und sorgt dafür, daß wir eine kleine Erfrischung hinauf bekommen." — Hiemit ging der Kapitän voraus und zeigte den Weg, während Mannerstedt leise nachschlich. Als sie in ein elegantes, ja sogar dafür, daß es im Hause des Professors Ling war, beinahe üppiges Zimmer gekommen waren, bot Ferdinand dem erwarteten und theuren Gaste noch einmal die Hand, und sagte herzlich: „Willkommen bester

Herr Rector! Aber hol' mich der Teufel, wenn ich den Herren wieder erkenne," setzte er hinzu, indem er das Licht gegen Mannerstedt hielt, und mit wahrer Ueberraschung sah, wie sich der schöne schlanke Jüngling in einen kraftvollen und herrlichen Mann verwandelt hatte, dessen edle und angenehme Züge in vollkommener Harmonie mit der Würde standen, die seiner ganzen Haltung aufgeprägt war. Die priesterliche Tracht, der kleine Halbkaftan, der sich mit seinen Falten zierlich an einen vortheilhaften Wuchs anschließt, und unsere jungen Geistlichen so wohl kleidet, gab Mannerstedts etwas bleichem Gesichte, das jetzt von einem dunklen und sorgfältig gepflegten Backenbarte beschattet war, einen neuen und eigenen Reiz.

Ferdinand rief noch einmal: „Hol' mich der Teufel, wie sich der Herr zu seinem Vortheil verändert hat!" Mannerstedt lachte und erwiederte: daß er in Beziehung auf den Herrn Kapitän ganz derselben Ansicht sey.

„Nun, es ist aber doch lächerlich," rief Ferdinand mit einem munteren Gelächter, „daß wir wie ein paar Narren hier stehen und einander beklomplimentiren. Ueberlassen wir das unsern Bräuten, die sich doch am Besten auf die Schätzung unseres Werthes verstehen, wenn sie es uns auch nicht anvertrauen."

„Ach, wenn es nur schon Morgen wäre!" seufzte Mannerstedt.

„Geduld!" ermahnte der Kapitän, „einige Stunden müssen wir schon allein todt zu schlagen versuchen. Um damit zu beginnen" — und bei diesen Worten zog er den Propf aus einer schäumenden Champagnerbouteille — „laß uns auf die Gesundheit unserer Mädchen trinken. Doch nein, zuerst den Willkomms- und Brudertoast; denn Herr Kapitän und Herr Rector lautet doch gar zu fremd für uns, die wir ja in meinem alten redlichen

Onkel einen Vater verehren und von ihm Söhne genannt werden."

„Sehr wahr," erwiederte Mannerstedt, der sein Glas nahm und mit Ferdinand anstieß.

„So mein Freund und Bruder," sprach der Kapitän, nachdem eine herzliche Umarmung den Bruderbund besiegelt hatte, „jetzt kommt die Reihe an die Damen. Unsere Mädchen sollen leben! Möchten sie Muster von Frauen werden, und uns zu den glücklichsten Ehemännern machen!"

„Möchten wir Muster von Ehemännern werden, und sie zu den glücklichsten Frauen machen," berichtigte ihn Mannerstedt und leerte sein zweites Glas.

„Meinetwegen!" scherzte Ferdinand, „es geht auch an; aber aufrichtig gesagt, ich meine, das erstere paßt besser."

Jetzt kam Madame Brun mit dem Abendessen herein, und die ersten Strahlen des Tages grüßten bereits die Welt, als die jungen Herren noch mit dem Glase in der Hand beim Mahle saßen. „Nein, Ferdinand!" sagte Mannerstedt und schob zum fünften Male die Bouteille zurück, die ihm der Kapitän immer wieder hinrückte, „jetzt müssen wir wahrhaftig aufhören und ein paar Stunden schlafen. Ich bin es nicht gewöhnt, so viel zu genießen, und werde krank, wenn Du mich nöthigst noch mehr zu trinken.

„Ach was, Geschwätz! nur noch das Glas da. Zu Ehren unseres wackern Alten! Auf die Freude und das Wohlergehen seiner letzten Tage! Nun Mannerstedt, weigerst Du Dich, diesen Toast zu trinken?"

„Wir haben ihn schon zweimal getrunken," fiel Mannerstedt ein; „aber er verdient es, daß wir zum drittenmal darauf trinken. Doch jetzt, Ferdinand, keinen Tropfen mehr; bei Gott keinen Tropfen mehr! Gute Nacht!"

„Nun, so muß ich wohl Erbarmen mit Dir haben, Du Armer," lachte der Kapitän. Die Stühle wurden gerückt und die Herren gingen zur Ruhe.

Gegen neun Uhr Morgens trat Rosa in das Zimmer des Professors. Der Greis lag angezogen auf dem Sopha, und war gerade im Begriff, seine Morgenpfeife zu rauchen; aber es wollte nicht recht gehen, er war zu schwach.

„Wie geht es heute, bester Onkel?" fragte Rosa theilnehmend und beugte sich herab, um den gewöhnlichen Stirnkuß zu empfangen.

„Nun, nun, mein Kind, es geht so so! Ich erwarte nur Mannerstedt."

„Ach, und ich!" sprach Rosa in einem Tone, der von der höchsten Ungeduld zeugte, „ich sterbe beinahe vor Sehnsucht. Die Stunden wachsen zu Tagen und die Tage zu Ewigkeiten."

„Ja, ja, meine Liebe, so ist es, wenn man jung ist, und das Blut frisch und warm durch die Adern rennt; doch gehe jetzt in das gelbe Zimmer hinein, mein Mädchen, und hole das Buch, aus dem Du mir gewöhnlich vorliesest. Wir müssen allem aufbieten, um uns in der Geduld zu üben."

„Ja, das braucht es wahrhaftig" meinte Rosa und öffnete die Thüre. Aber mit einem heftigen Freudenschrei fiel sie in Mannerstedts ausgestreckte Arme, und an sein heftig klopfendes Herz. Drinnen wurde alles stille, still wie im Grab.

„Nun, wie steht es Kinder?" fragte der Professor, und stützte sich lauschend auf einen Ellbogen. „Kommt herein, daß ich Euch sehen kann; kommt, sage ich!"

Die Stimme ihres irdischen Schutzengels weckte die Glücklichen zum Leben und zur Wirklichkeit.

„Abgott meiner Seele, meine Geliebte, mein holdes Mädchen!" sagte Mannerstedt und betrachtete mit

unaussprechlichem Entzücken das reizende, von tausend Purpurwolken bedeckte Gesicht; er blickte in den reinen, offenen Himmel des blauen Auges und küßte die glühend rothen Lippen noch röther.

Da schob ihn Rosa leise zurück und flüsterte: „Der Professor ruft; laß uns zu ihm eilen, der uns dieses Uebermaß von Seligkeit bereitet hat; unsere Gefühle gehören jetzt ihm.“ Hand in Hand flogen sie zu dem Alten, faßten knieend seine Hände, und drückten sie in stummer unendlicher Rührung. Ihre Freudenthränen fielen wie wohlthuende Thautropfen in das Herz des Greisen.

„Nun Kinder, erholt Euch jetzt; das war ja eine rechte Ueberraschung, oder wie Rosa, mein Mädchen, hattest Du eine Ahnung davon?“

„Nein, bester Onkel, nur eine unendliche Sehnsucht,“ antwortete sie, und wandte den strahlenden Blick auf ihren Geliebten, dessen Arm sie umschlang. Und jetzt war wieder Papa Ling und die ganze Welt vergessen; sie sahen nur sich, alle Gedanken und Gefühle blieben wie von selbst stehen, ihre ganze Seele lag in ihrem Blick.

Aber bald kam Kapitän Ferdinand, und nachdem er einige Sekunden ein stiller Zuschauer dieser stummen, aber sprechenden Gruppe gewesen war, trat er hinzu und unterbrach mit seinen muntern Scherzen ihre stille träumerische Seligkeit.

Um eilf Uhr ging Mannerstedt in Gesellschaft des Kapitäns, um bei seinen künftigen Schwiegereltern seine Aufwartung zu machen. Gern hätte der Professor selbst seinen Schützling begleitet; aber leider konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Doch hatte er alles so klug und vorsorglich vorbereitet, daß er wußte, Mannerstedt würde mit Freude und ungeheuchelter Zärtlichkeit empfangen werden.

Rosa war etwas früher nach Hause gegangen, um die Eltern von der Ankunft ihres Bräutigams zu benachrichtigen.

Der Kommerzienrath ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er wünschte nur einmal den verdammten knappen Frack und die kurzen Beinkleider aus dem Kopf bringen zu können. Im Uebrigen hoffte er sich mit dem Schwiegersohne auszusöhnen, den ihm das Schicksal gegeben hatte.

Die Kommerzienräthin saß in der anmuthigsten Stellung auf dem Sopha, bereit, ihren alten Günstling zu empfangen, den sie sich mit wahrer Freude als Sohn dachte. „Höre, Rosa, meine Liebe, erzähle mir ein wenig! Ist er noch eben so hübsch und liebenswürdig, wie ehemals?“

„Ach!“ antwortete Rosa, „hübsch ist er freilich, weit hübscher als er je war; und was die Liebenswürdigkeit und Anmuth betrifft, so mag Mamma selbst darüber urtheilen. Da kommt er mit Ferdinand!“ — Die Herren traten ein, und der Kommerzienrath ging selbst mit wichtiger Miene seinem künftigen Schwiegersohne entgegen.

„Nun, mein Lieber,“ — — bei diesen wohlbekannten Tönen flog eine alte Erinnerung durch Mannerstedts Seele, und er erwartete nichts mehr und nichts weniger, als daß er jetzt die oft vernommenen Worte wieder hören würde: „Nun, mein lieber Kandidat, wird Er nicht“ u. s. w.; aber anstatt dessen kam Folgendes:

„Nun, mein lieber Rektor Mannerstedt, willkommen! Als Freund und Sohn in meinem Hause willkommen! Der Professor, der Ehrenmann, hat die Sache in Ordnung gebracht. Wir wollen also keine weitern Umstände machen, oder lange Reden halten.“ — Und mit diesen Worten schloß der Kommerzienrath zwar noch etwas wichtig, aber im Ganzen doch recht väterlich, den jungen Mann in seine Arme. Mannerstedts Aeußeres, sein We-

sen und seine Haltung machte Eindruck auf ihn, und mit sichtlichem Wohlwollen führte er ihn zu seiner Frau.

„Herrgott, Mannerstedt, mein lieber Junge!“ rief Madame Widen halb weinend, halb lachend, „wie stattlich und männlich und anmuthig bist Du geworden! Mein Gott, es geht doch sonderbar hier in der Welt zu, besonders was die Heirathen betrifft! Doch davon wollen wir nachher sprechen. Gott segne Dich, und mache Dich und meine Rosa glücklich!“ Die Kommerzienräthin beugte sich nieder, und drückte einen Kuß auf die Stirne des tief erröthenden, beinahe schüchternen Bräutigams, und sagte dabei recht mütterlich zärtlich: „Mein Sohn, mein Franz, hab' ich Dich nicht immer geliebt?“

Nie war Madam Widen so einfach und wahr, vielleicht nie so gerührt gewesen, seit ihrem eigenen Verlobungstage.

Ehrerbietig führte Mannerstedt die dargebotene Hand an seine Lippen, an sein von der reinsten menschlichen Lust schwellendes Herz. — „Meine gütige, meine unsäglich theure Mutter! Ewig wird Ihre unendliche Güte, Ihre freundliche uneigennützige Sorgfalt in meinem Herzen leben, und kein Wechsel wird diese Schrift verdunkeln können.“

Am Abend desselben Tags war die ganze Familie bei dem Professor versammelt, wo man die Ringe wechselte; aber am zweiten Festtage wollte die Kommerzienräthin ihren Will en haben, und somit wurde die Verlobung auf's Neue in einer glänzenden Gesellschaft verkündigt, wobei die eingeladenen Gäste bemerkten, daß sich Fräulein Widen ganz anders als bei ihrer ersten Verlobung benahm. Jetzt konnte Niemand, der sie sah, noch ein Bedenken darüber haben, ob sie eine glückliche Braut sey, was bei der ersten Gelegenheit nach Mancher Dafürhalten etwas zweifelhaft gewesen war.

Mit dankbarem Entzücken empfing Mannerstedt von

dem Professor die Nachricht von seinem sechswöchentlichen Urlaube, und mit noch größerem Entzücken erfuhr er von seinen künftigen Schwiegereltern, daß die Hochzeit noch so lange er in H — sey, gefeiert werden solle.

Bei der letzten Freudenbotschaft wuchsen jedoch Mannerstedt eine Menge Mücken im Kopfe, deren Hantieren dort, wie er dem Professor anvertraute, höchst natürlich davon herrühre, weil seine Junggesellenwirthschaft erst noch einige weitere Anordnungen erfordere. Aber als ihn der Professor auch in dieser Hinsicht durch die Versicherung beruhigte, daß alles bei seiner Heimkehr fertig seyn würde, überließ sich unser Held ausschließlich der gegenwärtigen Glückseligkeit, deren einziger Schatten die immer mehr zunehmende Schwäche des alten Lings war.

Johannis war von dem Alten zum Hochzeitstag ausersehen, und dieser sollte nach seinem ersten Ausspruch in aller Stille in seinem Hause und nur in Gegenwart der nächsten Anverwandten gefeiert werden. Aber mit jedem Tag, mit dem man der doppelten Feierlichkeit näher kam, wurde der Professor schlimmer, und konnte endlich das Bett nicht mehr verlassen.

Der Kronvogt Ahlmark und der Kommerzienrath versuchten deßhalb jeder für sich die Bitte durchzusetzen, daß die Hochzeit in einem ihrer Häuser gefeiert werden möchte, doch umsonst, es ließ sich nicht thun. Der Alte wollte sich auf seinem Ruhebette in den Saal hinaustragen lassen, um mit eigenen Augen ihre Verbindung sehen zu können. Niemand wagte dem zu widersprechen, den alle verehrten. Deßhalb machte man auch alle Vorbereitungen, um seinen Wunsch zu erfüllen, und der einzige Trost der Kommerzienräthin, sowie der Madame Ahlmark, war der Gedanke an das Hochzeitfest am andern Tag, das Beide gemeinschaftlich geben wollten.

Seit Mannerstedts Ankunft hatten häufige, lebhafte Berathungen zwischen ihm, dem Kapitän, Rosa und Ka=

rolinen statt gefunden. Man sandte Briefe ab und empfing welche, die offenbar ein Geheimniß enthielten, denn sie wurden nie in Gegenwart des Professors abgegeben oder geöffnet; doch weihte man endlich den Kommerzienrath und seine Frau in das Geheimniß ein, und jetzt gab es ein Schaffen und Ordnen im Gastzimmer, woraus man schließen konnte, daß Fremde erwartet wurden.

„Ich weiß nicht," sagte der Professor eines Abends, einige Tage vor dem Feste, „warum Ihr alle so ein Geläufe und Wesen habt. Ich hab' Euch ja gesagt, Kinder, daß durchaus keine Extra-Feierlichkeiten veranstaltet werden dürfen. Recht und schlecht soll es seyn, und doch sehe ich deutlich, daß Ihr Alle besonders heute Abend Euch gehabt, als ob Ihr Quecksilber in Euch hättet. Nicht mehr als Eines oder Zwei vermag es ja zugleich hier zu bleiben. Sitzt jetzt hübsch ordentlich zu mir her, und macht Euch kein Kopfverbrechen; die Sache wird dadurch nicht feierlicher oder heiliger."

Die Verlobten sahen einander etwas verlegen an. Es war klar, daß sie etwas auf dem Herzen hatten. Und nicht ohne Unruhe blickten sie nach dem gelben Zimmer, wo eine hohe Männergestalt und ein zartes, weibliches Wesen abwechslungsweise an der halbgeschlossenen Thüre vorüberschwebte. Inzwischen setzten sich die jungen Leute um das Bett; aber obwohl schwach, hatte der Professor doch mit seinem alten Scharfblick ihre Bewegung und ihre Blicke nach der Thüre wahrgenommen. Seine Augen folgten den ihrigen, und mit einer Stimme, die seine gespannte Erwartung verrieth, fragte er schnell: „Wer regt sich im Wohnzimmer?"

Alle schwiegen; nur Mannerstedt trat heran. „Mein theuerster Vater," sprach er leise und heftete den forschenden Blick auf die Züge des Professors. „Wir haben einen Wunsch zu errathen gewagt, von dem wir glaubten, daß er in Ihrem Herzen ruhe. Sie sind uns deßhalb doch nicht böse?"

„Ach, nun weiß ich es,“ erwiederte der Alte, und ein Lächeln der reinsten Befriedigung spielte um die bleichen Lippen. „Gott segne Euch, Kinder, für die Freude, die Ihr mir dadurch bereitet habt! Laßt sie hereinkommen.“

Rosa öffnete rasch die Thüre und winkte den Wartenden, näher zu treten. Wallinder führte oder trug vielmehr seine zitternde Braut über die Schwelle zum Bette hin,

Tief erschüttert beim Anblick des geliebten Alten sank Hilda schluchzenden seinem Ruhebette nieder.

„Nicht so, Kind,“ sagte der Professor und bemühte sich, seinem schwachen und matten Tone einige Festigkeit zu geben, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte. „Der alte Ling mußte ja doch einmal hinüber wandern. So sieh' jetzt hübsch empor! Du blühst ja wie eine Rose, Hilda; und dies ist also Dein Bräutigam? Willkommen, herzlich willkommen, Ihr Beide!“ — Der Blick des Professors ruhte mit Wohlbehagen auf Wallinders edler Gestalt. Dieser beugte sich tief über die Hand des Greisen und drückte sie mit warmer Rührung an seine Lippen.

„Nun, wie habt Ihr es denn angefangen, meine Kinder, daß Ihr mir diese Ueberraschung bereiten konntet?“ sprach endlich der Professor und sah fragend im Kreise umher.

„Ich berieth mich mit Mannerstedt und Ferdinand, bester Onkel,“ begann Rosa, „und dann schrieben wir alle Drei an Hilda und Wallinder, die mit Freuden in den Vorschlag eingingen, und es konnte sich um so leichter bewerkstelligen lassen, als sie auf alle Fälle nächsten Monat Hochzeit gemacht hätten. Wallinder ließ sich sogleich aufbieten; einer seiner Amtsbrüder nahm es auf sich, seinen Dienst zu versehen und jetzt sind sie hier, um an demselben Tage wie wir unter den Augen unseres geliebten Onkels zu einem ganzen Leben voll Glück und Frieden eingesegnet zu werden.“

„Das geht ja im Galopp mit Deiner Erzählung, liebes Kind," versetzte der Professor, und gegen Wallinder und Hilda gewandt, setzte er hinzu: „Ich fürchte, daß diese für mich so theure Stunde Euch viel Mühe gemacht hat. Was sagte mein Bruder und meine Schwägerin dazu, sie konnten wohl nicht mitkommen?"

„Sie konnten nicht zu Hause bleiben," erwiederte Hilda und legte die Hand des Onkels über ihre thränenden Augen. „Sie mußten ebenfalls mit, um dem Freudentag ihrer Kinder anzuwohnen, und noch mehr um einige freundliche Worte von den Lippen zu erhalten, die so lange für sie geschlossen waren, die aber gewiß die Sehnenden jetzt mit einem Worte des Willkomms beruhigen werden."

Der Professor erhob sich ein wenig. „Sind sie hier," sprach er weich. „Mein Bruder — wo bist Du, Hermann?"

Noch einmal ging die Thüre auf, und die Brüder lagen einander in den Armen. Frau Borgensköld stand zitternd am Kopfkissen, bis Hilda ihre Lippen dem Ohre des Professors näherte, und bittend flüsterte: die Mamma!" — Da streckte er die Hand gegen seine Schwägerin aus, und ein leises, aber deutliches: „Ich war zu hart; verzeih' mir, Elisabeth!" vereinigte alle getrennte Herzen in einem heiligen und friedlichen Einklang.

Am Tage vor der Trauung war der Professor so schwach, daß es der Arzt kaum für möglich hielt, daß er die Feier, die er selbst angeordnet hatte, erleben könnte. Lieutenant Borgensköld fragte daher seinen Bruder, ob der Akt nicht an demselben Abend noch vorgenommen werden sollte; aber leise den Kopf schüttelnd, schlug der Professor jede Aenderung in dem einmal festgesetzten Plane ab. Die Verlobten waren alle um ihn, und wetteiferten mit einander, seine geringsten Wünsche zu errathen und ihnen zuvorzukommen. Allen seinen Schütz-

lingen lächelte er sanft zu; doch schien dieses Lächeln am weichsten zu seyn, wenn er in Rosa's thränendes Auge schaute. Wallindern flüsterte er zu: „Der Herr Bruder bekommt ein vortreffliches Weib. Es ist Kern in dem Mädchen! Sie sieht aus, als sey sie so weich, wie Wachs; aber ihr Gemüth ist fest wie Eisen. Ich habe es erprobt, und sie hat die Probe bestanden, wo die meisten Weiber geschwankt haben würden."

„Ich kenne ihren Werth, und werde getreu den edlen Schatz bewahren, den mir der Herr anvertraut hat," erwiederte Wallinder, indem er dankbar dem Professor die Hand drückte für den Lobspruch, den dieser seiner Braut gegeben hatte.

Gegen Mitternacht wollte der Professor, daß die jungen Leute ihn verlassen sollten; aber als sich alle Hände flehend gegen ihn ausstreckten, und alle Blicke ihn wärmer, als es Worte hätten thun können, um die Erfüllung ihres gemeinschaftlichen Wunsches baten sprach er matt und kaum hörbar: „So bleibt denn da, meine Kinder; und Du, Mannerstedt, lies mir vor."

Er wählte selbst ein Paar Abschnitte aus der Bibel und sodann einige von Wallins herrlichen Psalmen. Alles war so ruhig, so still und friedvoll im Zimmer. Mannerstedts tiefe volle Stimme schwebte wie ein Geistersäuseln, Hoffnung und Seligkeit verkündend, durch den Raum.

Gegen Morgen schlummerte der Professor einige Stunden, und am Johannis Abend fühlte er sich besser, als er seit langer Zeit gewesen war, oder war es vielleicht nur das scheinbare Aufflammen der gebrochenen Kraft, die den zitternden Lebensfunken noch einige Stunden festhalten wollte.

Um sieben Uhr Abends wurde er seinem Wunsche gemäß in den Saal getragen, der zierlich mit Blumen geschmückt an die vielfache Feier erinnerte. Bald sah

man die drei seligen Paare die Kniee beugen und die priesterliche Besieglung des wichtigen Bundes empfangen. Keine steifen Komplimente, keine feierlichen Glückwünsche oder Reden kühlten die reine Flamme ab, die in den Herzen der Neuvermählten brannte. Alles war stille. Nach einer stummen innigen Umarmung der Eltern traten die jungen Paare an das Lager ihres väterlichen Freundes. Da lag der alte Mann mit einem verklärten Lächeln auf den aschgrauen Lippen, die Hände fest zum Gebet zusammengefaltet, und das Auge mit einem Blick voll tiefer unendlicher Liebe auf seine Theuren geheftet. Mit Mühe trennten sich die Hände, um sich segnend über sie auszustrecken. Diese Bewegung war seine letzte. Kraftlos sanken die Arme herab, die freundlichen Augen schloßen sich für immer, und um Professor Lings leblose Hülle knieten weinend die Wesen, deren Glück er bereitet hatte.

Ende.

Zur Nachricht!

Bis jetzt erschienen im **belletristischen Auslande**, herausgegeben von **C. Spindler**, folgende treffliche Romane:

1—2ter Bd. **Bremer, Friederike,** die Töchter des Präsidenten.

3—7ter „ — Nina.

8—12ter „ — Die Nachbarn.

13—14ter „ — Streit und Friede, oder Scenen aus Norwegen.

15—19ter „ — Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.

20—21ster „ — Die Familie H.

22—28ster „ **Flygare-Carlén,** die Rose von Tistelön.

29—31ster „ — Waldemar Klein.

32—37ster „ **Czaykowski,** Wernyhora, der Seher in der Ukraine.

38—40ster „ — Kirdschali.

41—44ster „ **Flygare-Carlén,** der Skutsjunge.

45—71ster Bd. **E. Sue,** Pariser Mysterien und Gerolstein.

72—77ster „ **Flygare-Carlén,** Gustav Lindorm, oder führe uns nicht in Versuchung!

78—83ster „ **Marryat,** Reisen und Abenteuer des Monsieur Violet in Californien, Sonora und im westlichen Texas.

84—87ster „ **Cooper,** Edward Myers, oder Erinnerungen aus dem Leben eines Seemanns.

88—91ster „ **Bremer, Friederike,** Ein Tagebuch.

92—98ster „ **Boz,** Ein Weihnachts-Jubelgesang in Prosa. — Leben und Abenteuer des Herrn Martin Chuzzlewit etc. 1—6ter Theil.

99—103ter „ **Flygare-Carlén,** der Stellvertreter.

104—107ter Bd. **Soulié,** von Tag zu Tag. Ein Seitenstück zu den Pariser Mysterien.

Vögl

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie

Der Professor und seine Schützlinge

Stuttgart 1844

P.o.rel. 7513 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038716-7